



JENS MURKEN

Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit

Gesammelte Beiträge zu Methode und Praxis

Jens Murken

Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit

Gesammelte Beiträge
zu Methode und Praxis

Satz: escrit. agentur für alte und neue medien
www.ecrit.de / info@ecrit.de

ISBN: 9798647555144
Imprint: Independently published

Bielefeld 2020

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	5
---------------	---

I. Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit

Zugänge zum Themenfeld	13
------------------------------	----

Historische Bildungsarbeit – Öffentlichkeitsarbeit. Eine theoretische Annäherung	25
---	----

Herausforderungen der archivischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit	41
---	----

Mit Schülerinnen und Schülern auf Spurensuche – Archivische Vorbereitung und Begleitung von Geschichtswettbewerben	57
--	----

Scheitern als Chance – Lehren aus missglückter archivischer Bildungsarbeit	77
---	----

Die Beteiligung von Studierenden an den Kernaufgaben kleinerer Archive	95
---	----

II. Instrumente archivischer Öffentlichkeitsarbeit

Zu Gast bei Freunden! – Der „Tag der Archive“ unter Dienstleistungsgesichtspunkten	119
---	-----

Archivisches Vorschulkinderverprogramm zum „Tag der Archive“	133
---	-----

Hilfe bei der Archivgutrettung in Köln	143
--	-----

Archivpädagogik und Soziale Netzwerke	149
---	-----

III. Biographische Zugänge zur Geschichte

Erinnerungskultur und Biographie. Zur kommunikativen Praxis der Geschichte	161
Hans Ehrenberg (1883-1958) als Namenspatron einer Schule	185
Mehr als das gesprochene Wort – Zur Methode der Oral History	213
Ego-Oral History. Zur Rolle der Oral Historians in zeitgeschichtlichen Erinnerungsprojekten	223
Veröffentlichungsnachweis	253

Vorwort

In diesem Buch sind Beiträge versammelt, die sich mit Praktiken der Archivarbeit und der Geschichtswissenschaften beschäftigen, für die das reale Zusammenkommen, das Beieinandersein und Miteinanderwirken von Menschen zentrale Bedingungen und Konstellationen sind: Archivpädagogik und Öffentlichkeitsarbeit, Historische Bildungsarbeit und Erinnerungsinterviews beruhen im herkömmlichen Verständnis auf kommunikativen Gegenwartserfahrungen und persönlichen Interaktionen im Nahbereich eines Archivs oder eines Seminarraums. Geschichte soll gerade durch die Anwesenheit von lebendigen Quellen und lebenden Zeitzeugen zu einer Praxiserfahrung auch für die Forschenden, für die Spurensucher und die Nachwuchshistorikerinnen und -historiker werden. Im Archiv kann Geschichte, wie auch im Museum, in einer Bibliothek oder in einer Gedenkstätte, haptisch und authentisch erfahren werden. Die Vermittlungsarbeit von Archiven lebt von den Interessen ihrer Besucher – Nutzer, Kunden oder Gäste –, von der Beratungssituation und vom fachlichen Austausch im Gespräch, von Führungen und Besichtigungen, von der Überwindung einstiger Schwellenängste gegenüber den hoheitlichen Schatzkammern des kollektiven Gedächtnisses.

In den Zeiten der weltweiten Corona-Pandemie seit Ende 2019 sind diese elementaren Voraussetzungen für Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit, unter die hier auch die Erinnerungsarbeit und die Oral History gefasst werden sollen, nicht mehr gegeben und gewährleistet. Wie sämtliche Kultureinrichtungen, große Behördenteile und zahllose Unternehmen hatten auch die öffentlichen Archive weitgehend unvorberei-

tet nicht nur ihre Besucherräume zu schließen und sich damit auf einen Notfall einzustellen, der in keinem Szenario der nach dem Kölner Archiveinsturz 2009 zur gegenseitigen Hilfe eingerichteten lokalen Notfallverbände von Archiven, Bibliotheken und Museen vorhergesehen war. Die große Diskrepanz zwischen öffentlich getragenen oder mitfinanzierten Einrichtungen, die auch eine längere „Durststrecke“ ohne Publikum und Kundschaft wirtschaftlich überstehen können, und Kulturbetrieben, Künstlerinnen und Künstlern, die weitgehend von Eintrittsgeldern, Tantiemen und Veranstaltungserträgen – im Wortsinne – leben, wurde im angeordneten „Lockdown“ rasch offensichtlich. Auch diesem Notfall muss rasch begegnet werden.

Die Dauer dieser Pandemie und die Wiederkehr vergleichbarer Seuchen, die das Potenzial haben, das öffentliche Leben für unbestimmte Zeiträume herunterzufahren, sind nicht absehbar. Ebenso kennen wir die Folgen für die von ihren Freunden, von vielen Verwandten, aber eben auch von ihren Bildungseinrichtungen, den Kindertagesstätten und Schulen, den Ausbildungsstätten und Hochschulen ausgeschlossenen Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht. Entwicklungsverzögerungen und psychische Verhaltensauffälligkeiten angesichts monatelanger Betretungsverbote werden insbesondere bei den Jüngsten befürchtet. In der Krise wird zugleich sichtbar, wie viel lebenswichtiger die pädagogischen Angebote im Vergleich zu den materiellen Konsumgütern für die persönliche und familiäre Stabilität sein können. Der Verlust und die Verlust Erfahrung verdeutlichen die individuelle und gesamtgesellschaftliche Relevanz von Bildungsräumen.

Viele Archive reagierten, wie auch Bibliotheken, Museen, Kulturbetriebe und Gedenkstätten, in der Krise angesichts des „Lockdowns“ und des gebotenen „Social Distancing“ rasch mit der Verbesserung oder Nachrüstung ihrer digitalen Angebote. Dazu gehörten virtuelle Ausstellungen ebenso wie Livestreams von Veranstaltungen ohne Publikum, oder Chats und Videokonferenzen an der Stelle, wo üblicherweise Gruppen- oder Partnerarbeit angesagt war. Den Universitäten gelang recht schnell, schon vorher bestehende E-Learning-Plattformen für die seit dem Sommersemester 2020 rein digital gestützte Lehre auszuweiten, oder digitale Lehr- und Forschungsstrukturen weiterzuentwickeln. Die Körber-Stiftung in Hamburg, ansonsten u.a. verantwortlich für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, initiierte für die schulbefreite Jugend rasch eine gesonderte „Mitmach-Aktion“ (für Kinder und Jugendliche im Alter von bis zu 21 Jahren) mit dem Titel „Geschichte für morgen. Unser Alltag in der Corona-Krise“, für die zum Abgabetermin Mitte Mai 2020 sage und schreibe 1.120 Beiträge eingereicht worden waren. Im Archivwesen erwiesen sich digitalisierte Beständeübersichten als ebenso nachgefragt wie Lizenzen für Fachdatenbanken und Fachinformationsdienste des Bibliothekswesens oder wie im Internet angebotenes Archivgut und Quellensammlungen – man denke beispielsweise an die Portale für Matrikel und Kirchenbücher zum Zwecke der Familienforschung. Dennoch handelt es sich bei den Versuchen einer digitalen Teilhabe vielfach um konsumtive Angebote auf dem Niveau von Web 2.0-Anwendungen. Und studieren ohne Diskussionen von Angesicht zu Angesicht in rein digitalen Veranstaltungen entfernt Hochschulen und Universitäten nicht nur von ihren Studierenden, sondern

auch von ihrem eigentlichen Zweck, geschützter Raum für wissenschaftlichen Austausch und Labor sozialer Interaktionen zu sein. Die Digital Humanities hingegen dürfen ihre vernetzten, computergestützten Analysen, Auswertungen, Editionen und Präsentationen geisteswissenschaftlicher Daten in diesen Zeiten geradezu paradigmatisch als Königsdisziplinen im Wissenschaftsbetrieb verstehen. Neben den technischen Perspektiven scheint auch das ihnen immanente Potenzial für Wissenschaftskommunikation, Forschungstransfer und Didaktik unerschöpflich zu sein. Dennoch verbietet es sich aus Gründen der Ethik, die Krise als Chance zu interpretieren. Auch wenn technische Infrastrukturen bestehen bleiben und gar zu ihrer Bekämpfung instrumentalisiert werden können, greift die Krise finanzielle Ressourcen und Humankapital, Gesundheit und Leben der Menschen, bürgerliche Freiheitsrechte und demokratische Grundordnungen elementar und existenziell an. Verschwörungstheorien finden eine ebenso virale Verbreitung wie die aktuelle SARS-Pandemie. Geschichtsbewusstsein und Historische Bildungsarbeit können der gesellschaftlichen Imprägnierung dagegen dienen und Orientierungswissen vermitteln. Und auch wenn sich trefflich über Archivpädagogik und Bildungsarbeit unter Einsatz von Lernrobotern nachdenken ließe, wie sie beispielsweise bereits am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Münster zum Nutzen der Lehrerbildung und im Unterricht erforscht werden, so soll an dieser Stelle die menschliche der künstlichen Intelligenz vorgezogen werden. Der Mensch steht bei der Archivpädagogik und der Historischen Bildungsarbeit, bei der Erinnerungskultur und der Oral History nicht nur im Mittelpunkt – es geht um

ihn und um die Interaktion mit ihm. Der technische Einsatz hat an diesem Punkt rein dienenden Charakter.

Sofern in der Corona-Pandemie der Dienstbetrieb von Archiven aufrecht gehalten werden konnte bzw. sobald er wieder in Gang gebracht worden war, versuchten die Archivmitarbeitenden mit intensiverer Auskunftserteilung per E-Mail einen gewissen Recherchebedarf von Forschenden zu ferndienstlich kompensieren. Gleichwohl konnte diese Art von Archivarbeit lediglich eine Form von Notbetrieb darstellen, der eher an längst vergangene Zeiten öffentlich nicht zugänglicher Geheimarchive zu erinnern schien als an moderne Archivdienstleistung. Den Kontakt zu ihren Nutzern und zur Öffentlichkeit stellten Archive aber auch mit unkonventionellen Dokumentationsvorhaben her, indem sie bald damit begannen, die Einwohnerschaft ihres „Archivsprengels“ um die Zulieferung von Materialien und Dokumenten, Bildern und Dateien zu bitten, die die typischen aktuellen Erscheinungsformen des Lebens in Pandemie-Zeiten zu beschreiben versprochen. Dieses Unterfangen drückte implizit das zeitgemäße Selbstverständnis heutiger Gedächtniseinrichtungen aus: Archive sind für Menschen da, und damit sind sie systemrelevant.

Dieser Ansatz zieht sich auch durch die folgenden Beiträge, die größtenteils an verschiedenen Stellen und lange vor den allerorten spürbaren Folgen der Coronavirusbedrohung veröffentlicht worden sind. Sie hier zusammenzuführen, diente dem Zeitvertreib nach Feierabend im „Homeoffice“ und geschah in der Hoffnung auf die baldige und vollständige Wiederkehr der Möglichkeiten für Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit im direkten zwischenmenschlichen Kon-

takt. Dass dies nicht überall und für jeden der Fall sein wird, verdeutlicht in der westfälischen Archiv- und Diakoniegeschichtsszene schmerzhaft der tragische Tod von Reinhard van Spankeren in der Karwoche 2020 im Zusammenhang mit einer Covid-19-Erkrankung. Dem geschätzten langjährigen Kollegen im Archiv des Diakonischen Werkes von Westfalen, der zuletzt Leiter der Abteilung Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe gewesen ist, verdanke nicht nur ich den berufsbiographisch durchaus prägenden Genuss zugewandter, kompetenter und unkonventioneller Unterstützung bei der Archivrecherche, sondern auch bei Fragen, die viel wichtigere Dinge im Leben betrafen. Das vorliegende Buch soll seinem Andenken gewidmet sein.

Dr. Jens Murken
Bielefeld, 21. Mai 2020

I.

**Archivpädagogik und
Historische Bildungsarbeit**

Zugänge zum Themenfeld

1. Archivpädagogik für die ganze Familie

„Archivpädagogik für die ganze Familie“ – was soll das eigentlich bedeuten?! „Für die ganze Familie“ ist heutzutage doch eigentlich gar nichts mehr, seit „Wetten dass“ oder zumindest seit „Schlag den Raab“ nicht mehr im Fernsehen laufen! Von Familienurlaube n melden sich spätestens die 14-Jährigen für bessere Alternativen ab, hinterm Drehkreuz am Eingang zu einem x-beliebigen Freizeitpark „für Groß und Klein“ zerstreut sich die Sippe ebenso grußlos wie fluchtartig in alle Winde, und das Kinoprogramm wiederum, das an sogenannten „Famili entagen“ läuft und mit dem man ja – laut Werbung – „beim Kinobesuch sparen“ können soll, das richtet sich mit den – trotz 3D – oberflächlichen Farb- und Akustik-Explosionen seiner Animationsfilme höchstens an die unter 9-Jährigen und quält die Erwachsenen in einem ungesunden zweistündigen Schlafentzug. Ein Erlebnis für die ganze Familie ist dies sicher nicht; es handelt sich lediglich um die notgedrungene Begleitung Erwachsener.

Bei archivpädagogischen Veranstaltungen hingegen, insbesondere, wenn sie sich exklusiv an Kinder richten, ist eine solche Begleitung nicht vorgeschrieben, meist nicht erforderlich und mitunter nicht einmal erwünscht (von Kindern wie vom Archivpersonal). Bietet man eine derartige archivpädagogische Veranstaltung für Kinder an, ja, dann weichen die Eltern – auch wenn man sie nicht dabei haben will oder – positiv gewendet – wenn man ihnen ein kinderfreies Zeitfenster am Nachmittag oder am Wochenende verschaffen will, ihrem lieben Nachwuchs keinen Handbreit von der Seite! Was bitte ist am Archiv eigentlich so bedrückend und angstma-

chend, dass man seine Kinder dort nicht allein lassen mag, während man im Kino reihenweise 10-Jährige in FSK 12-Filmen antreffen kann?! Wo sind da eigentlich die Eltern?! – Womöglich ist es bei der Archivpädagogik einfach anders als im Kinderkino: Es ist attraktiv für alle Beteiligten, für Kinder, für Eltern und natürlich auch für die Archivmitarbeitenden! Insofern sind es keine echten Nöte, wenn die Eltern als aufmerksame Begleitung ihrer Kinder – und somit als sekundäre Zielgruppe – an archivpädagogischen Veranstaltungen beteiligt sind oder in die Historische Bildungsarbeit von Archiven einbezogen werden. Es handelt sich vielmehr um eine mitunter sogar sinnvolle Erweiterung des „Publikums“, insbesondere wenn aufgrund basaler thematischer Zugänge und grundständischer Erklärungsansätze auch Eltern sich getrauen, Nachfragen zu stellen, die das ein oder andere lebensaltersbedingt noch schüchterne Kind nicht zu äußern vermag. – Dies alles darf indes ruhig die augenzwinkernd vorgestellte Alternative zur üblicherweise zielgruppengenaue Archivpädagogik sein, die interessens- und lebensaltersangemessene Veranstaltungen mit und für Kleinkinder und Schulkinder, Jugendliche und junge Erwachsene, Vereine und VHS-Gruppen, Fachleute und interessierte Laien usw. zu realisieren versucht.

Wenn wir das Thema „Archivpädagogik“ behandeln, dann steht uns damit zunächst ein archivischer Aufgabenbereich vor Augen, der sich im engeren Sinne mit der Bildung von Kindern und Jugendlichen, von Schülerinnen und Schülern, am außerschulischen Lernort Archiv beschäftigt. Dabei geht es der Archivpädagogik nicht darum, alternative Klassenzimmer anzubieten und den herkömmlichen Unterricht in Fächern, wie u.a. Geschichte, Politik, Religion und Sozialwissenschaften,

zur Abwechslung aus dem Schulgebäude auszulagern. Vielmehr dient die Archivpädagogik im engeren Sinne dazu, Schülerinnen und Schüler mit den Aufgaben, den Arbeitsweisen und den Medien eines Archivs vertraut zu machen. Offengestanden handelt es sich bei der Archivpädagogik zunächst einmal um ein Anliegen der Archive und nicht der Schulen oder gar der Schülerinnen und Schüler. Archivpädagogik ist Teil der archivischen Öffentlichkeitsarbeit, dient damit zunächst einmal der archivischen „Leistungsschau“ und dem weiteren Zweck, Hemmschwellen zum Besuch eines Archivs abzubauen. Da Archive die Funktion gesellschaftlicher Gedächtnisspeicher besitzen und damit die kulturelle Eigenart einer Gesellschaft herzuleiten und abzubilden vermögen, ist sicherlich ein solcher archivpädagogischer Kontakt per se relevant und für das weitere Leben bildend und notwendig – ebenso wie Schülerinnen und Schüler auch Bibliotheken, Museen und Gedenkstätten, Kirchen, Synagogen und Moscheen während ihrer Schullaufbahn kennengelernt haben sollten. Finden derartige Besuche und Unternehmungen im Rahmen von Schulunterricht, Exkursionen und Klassenfahrten statt, dann ist dadurch deutlich und spürbar, dass es sich um Pflichtveranstaltungen handelt, ohne dass ich damit ein Gesamturteil über den Lernerfolg oder die „innere“ Bereitschaft der Schülerinnen und Schüler der – in unserem Fall – archivpädagogischen Maßnahme fällen möchte. Es geht mir zunächst darum, auf das „Setting“, auf die Initiatoren und auf die Intention solcher Pädagogik hinzuweisen. Bei der Archivpädagogik haben wir es also mit einem archivischen Angebot zu tun, das in Kollaboration mit dafür aufgeschlossenen Lehrerinnen und Lehrern in zumeist punktuellen, mitunter auch seriellen Veranstaltungen die Eigenarten,

Potenziale und Vorzüge des Archivwesens an zwangsverpflichtete Kinder und Jugendliche zu vermitteln versucht. Als Bielefelder führe ich zum anschaulichen Vergleich an, dass die „Dr. Oetker Welt“ in ihrer umgebauten Puddingpulverfabrik ganz ähnliche Absichten verfolgt – Slogan: „Entdecken Sie die Faszination der Marke mit allen Sinnen!“ Wir Archivpädagogen sind ebenfalls Markenbotschafter und haben in mittlerweile weit mehr als 30 Jahren ausgefeilte Programme und altersgemäße Projekte entwickelt und etabliert, mit denen wir das „forschend-entdeckende Lernen“ als Krone der Unterrichtskonzepte in unseren Häusern aufgreifen und anbieten. Hier gibt es mittlerweile wirklich zahllose kreative, medial vielfältig aufbereitete, auch von Schülerinnen und Schülern durchaus – insbesondere als Alternative zum herkömmlichen Unterricht – goutierte archivpädagogische Angebote, die selbst von den Archivträgern, die ja letztlich den Markenkern darstellen, unterstützt, akzeptiert oder zumindest hingenommen werden. – Ich wiederhole noch einmal, dass ich hier und jetzt keineswegs die archivpädagogischen Angebote kritisieren, sondern lediglich auf die übliche Ausgangslage für den Alltag der Archivpädagogik verweisen möchte: Archivpädagogik ist als archivische Vermittlungsart prinzipiell angebotsorientiert, d.h. auf die Interessen und Möglichkeiten der einzelnen Archive abgehoben. Und sie ist nachfrageorientiert, insofern es um das Interesse mancher Lehrerinnen und Lehrer geht, einen außerschulischen Lernort zu nutzen. – Wo aber tauchen die Bedürfnisse und Interessen der Schülerinnen und Schüler in diesem „Setting“ auf? Sicher ist, wie bei allen Bildungsinhalten: Für etwas, von dessen Existenz man nichts weiß, kann man sich nicht interessieren. Um diese Kenntnislücken zu schließen, gibt es

die Schulpflicht. Und die Pädagogik stellt den Versuch dar, diesen Bildungs- und Erziehungsauftrag möglichst einvernehmlich und erfolgreich zu gestalten.

Ich möchte an dieser Stelle ein Bekenntnis formulieren: Ich bin ein Verfechter des lebenslangen Lernens und plädiere dafür, die Wochenarbeitszeit bei vollem Lohnausgleich herabzusetzen, zugleich aber eine Art kostenlose, werktäglich zweistündige Weiterbildung in individuell frei bestimmbar Lernfeldern für jeden Menschen jeglichen Alters anzubieten (vergleichbar den Volkshochschulen in Deutschland oder auch den „Community Colleges“ in den USA). Ich plädiere außerdem für ein verbessertes intergenerationelles und interkulturelles Lernen, für mehr Achtsamkeit in Fragen des Wissenstransfers und in Bezug auf die Nutzung von Erfahrungswissen. – Diese etwas allgemein und – hinsichtlich des Lohnausgleichs – populär formulierten Postulate erscheinen mir im medial komplexen und fluiden Digitalen Zeitalter, zugleich im postfaktischen Zeitalter, aber auch angesichts des sog. „Todes der Zeitzeugen“, d.h. des Absterbens der letzten Erfahrungsgeneration des Holocaust und des Nationalsozialismus mehr als frappierend zu sein und ließen sich durch Studien und Zeitanalysen zur Virulenz von „Fake News“, von abgeschöpfter und akkumulierter „Big Data“ und zur Auflösung der etablierten bundesrepublikanischen Erinnerungskultur untermauern. – Wir befinden uns mit dieser Gegenwartsdiagnose auch inmitten der Herausforderungen der Archivpädagogik und der Historischen Bildungsarbeit, und ich will damit die gesamtgesellschaftliche Bedeutung und Verantwortung von Archiven zumindest einmal ausdrücklich benennen. Wenn wir in den Archiven Archivpädagogik in Zusammenarbeit mit Schulen und Lehrkräften betrei-

ben sowie im Rahmen der Historischen Bildungsarbeit unsere Archivalien und Themen in Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaft auswerten und öffentlich präsentieren, dann geschieht das nicht allein zur Leistungsschau der Archive und ihrer Mitarbeitenden und Träger. Es handelt sich hingegen um den archivischen Beitrag zur kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte und zur Vermittlung eines vollständigen, differenzierten und multiperspektivischen Geschichtsbewusstseins, wie es im Positionspapier des „Arbeitskreises Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit im VdA“ vom Oktober 2017 heißt.

„Archivpädagogik für die ganze Familie“ kann es also, folgt man meiner Definition, nur unter den veränderten, gewiss utopischen Bedingungen eines geregelten lebenslangen Lernens für jede Altersgruppe, nicht aber im Rahmen des herkömmlichen Geschichtsunterrichts geben. – Oder vielleicht doch? Es gäbe tatsächlich eine Reihe von schulischen Beispielen zu benennen, in denen der Unterricht, üblicherweise der Geschichtsunterricht, sich durchaus auch früheren Epochen der Geschichte auf dem Wege einer biographischen Annäherung widmet – ohne dabei den Lehrplan allzu weit auszudehnen. Recherchen zu Wanderungsbewegungen in der Geschichte, aber auch zu allen Themenfeldern des 19. und 20. Jahrhunderts, beispielsweise der Industrialisierung oder der Nachkriegszeit, lassen sich mit familiären Vorfeldstudien der Schülerinnen und Schüler beginnen. Geborene Partner derartiger Familienforschung können immer wieder auch die Archive sein. Familienforschung ist, insbesondere in Kirchenarchiven, ein geradezu idealtypisches Betätigungsfeld für die Archivpädagogik: Die Archive verfügen mit den Kirchenbüchern und Personenstandsunterlagen über ver-

gleichsweise leicht entschlüsselbare Quellen; es lassen sich auch in kurzen Zeitfenstern Rechercheerfolge erzielen; über den biographischen Zugang können eine gewisse Anzahl von Schülerinnen und Schülern unmittelbar historische Relevanz erleben und den Wert archivischer Überlieferungsbildung begreifen; die Verbindung der eigenen Geschichte mit der Orts- und der Allgemeingeschichte wird plausibel. Man könnte weitere Vorzüge anführen, insbesondere was die Onlinezugänglichkeit von Archivquellen der Familienforschung anbelangt.

Die Archive selbst wiederum können Angebote der Archivpädagogik und der Historischen Bildungsarbeit generationen- oder kohortenspezifisch entwickeln (und sie tun das auch). Und sie können dabei auch Kinder und Jugendliche nicht nur in ihrer schulischen Rolle in den Blick nehmen. Für eine altersspezifische und altersgemäße Archivpädagogik gibt es mittlerweile eine Reihe von erfolgreichen Beispielen, beginnend mit Kindern im Vorschulalter, aber auch mit Konfirmandinnen und Konfirmanden. Dabei wird nicht zuletzt Bezug genommen auf die digitale und technische Affinität der jungen Generation, die beispielsweise ihre eigenen Smartphones für Rechercheaufgaben einsetzen kann. Als besonders erfolg- und ertragreiches Feld archivischer Pädagogik und Bildungsarbeit gelten unbestritten historische Projektarbeiten, insbesondere der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten. Hier sind der familien- oder ortsgeschichtliche Zugang zum Arbeitsthema Teil der Aufgabenstellung, viele Arbeiten nähern sich insofern über die Befragung von älteren Familienangehörigen und Verwandten, insbesondere der Großeltern, ihrem engeren Thema an. Diesen Familiengesprächen und Interviews kommt über das Wettbe-

werbsthema hinaus eine intergenerationelle Bedeutung zu, schaffen sie doch erst Klarheit über und Verständnis für das Sogewordensein der eigenen Familie, für die Herkunft und Lebenswege vor der eigenen Geburt. Dabei ist feststellbar, dass derartige innerfamiliäre Gespräche ertragreicher, unbelasteter und offener geschehen, wenn sie gleichsam eine Generation überspringen, in der Regel also die Eltern auslassen. Die Familiengeschichte stellt für Kindern und Jugendliche eine durchaus verminte, aber dennoch niederschwellige Eintrittskarte in die Praxis gesellschaftlicher Erinnerungskultur und Geschichtsbewusstseins dar. Dass es Erzähltabus und innerfamiliäre Schweigegebote gibt, soll an dieser Stelle durch das Bild des potenziell verminten Geländes zumindest angedeutet werden. An dieser Stelle können aber Archive durch ihren prinzipiell objektiven Blick auf die Quellen eine Art Mediatoren- und Hebammenfunktion einnehmen bei der Hebung von Familiengeschichten und Familiengeheimnissen.

Archivpädagogik für die ganze Familie kann stets nur Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit *mit* der ganzen Familie sein. Dieses kooperative, horizontale und nicht-hierarchische Beziehungsgebot gilt für sämtliche archivischen Bildungspartner. Es ist ein Geben und Nehmen, eine Kommunikation über Geschichte und ihre Quellen.

2. Oral History als Kommunikationsangebot

Vor dem Hintergrund wiederkehrender Gedenk- und Jahrestage sowie der Form und Inhalte der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen bieten sich ein paar grundsätzliche Gedanken zum Thema „Kommunikation“ an, denn das stellt die Kernkompetenz der Oral History dar.

Sprechen entlastet. Wenn Menschen zusammenkommen, sich unterhalten, womöglich ein Gespräch über ihre Erfahrungen im Leben führen, dann ist das etwas Gutes. Möglicherweise ist es im Zeitalter der virtuellen Kommunikation nicht mehr derart alltäglich wie einst, aber es geschieht, teils gewollt und geplant, z.B. bei Familienfeiern, teils zufällig, unvermittelt und überraschend, beim Warten auf den Bus, beim Einkehren während einer Wanderung oder in der Pause einer Sportveranstaltung. In diesen Gesprächen kann sich eine bemerkenswerte Offenheit und Zugewandtheit unter den Gesprächspartnern ergeben, ganz gleich, ob man sie mit bekannten oder mit bislang unbekanntem Personen führt. Diese Gespräche können der gegenseitigen Bestärkung dienen, sie können aber durchaus auch unterschiedliche Meinungen und Positionen offenbaren. Nicht immer werden diese Gespräche andernorts oder anderntags weitergeführt. Dennoch haben sie eine Relevanz, vermitteln häufig ein gutes Gefühl und dienen durch ihre unbewusste Bewusstmachung von Gedanken und Erinnerungen, von Dingen, die einen aktuell oder prinzipiell beschäftigen, gleichsam der psychischen Hygiene. Deren Artikulation ist der erste Schritt zu ihrer Verarbeitung und Bewältigung. Sprechen entlastet.

Und: Sprechen belastet. Denn Kommunikation beruht im Alltag auf dem Sender-Empfänger-Modell. Das Modell kennt nur selten gleichberechtigte Rollen. Zwar findet in einer Unterhaltung ein ständiger Rollenwechsel statt – man spricht, und man hört zu –, aber die Sender- und Empfänger-Anteile unterscheiden sich. Ein Sender kann Impulsgeber, Themenanbieter, Experte sein, kann pointiert oder ausschweifend, inhaltsarm oder profund sein, kann überzeugend argumentieren oder im Trüben fischen, Vermutungen anstellen oder Kenntnisse ver-

mitteln, kann verschwiegen informieren oder Halbwahrheiten verbreiten, loben oder denunzieren, kann unterhalten oder bramarbasieren, blenden, verunsichern oder bestätigen – die gesamte Bandbreite der Rhetorik, der Redekunst, letztlich. Und der Gestik und Mimik. Der Empfänger kann wie eine korrespondierende Röhre zum Sender fungieren. Er kann zuhören, aber auch weghören, er kann ermuntern oder irritieren, unterbrechen oder befeuern, Aufmerksamkeit vorgaukeln oder Zeit investieren, sich zurücknehmen oder einfallen, es besser wissen oder überrascht werden, betroffen sein oder einfühlsam, er kann es verstehen, missverstehen oder einfach nicht kapieren, er kann Publikum sein oder Claqueur, Side-Kick oder Interviewer. Eben die ganze Bandbreite der Zuhörkunst. Sowie gleichermaßen der Pantomimik.

Nun ist Kommunikation eine Wissenschaft für sich, als dass sie hier in Kürze zutreffend präsentiert werden könnte. Es soll an dieser Stelle vielmehr um die Kommunikation über die Vergangenheit gehen, um die Methode der Oral History. Man gebraucht dafür verschiedene deutsche Übersetzungen – „mündliche Geschichte“ und „erzählte Geschichte“ zumeist, aber auch: „gehörte Geschichte“. Ich verstehe Oral History als Methode, Disziplin und Quellengattung. Im Blick darauf geht es mir darum, die Aufgabe der Historiker resp. Interviewer – im Sinne einer „Ego-Oral History“ – ein wenig neu zu gewichten oder zu pointieren, das Ganze vor dem Hintergrund der Fachdebatten um den „Tod des Zeitzeugen“, der Deutungskonkurrenzen in der Zeitgeschichte und dem aufkommenden Interesse an der Zweitverwertung von Oral History-Quellen.

Das 20. Jahrhundert, die Zeitgeschichte, ist hinsichtlich der Quellenbreite und Quellendichte die archivisch am besten dokumentierte Epoche der Menschheit. Für die zeithistorischen Forschungen bestehen beste Bedingungen. Immer neue „turns“ in den Geschichtswissenschaften scheinen ein Beleg auch für die Quellenmenge und -vielfalt zu sein, die sich der Forschung bieten. Warum brach sich trotz dieser geschichtswissenschaftlichen Komfortzone „Zeitgeschichte“ dann noch die Oral History Bahn, die neue und damit zusätzliche Quellen schuf?! Wäre es nicht erhellender, die Passagiere der Mayflower zu interviewen anstatt 200 Arbeiter der Montanindustrie des Ruhrgebietes? Oder die Barrikadenkämpfer der Märzrevolution 1848 in Berlin anstatt 160 Männer und Frauen, die der Anfangsgeneration der mittlerweile längst untergegangenen DDR angehörten? Kann und konnte die Oral History angesichts der Flut an Archivgut überhaupt neue Einsichten und Erkenntnisse über die Zeitgeschichte hervorbringen? Oder was intendiert die Oral History überhaupt?

In der Oral History über Gegenstände der Alltagsgeschichte oder der Kulturanthropologie sollen u.a. offene, lebensgeschichtliche Interviews den Interviewer dazu führen, herauszufinden, auf welchem (oder: auf welchen) Gebieten der Alltagsinterviewte gleichsam Experte ist – er ist Experte seines eigenen Lebens. Aber möglicherweise verfügt er über Expertise auf bestimmten Gebieten, z.B. bei technischen Fragen seines ehemaligen Berufes, oder er kann über vergangene Kulturtechniken Auskunft geben – zum Beispiel über Vor- und Nachteile von Kuh-Offenställen, über die Lehmstampfbauweise, über das Hüten von Gänsen, über die Bedienung bestimmter Maschinen im Bergbau, oder er kann ostpreußischen Dialekt sprechen. – Im lebens-

geschichtlichen Interview sollte diese Expertise aber nicht die Fragestellungen dominieren, sondern es sollte sich aus der Erzählung gleichsam ableiten lassen – einen Dialekt würde man z.B. hören. Es geht beim narrativen Interview um die Selbstkonstruktion durch den Erzähler – und nicht um Auskunftserteilung. Denn die Relevanz einzelner Themengebiete (z.B. die frühere Berufspraxis betreffend) soll sich aus der Erzählung ergeben und nicht durch die Interessen und Fragen des Interviewers vorstrukturiert oder (neu resp. alternativ zur Erinnerung) angeordnet werden. Auskünfte, Erläuterungen und Nachfragen können in einem Folgeinterview thematisiert werden oder zu einem späteren Zeitpunkt im ersten Interview, nachdem die lebensgeschichtlich narrative Erinnerung zu einem Abschluss gelangt zu sein scheint. Es geht, kurzum, beim lebensgeschichtlichen Interview nicht um das „Wissen“ des Zeitzeugen, also um möglichst genaue (und womöglich überörtlich, überzeitlich und nicht an die Person gebundene) Sachverhaltsbeschreibungen, sondern um die „Kognitionen“ des Zeitzeugen, d.h. um die Verarbeitung von Informationen und Erinnerungen durch den Zeitzeugen selbst.

Wenngleich der Zeitzeugenbericht nicht die Vergangenheit authentisch und objektiv verkörpern kann, so sehr ist der Zeitzeuge doch der lebendige Beweis für die Existenz von Vergangenheit und in seiner Funktion ein ständiger Ansporn für die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit seinen historischen Werten. Erinnerung bleibt ein steter Prozess sozialen Handelns, und die Zeitgeschichte kann daher nie nur akademisch verhandelt werden, sondern muss immer auch als Historischer Bildungsarbeit wahrgenommen werden.

Historische Bildungsarbeit – Öffentlichkeitsarbeit. Eine theoretische Annäherung

Das Letzte, was einen Archivpädagogen an der Bildungsarbeit interessiert, ist die Theorie. Das ist nicht weiter verwunderlich, denn schließlich zeichnen sich ja gerade die Archivpädagoginnen und Archivpädagogen bzw. jene Archivmitarbeitenden, die mit der Archivpädagogik, der Historischen Bildungsarbeit und der Öffentlichkeitsarbeit befasst sind, jenseits ihrer Fachkompetenzen durch ihre praktischen Veranlagungen, ihr Organisationstalent, ihre Kreativität und ihre Vermittlungskompetenz besonders aus. Es zeigt sich bereits an dieser Stelle: Viele Herausforderungen verlangen nach vielen Begabungen. Ich hebe dabei auf mehr als die beiden titelgebenden Gebiete ab. Denn neben der Historischen Bildungsarbeit und der Öffentlichkeitsarbeit ist auch die Archivpädagogik ein originärer Aspekt des abzusteckenden und zu verortenden Tätigkeitsfeldes. Diese babylonische Begriffsvielfalt hat, wie sollte es anders sein, historische Ursachen.¹ Sie liegt in der Genese einer Disziplin begründet, die seit Jahrzehnten um Akzeptanz innerhalb der Archivszene und der archivischen Ausbildung ringt. Ich vermag nicht zu erkennen, dass Historische Bildungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit, dass Archivpädagogik oder auch Archivmarketing – summarisch ließe sich von „Historischer Kommunikation“ sprechen – heute bereits adäquat etablierte Aufgabenbereiche im Kanon der archivischen Praxis wären. Erfreulich ist immerhin, dass die Historische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen von Weiterbildungsveranstaltungen für Archivare und andere Kulturarbeiter eine gewisse Tradition aufweisen kann,² dass es sie als Aufgabenfelder oder gar als eigene Referate innerhalb von Landesarchivverwaltungen gibt, und

dass sie als Lehrgebiet mit Professorin Susanne Freund an der Fachhochschule Potsdam verankert ist. Herkömmlich aber hat sich die Historische Bildungsarbeit als Resultat eines Außen- und Binnendruckes in verschiedenen Nischen der archivischen Landschaft eingeknistert, dabei Freiräume erkannt und genutzt („Spielwiesen“ hat Clemens Rehm das einst genannt)³. Nachdem die Geschichtswissenschaften seit den achtziger Jahren durch diverse kultur- und alltagsgeschichtliche Erweiterungen allmählich wieder Boden gegenüber den Sozialwissenschaften zur Erklärung der Welt gut machen konnten, eröffnete sich auch ein Arbeitsfeld für Historische Bildungsarbeit, die sich im Konkreten durch die Arbeit mit und in Archiven nähren konnte.⁴ Historische Bildungsarbeit der Archive geschieht dabei traditionell adressatenorientiert, in Gestalt der Archivpädagogik speziell in Zusammenarbeit mit Schulen, Schülern und Lehrern als ausgewählter Öffentlichkeit. Man könnte Historische Bildungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit so zuordnen, dass das eine als Unterabteilung des anderen zu behandeln wäre. Das ist aber nicht mein Verständnis beider Aufgabenfelder. Im Archivwesen ist Historische Bildungsarbeit Öffentlichkeitsarbeit mit pädagogischen, didaktischen und historisch-kritischen Mitteln. Und Öffentlichkeitsarbeit ist Historische Bildungsarbeit mit journalistischen und Marketing-Instrumenten.

Dass ein Deutscher Archivtag sich dem Rahmenthema „Archive und Öffentlichkeit“ widmet, ist dabei nichts Neues. Denn bekanntlich lautete bereits das Thema des 45. Deutschen Archivtags in Kiel 1969 „Archivische Öffentlichkeitsarbeit“. Und führt man sich in diesem Zusammenhang noch einmal Hans Booms' damaligen Vortrag über Voraussetzungen und Möglichkeiten

einer Öffentlichkeitsarbeit der Archive vor Augen,⁵ so kommt seinen Aussagen eine geradezu erschreckende Aktualität zu, und man muss besorgt fragen, ob wir eigentlich gar nicht vorangekommen sind in all den Jahren: Bereits Booms konnte einen gewissen Trend zur Implementierung von PR und Öffentlichkeitsarbeit in öffentlichen Verwaltungen feststellen, bemerkte das Imageproblem der Archive und die notwendige Erweiterung des archivarischen Berufsbildes; er nahm definitorische Unterscheidungen zwischen archivischer Selbstdarstellung und öffentlicher Bildungsarbeit vor und sprach nicht nur vom historischen Datenspeicher Archiv, sondern vor allem von der Verpflichtung der Archivare, sich im Kontext der „Freedom of Information“ an der Bildung der demokratisch strukturierten Öffentlichkeit zur politischen Mündigkeit zu beteiligen. Die Passage aus Willy Brandts erster Regierungserklärung, die fünf Wochen nach dem Kieler Archivtag gehalten wurde – „Wir wollen mehr Demokratie wagen“ – hätte auch von Hans Booms stammen können, und eigentlich reicht es aus, sich seinen Vortrag jeden Morgen vor Augen zu führen, um engagiert das eigene Tagewerk zu beginnen.

Was ist also alles *nicht* geschehen in den vergangenen Jahrzehnten? – Das Image der Archive ist nicht positiv. Die Öffentlichkeitsarbeit der Archive geschieht nicht effizient. Die Historische Bildungsarbeit ist kein selbstverständlicher Bestandteil des archivarischen Tätigkeitsfeldes. Es gibt keine Archivwissenschaft und keine Archivdidaktik⁶. Das Berufsbild des Archivars ist vertikal, nicht horizontal differenziert. Es gibt zu wenig Verständnis von und für Archivmanagement.

Ich weiß, die Liste ist schroff und undifferenziert. Sie wird den zahlreichen konstruktiven Initiativen und Ansätzen aus all diesen Manko-Bereichen nicht gerecht. Ich werde jetzt dennoch nicht jene Literatur zitieren, die mich im Detail widerlegen könnte und die uns glauben machen könnte, dass wir uns – nennen wir es ruhig *archivpolitisch* – auf dem richtigen Wege befinden. Denn zum einen ließe sich die Liste noch wesentlich verlängern, und zum anderen hat ein wirklicher Bewusstseinswandel für ein modernes Verständnis von den Aufgaben des Archivs unter den Prämissen der Historischen Bildungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit in der Breite noch nicht stattgefunden. Mentalitäten ändern sich bekanntlich am schwerfälligsten.

Aber woran liegt es letztlich, dass all die Ansätze, die wir in den verschiedenen Disziplinen des Archivwesens zur Reform desselben sowie zur Reform der Ausbildung der Zunft vorgenommen haben, nicht (oder noch nicht) greifen? Zum einen hat es sicherlich mit dem heterogenen und fachgruppenverteilten Archivwesen in Deutschland zu tun. Was eine Chance für dezentrale Lösungsmodelle und fachlich eigenständige Wege sein könnte, stellt sich häufig genug als Wettbewerbssituation unter eitlen Konkurrenten dar. Die Reform vieler Landesarchivdirektionen erweckt den Anschein, als müsse nun in jedem Bundesland das Rad der archivischen Aufgabenverteilung, Rollenzuschreibung und Selbstdarstellung noch einmal neu erfunden werden. Eigeninteressen dominieren auch die Lobbyarbeit – sofern es eine solche überhaupt gibt. Der Berufsfachverband, der letztlich nur ein Spiegelbild der archivischen Wirklichkeit sein kann, ist bereits mit zunftinternen Moderationsaufgaben gut ausgelastet. Es reichen die ehrenamtlichen Tätigkeiten jedoch nicht mehr aus, um

auch auf der politischen bzw. kulturpolitischen Ebene als Interessenvertretung oder gar als „Pressure Group“ wahrgenommen zu werden. Wir können aber nicht ständig von den Archiven als dem „Gedächtnis der Gesellschaft“ und als „unseren Schatzkammern“ schwadronieren, wenn wir uns letztlich nicht auch wie Entscheider verhalten und unsere Rolle annehmen, aktiv beanspruchen und kompetent wahrnehmen! Dass wir Archivarinnen und Archivare tagtäglich an nicht unerheblicher Stelle verantwortlich sind für die Gestaltung unserer Zukunft, das müssen wir auch so kommunizieren – nach innen und nach außen. Wir ermöglichen ja nicht nur den zeitnahen Zugriff auf den Fundus unseres gesellschaftlichen Orientierungswissens, wir machen ja auch unsere Behörden und Unternehmen handlungsfähig, sorgen für Rechtssicherheit, bilden unsere Kinder mit aus und ermöglichen jeder Generation das eingeforderte und notwendige „lebenslange Lernen“. Daher muss mit unserer Aufgabenwahrnehmung auch die Außenwahrnehmung unserer Zunft und unserer Einrichtungen auf einem authentischen Niveau deckungsgleich sein.⁷

Neben der Lobbyarbeit als Teil der indirekten Öffentlichkeitsarbeit gilt es ebenso die direkte Öffentlichkeitsarbeit zu verbessern und zu professionalisieren. Kommunikation mit der Öffentlichkeit muss zielgruppenbezogen und wechselseitig erfolgen. Fraglich ist, wieso das eigentlich den Archivpädagogen bzw. den Archivarinnen und Archivaren überlassen sein muss, die auf dem Gebiet der Historischen Bildungsarbeit tätig sind? Öffentlichkeitsarbeit oder neudeutsch: Public Relations ist ein eigenes Berufsfeld, ein Marketinginstrument, für das man spezifische Kenntnisse und nicht nur Talent benötigt. Wenn wir vom „Lobbying“ oder auch

vom „Issue Management“ reden, mit dem wir unsere Themen und Ideen in den öffentlichen Meinungsbildungsprozess einbringen, wenn wir an die interne Kommunikation mit den Archiv-, Behörden- und Unternehmensmitarbeitern denken, wenn wir das Sponsoring und die Pressearbeit (als die Klassikerin der Öffentlichkeitsarbeit) ordentlich betreiben wollen, dann muss auch dies nach den Regeln der Kunst geschehen. Wir haben ja bereits häufiger die alte PR-Weisheit „Tue Gutes und rede darüber“ in den archivischen Bereich übertragen gesehen.⁸ Es muss aber mehr noch darum gehen, auch zu wissen, *wie* man darüber *gekonnt* zu reden hat. Öffentlichkeitsarbeit wird ja zwar kaum mehr mit zeitlich und räumlich begrenzter Werbung verwechselt, aber dennoch legen die Archive und die sie tragenden Behörden und Einrichtungen häufig nicht genug Engagement in den Aufbau langfristiger und vertrauensvoller Beziehungen zu den Medien. Wichtig ist ein ständiger Dialog mit den Zielgruppen, also mit der relevanten Öffentlichkeit (das wirkt dann auch in die breite Öffentlichkeit). Zwar genießen Archive und deren Mitarbeiter aufgrund der Gediegenheit ihres Tuns sowie aufgrund ihres alltäglichen Umgangs mit Texten einen Vertrauensvorschuss in Redaktionen, doch landen beispielsweise bei einer Tageszeitung täglich mehrere hundert Pressemitteilungen und Veranstaltungshinweise, so dass wir Archivarinnen und Archivare bereits wie Journalisten denken (zumindest *an* die Journalisten denken) sollten, wenn es um das Herausfiltern von Informationen und um die Übernahme in den redaktionellen Teil einer Zeitung geht. Wenn Öffentlichkeitsarbeit hingegen punktuell betrieben wird oder von unterschiedlich eingeweihten Ansprechpartnern, wenn die Qualität der eigenen Meldungen spür-

bar variiert, wenn die Aktualität, die Originalität, die Prominenz oder die Folgeschwere des Ereignisses nicht herausgestellt worden ist, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir zwar Gutes tun, dies aber nicht vernommen wird. Wir bringen uns regelmäßig um die Früchte unserer Arbeit. Treten wir also unseren Öffentlichkeitsreferenten, Pressesprechern oder persönlichen Referenten des Bürgermeisters auf die Füße, damit sie mit uns – und zwar in Abstimmung mit den jeweils fachlich kompetenten oder sachlich zuständigen Personen aus dem Archiv – die richtigen PR-Maßnahmen in die Wege leiten.

Wenn PR professionell erfolgt, wenn archivarische Leistungen und archivische Dienstleistungen den Zielgruppen kompetente und erwünschte Lösungen präsentieren, dann birgt das natürlich auch die Chance zur Beeinflussung des „Images“ eines Archivs, des Archivträgers und auch des Archivwesens im Allgemeinen (das wir vor Ort repräsentieren). Der Aufbau eines positiven Images ist das Ziel von Öffentlichkeitsarbeit.⁹ Ein gutes Image verkauft Dienstleistungen – und wenn wir unsere Tätigkeiten schon als „Dienstleistungen“ interpretieren, dann müssen wir eben auch die Vorstellung von Marktsituationen akzeptieren, wo wir im Wettbewerb mit Mitbewerbern stehen. Ein gutes Image baut aber nicht nur verfestigte Vorurteile ab und macht Archive attraktiv für Nutzer („Kunden“ müssen wir sie dann ja konsequenterweise nennen), ein gutes Image motiviert auch die Mitarbeiter und sorgt für die Gewinnung von qualifizierten Nachwuchskräften. Dies halte ich für sehr entscheidende Faktoren für die Akzeptanz unserer Tätigkeit und für die Existenz unserer Einrichtungen.

Dabei muss uns sehr bewusst sein (und ich habe das schon en passant einfließen lassen): Archivmitarbeiter sind eben nicht nur Repräsentanten des Archivs, sondern durch das mehr oder weniger hohe Benutzeraufkommen auch Repräsentanten ihrer Archivträger. Die Beziehung zu den eigenen Behörden, Verwaltungen und Unternehmensabteilungen erscheint mir aber vielfach als immer noch dringend verbesserungsfähig. Marketingkonzepte der Archivträger müssen das Archiv, das auf den Feldern der Öffentlichkeitsarbeit und Historischen Bildungsarbeit wirkt, zwingend miteinschließen. Das darf von uns gefordert werden und das müssen wir auch einfordern!

Schließlich repräsentiert jedes Archiv auch das Archivwesen als Ganzes. Dies müssen wir uns in unserem Tun ebenfalls stets vor Augen führen! Eine Konsequenz daraus muss eine Verbesserung der zwischenarchivischen Kooperation sein sowie die Stärkung der archivischen Solidarität. Die Kommunikationsfähigkeit zwischen Archiven ist immer noch beschränkt. Das gilt aber nicht nur für die „Sender“; auch potenzielle „Empfänger“ stellen sich häufig taub, weil sie meinen, ihnen könne ohnehin nicht geholfen werden. Gerade kleine Archive, Ein-Personen-Archive, die haupt-, neben- oder auch ehrenamtlich geführt werden, haben aber ein vitales Interesse an fachlichem Austausch, an Beratung und an Unterstützung bei jenen Aufgaben, die sie allein häufig nicht stemmen können. Die archivische Solidarität muss in diesem Punkte auch dazu verhelfen, dass solche Archive auch innerhalb ihrer eigenen Verwaltungen eine Rückenstärkung erfahren.

Das hier kurz Angeführte sind nur einige Zielrichtungen und Vorgehensweisen archivischer Öffentlichkeitsar-

beit. Inhaltlich haben wir dabei ein überaus großes Pfund, mit dem wir wuchern können: das uns anvertraute authentische Material. Wir besitzen eine Monopolistenstellung, die wir marktwirtschaftlich viel zu wenig ausnutzen. Dabei geht es mir nicht um finanziellen Gewinn (ich halte Archive als Bildungseinrichtungen hingegen notwendigerweise und naturgegeben für investive Betriebseinheiten), sondern es geht mir vor dem Hintergrund des Gesagten darum, die zentrale Funktion der Archive für die Archivträger, für den Sprengel und für die Gesellschaft angemessen herauszustellen. Neben dem Argumentieren mit dem „Original“ müssen wir uns auch des Aspektes der „Transparenz“ noch stärker bewusst werden. Im Kontext von Open Access und der wirklichen Umsetzung von Informationsfreiheitsgesetzen sind die Archive „demokratische Lernorte“ in historischen und gegenwärtigen Bezügen. Wir müssen dabei auf unsere Rolle als Querschnittseinrichtung pochen, gehören konkret besser zum Hauptamt und nicht als Unterabteilung zu Kultur und Sport etc. Wir verfügen über die entsprechende Kompetenz oder sind zumindest willens, uns kontinuierlich fachlich weiterzuentwickeln. Lassen Sie sich als Archiv also weder negativ abstempeln noch – nur als Beispiel genannt – auf den Internetpräsenzen Ihrer Behörden, Kommunen und Unternehmen derart unauffindbar ablegen, als würde man sich Ihrer schämen! Archive sind von zentraler Bedeutung, und Öffentlichkeitsarbeit ist für Archive und ihre Träger von zentraler Bedeutung.¹⁰

Ich komme damit zu einem anderen Punkt, der mir sehr am Herzen liegt: den Kern- und Randbereichen archivischer Tätigkeit.¹¹ Mein Plädoyer lautet: Unterlassen wir doch bitte die selbstzerstörerische Trennung von ganz selbstverständlich zusammenhängenden Aufgaben!

Dass sich archivische Aufgaben (wie Bewertung, Verzeichnung, Auswertung usw.) unterscheiden lassen und dass sie als Arbeitsschritte aufeinander folgen, darf weder als Legitimation für eine Hierarchisierung der verschiedenen Aufgaben dienen noch zu ihrer Scheidung in Kern und Schale führen. Es ist schlichtweg ein traditionelles Missverständnis vom Archivarsberuf, die Schriftgutfixierung der Benutzerorientierung vorzuziehen (oder vorzuschieben). Volker Schockenhoff hat ja schon vor Jahren auch für Deutschland die unumgängliche Transformation unserer „Papierarchive“ zu „Menschenarchiven“ angemahnt.¹² Wären Archive allein zur Aktenerhaltung und Aufbewahrung da, dann übergängen wir nicht nur fahrlässig das Informationspotenzial und den Bildungsauftrag der Archive, dann führten wir letztlich auch den wissenschaftlichen Anspruch unseres Berufes ad absurdum. Wenn wir aber einerseits das Wort von den „Archivwissenschaften“ im Munde führen (ich bin – wie erwähnt – unsicher, ob es solche gibt), dann müssen wir auf der anderen Seite auch den wissenschaftlicher Archivar des höheren Dienstes zu wissenschaftlicher Erkenntnisleistung, Theoriebildung und Grundlagenforschung herausfordern, weil ansonsten nicht erklärlich wäre, wieso wir unser immer noch recht undurchlässiges berufliches Kastensystem aufrechterhalten. Das archivarische „Handwerk“ erlernen schließlich auch die Diplom-Archivare, und sie beweisen als „Universalisten“ und Einzelkämpfer in der Berufspraxis häufig genug, dass sie die breite Aufgabenpalette ihres zeitgemäß verstandenen Berufes annehmen und ausfüllen können. Um es aber auch deutlich zu sagen: So wenig wie ein Historiker trotz Talent und Begeisterung für eine archivische Tätigkeit automatisch zum Archivar mutiert, so wenig sind auch Diplom-

Archivare allein durch ihren täglichen Umgang mit historischen Quellen Historiker. Und Historiker und Archivare sind auch nicht automatisch Pädagogen oder PR-Fachleute – und jeweils umgekehrt. Der Eine ist aber auch nicht des Anderen Erfüllungshelfer. Wir sollten insofern, soweit die personellen Voraussetzungen gegeben sind, in den Archiven stärker teamorientiert als laubbahnbezogen denken und arbeiten. Wir müssen die berufliche Qualifikation den Anforderungen und den Ansprüchen, die unsere „Häuser der Geschichte“ stellen, anpassen und uns viel stärker nach den Kompetenzen als nach den Zuständigkeiten richten. Und wir müssen tatsächlich auch über „Tellerränder“ zu schauen lernen, so wie zum Beispiel bei der Überlieferungsbildung, wo ja seit einiger Zeit ein stärkerer Dialog mit der historischen Forschung gefordert wird.¹³

Die Angst, das schützende Kerngehäuse unserer Institutionen verlassen zu müssen, um sich mit vermeintlichen Randbereichen zu beschäftigen, ist möglicherweise auch einfach nur Ausdruck von Hilflosigkeit – böse kann man auch behaupten: und von persönlicher Disposition, denn wir müssen uns doch kritisch fragen lassen, ob wir uns beruflich nicht doch bewusst für den „Elfenbeinkeller“ entschieden haben, von dem wir dieselben stereotypen Vorstellungen von Staubnähe und Lebensferne hatten, die wir heute um unserer Existenz willen bekämpfen müssen. Natürlich ist es schwierig, *das*, was weder das Berufsbild noch die Berufsausbildung vermitteln, fachlich angemessen zu kompensieren. Es zeugt sogar von einer guten Selbsteinschätzung, wenn man seine Defizite hier benennen kann und mag. Aber wir dürfen uns dem Wandel des Berufsbildes nicht verschließen. Es ist keine Geheimwissenschaft, was man im apostrophierten Randbereich archivischer

Aufgaben leisten muss, und es wird dadurch – entgegen allen prominenten Einsprüchen – auch nicht das Zeitbudget für die sog. Kernaufgaben beraubt.¹⁴ Wenn wir die Argumente der knapper werdenden Mittel, der Verwaltungsreform und des Aufgabenabbaus leichtfertig zum Schutz unserer lieben Kernaufgaben selbst aufgreifen und anführen, dann berauben wir uns hingegen unserer eigenen Grundlagen. Denn wer unserer Geldgeber, unserer Sponsoren und unserer Kunden wird sich im Ernstfalle darauf einlassen, mit uns in unserer selbstgeprägten Währung „verzeichnete Laufmeter“ zu verhandeln? – Wir müssen in unseren herkömmlichen Kernaufgaben einem gewissen Primat der Nutzerorientierung huldigen, was wir aber nur können, wenn wir durch unsere Öffentlichkeitsarbeit und unsere Bildungsarbeit in einem kontinuierlichen Kommunikationszusammenhang mit den Adressaten stehen.

Für mich münden die Herausforderungen von Öffentlichkeitsarbeit und Historischer Bildungsarbeit, die ich – wie dargelegt – als elementare archivarische Tätigkeitsfelder verstanden wissen möchte, die ebenso viel Knowhow, Ausdauer und strategische Planung bedürfen wie die anderen Fachaufgaben, notwendigerweise ein in ein Gesamtkonzept von *Archivmanagement*.¹⁵ Über ein solches strategisches Management kann man sich auch als Non-Profit-Einrichtung durchaus bei den herkömmlichen Managementkonzepten der Betriebswirtschaftslehre und der Unternehmen bedienen. Und Sie werden schnell feststellen, dass derartige Adaptationen mit hohem Wiedererkennungswert mittlerweile in vielen Branchen vorgenommen werden, sei es im Stadtmarketing, im Tourismusmanagement oder in anderen Dienstleistungsbereichen. Diese Instrumente für strategisches Management, wie Stärken-Schwächen-

Analyse, Potenzialanalyse, Marketing, Leitbildentwicklung, Qualitätsmanagement und Controlling, basieren in Etlichem auf dem, was ich auch für die Öffentlichkeitsarbeit und Historische Bildungsarbeit als grundlegend angesprochen habe, nämlich die Kundenorientierung, die Festlegung realistischer Ziele, flache innerbetriebliche Hierarchien, Qualität als Maßstab sowie kontinuierliche Binnen- und Außenkommunikation. – Das ist übrigens erlernbar, das ist leistbar und das macht sogar Spaß!

Ich möchte aber abschließend auch noch einmal zu denjenigen Stimmen Stellung beziehen, die meinen könnten und meinen werden, mit der ja nicht allein von mir vertretenen Auffassung von Öffentlichkeitsarbeit, Historischer Bildungsarbeit und Archivmarketing würden wir nicht nur unser „Proprium“ verlassen, sondern uns auch unnötigerweise in eine Konkurrenzsituation mit anderen Kultureinrichtungen und sogar Eventveranstaltern begeben, mit der wir in professioneller Hinsicht überfordert sind. Sofern wir unsere Ziele vernünftig planen, sofern wir die Wünsche unserer Zielgruppen in Erfahrung bringen und sofern wir unsere Schwächen und Stärken genau kennen, haben wir als gesellschaftlicher „Lernort“ gar keine Konkurrenz zu fürchten, denn unsere Produkte sind einzigartig und die Qualität unserer Arbeit ist über jeden fachlichen Zweifel erhaben.

Ich sehe natürlich auch, dass wir möglicherweise gar nicht mehr in einer Dienstleistungsgesellschaft leben (just in dem Moment, wo wir als Archive darin angekommen sind), denn die Dienstleistungsangebote sind heutzutage derart lückenlos ausgereift, dass wir uns wie in einem ‚betreuten Leben mit Vollpflegestufe‘ fühlen dürfen. So leben wir möglicherweise im Zeitalter der

„Erlebnisgesellschaft“, in der Glückssuche und Genuss als oberste Lebensziele gelten. Aber *dass* man den Besuch im Archiv als Genuss und zudem nicht nur als *Suche*, sondern sogar als das *Finden* von Glück empfinden darf, scheint doch wohl fraglos der Fall zu sein! Und wo das noch nicht der Fall ist, da können vielleicht die gegebenen Anregungen ein wenig weiterhelfen.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Günther Rohdenburg: „... sowohl historisch als auch pädagogisch, didaktisch und archivarisches qualifiziert ...“. Zur Geschichte der „Archivpädagogen“ als Mitarbeiter der historischen Bildungsarbeit an Archiven, in: Der Archivar 3/2000 (www.archive.nrw.de/archivar/2000-03/Aa03.htm).

² Vgl. Katharina Hoffmann: Public Relations and Historical Education in German Archives. Vortrag auf dem Seminar „Archival public relations and education“ des International Council on Archives, Warschau und Krakau, 7.-10.9.2003; Katharina Hoffmann: Möglichkeiten und Grenzen der Öffentlichkeits- und historischen Bildungsarbeit in kleineren Archiven. Ergänzt und überarbeitetes Manuskript des Vortrags auf der ANKA-Tagung der Regionalgruppe Oldenburg am 13.11.2002 in Westerstede (www.oldenburg.de/stadtol/fileadmin/oldenburg/Benutzer/PDF/30/304/stadtarchiv/hoffmann.pdf).

³ Clemens Rehm: Spielwiese oder Pflichtaufgabe? Archivische Öffentlichkeitsarbeit als Fachaufgabe, in: Der Archivar 51/1998, 206-218.

⁴ Beispiele jetzt in: Clemens Rehm (Hg.): Historische Bildungsarbeit. Kompass für Archive? Vorträge des 64. Südwestdeutschen Archivtags am 19. Juni 2003 in Weingarten, Stuttgart 2006. Vgl. auch Birgit Schneider-Böninger unter Mitarbeit von Anita Placenti: „Ran an die Quellen!“ Theorie und Praxis der Archivdidaktik – Das Wolfsburger Modell, Wolfsburg 2005.

⁵ Hans Booms: Öffentlichkeitsarbeit der Archive – Voraussetzungen und Möglichkeiten, in: Der Archivar 23/1970, 15-32.

⁶ Vgl. Franz-Josef Jakobi: Zur didaktischen Dimension der Archivarbeit, in: Bernd Schönemann/Uwe Uffelman/Hartmut Voigt (Hg.): Geschichtsbewußtsein und Methoden historischen Lernens, Weinheim 1998, 227-237.

⁷ Vgl. dazu das Kapitel „Der kulturelle Auftrag der Archive – Öffentlichkeitsarbeit, Historische Bildungsarbeit, Archivdidaktik und Archivpädagogik“, in: Thomas Lange/Thomas Lux: Historisches Lernen im Archiv, Schwalbach/Ts. 2004, 50-56.

⁸ Bettina Wischhöfer: Öffentlichkeitsarbeit und Archiv – Systemtheoretische Überlegungen, in: Aus evangelischen Archiven 36/1997, 31-37; Gabriele Stüber: Zielorientiert und adressatenbezogen. Felder archivischer Öffentlichkeitsarbeit, in: Aus evangelischen Archiven 38/1998, 53-74.

⁹ Vgl. das Kapitel „Imagefragen im Archivwesen“, in: Jens Murken: Vom Nutzen und Nachteil des Tages der Archive für die Archive. Eine Evaluation, Diplomarbeit FH Potsdam 2005, 9-12.

(www.augias.net/doc/fhp2005_murken.pdf)

¹⁰ Vgl. „Historische Bildungsarbeit als integraler Bestandteil der Aufgaben des Kommunalarchivs“. Positionspapier der Bundeskonferenz der Kommunalarchive beim Deutschen Städtetag (BKK), 18.4.2005.

¹¹ Vgl. die Kapitel „Kern und Schale archivischer Tätigkeit“ sowie „Ganzheitlichkeit der Archivarbeit“ in: J. Murken: Vom Nutzen und Nachteil des Tages der Archive für die Archive, aaO., 12-19.

¹² Volker Schockenhoff: Historische Bildungsarbeit – Aperçu oder ‚Archivische Kernaufgabe‘. Die gegenwärtige Diskussion um die zukünftige Rolle öffentlicher Archive, in: Günther Rohdenburg (Hg.): Öffentlichkeit herstellen – Forschen erleichtern. Aufsätze und Literaturübersicht zur Archivpädagogik und historischen Bildungsarbeit, Hamburg 1998, 15-26, hier: 17.

¹³ So auf dem 46. Deutschen Historikertag in Konstanz 2006 in der Sektion „Geschichtsbilder der Archive / Geschichtsbilder der Wissenschaft: Dokumente und Deutungen zur Anti-Atomkraft-Bewegung der 1970er Jahre“. – Vgl. das Perspektivpapier „Die deutschen Archive in der Informationsgesellschaft“ der Arbeitsgruppe „Informationsmanagement der Archive“, veröffentlicht in: Der Archivar 57/2004, 28-36; vgl. auch den Bericht von Ragna Boden und Christoph Schmidt zum Workshop am 10.12.2004 in der Oberfinanzdirektion Münster: „Die Überlieferung von Unterlagen der Bundes- und Landesfinanzverwaltung“ – Archivierung, Quellenwert, Benutzung.

¹⁴ Vgl. z.B. Hans-Wilhelm Eckardt: Kern und Schale. Überlegungen zu den Aufgaben eines zeitgemäßen Archivs, in: Hans-Wilhelm Eckardt/Klaus Richter (Hg.): Bewahren und Berichten. Festschrift für Hans-Dieter Loose zum 60. Geburtstag, Hamburg 1997, 27-52.

¹⁵ Vgl. Hartmut Weber/Renate Köhne-Lindenlaub: Archivmanagement, in: Evelyn Kroker/Renate Köhne-Lindenlaub/Wilfried Reininghaus/Ulrich S. Soénius (Hg.): Handbuch für Wirtschaftsarchive. Theorie und Praxis, München ²2005, 259-274; Brigitte Kramer: Management in Kommunalarchiven – Strategien für die Anpassung an veränderte Arbeitsbedingungen im Rahmen der neuen Steuerungsformen, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 64/2006, 8-16, insb. 11ff.

Herausforderungen der archivischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit

Archive haben einen Bildungsauftrag. Dieses Faktum, für manche ein Postulat, sorgt in der Archivszene zwar immer noch für Diskussionen. Doch gehören die Nutzbarmachung und Auswertung von Archivgut zweifellos zu den zentralen facharchivarischen Anforderungen. Dies verlangen die Archivgesetze, nicht nur die staatlichen, sondern auch die daran angelehnten kirchlichen.¹ Dort ist zwar nicht explizit von den in der Fachdiskussion der vergangenen Jahre stark berührten Themenfeldern der Historischen Bildungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit, der Archivpädagogik oder gar des Archivmarketing die Rede. Doch genießt die Nutzung des Archivgutes denselben hohen Stellenwert wie dessen Sicherung. Das Zusammenspiel von Archiv, Museum und Forschungsinstitut, wie es im kirchlichen Raum beispielsweise das Institut für Kirchliche Zeitgeschichte des Evangelischen Kirchenkreises Recklinghausen bietet, findet mittlerweile in einigen zu Instituten für Stadtgeschichte weiterentwickelten Stadtarchiven eine eindrucksvolle Symbiose von Sicherung und Nutzbarmachung historischer Quellen. Nutzung aber geschieht zu Bildungszwecken. Umstritten ist lediglich, ob die archivische Erschließung die Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit ermöglicht oder durch diese überhaupt erst notwendig und angeregt wird.

Die benannten Themenfelder sind freilich nicht dasselbe, auch wenn sie gemeinsam, teilweise überschneidend verwendet werden. Das hat historische Gründe, da es sich um Diskurse handelt, die zu unterschiedlichen Zeiten von vielfach gleichwohl ähnlich denkenden Archivmenschen aufgegriffen und in die engere Fach-

diskussion eingebracht wurden. Man denke nur an die nur wenige Jahrzehnte alte Archivpädagogik als ein außeruniversitäres Sondergebiet der Erziehungswissenschaften, das dennoch die Theorie und Praxis der Beziehung von Archiv und schulischen sowie außerschulischen Zielgruppen so behandelt, wie es im Lehrfach Pädagogik im Allgemeinen geschieht.

Gemeinsam ist den genannten Themenfeldern von der „Bildungs-“ bis zur „Öffentlichkeitsarbeit“ nicht nur, dass sie ihrem Suffix im Namen, nämlich der „Arbeit“ alle Ehre machen, sondern vor allem, wie angedeutet, dass sie noch nicht durchweg als „archivische Kernaufgaben“ gelten. Dies ist eine der Ursachen dafür, dass jenseits der inhaltlichen und methodischen Fragen danach, wie Archivpädagogik und auch Archivdidaktik (als Unterrichtslehre) zu verstehen und zu betreiben ist, es immer wieder Debatten um das Existenzrecht und die Relevanz dieser Aufgaben für die Archivpraxis gibt. Man muss auch deutlich konstatieren, dass Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit in deutschen Archiven als von und für Exoten betriebene Aufgaben gelten. Sofern beispielsweise Archivpädagogik in einem Archiv betrieben wird, so ist das in der Regel nicht dem herkömmlichen Ausbildungsgang der Archivarinnen und Archivare Marburger, Potsdamer oder Münchner Provenienz geschuldet, sondern es ist häufig an Personen gekoppelt, die über andere Bildungs- und Ausbildungsstationen im Archiv „gelandet“ sind. Deren Tätigkeitsgebiete wurden mit einem bereits landläufig bekannten Etikett als „Spielwiesen“ tituiert. Mittlerweile ist es diesen Archivpädagogen aber gelungen, dass „Historische Bildungsarbeit“ und „archivische Öffentlichkeitsarbeit“ durchaus auch, gleichsam als Nebenfach, in Stellenplä-

nen, Stellenausschreibungen und Geschäftsverteilungsplänen auftauchen.

Gemeinsam ist den genannten Themenfeldern weiterhin, dass sie eine vergleichbare Ausrichtung besitzen: Das Geschichtsbewusstsein der Öffentlichkeit wird von ihnen angesprochen. Es lässt sich summarisch recht gut von „Historischer Kommunikation“ sprechen, wenn man sämtliche Felder zusammen beschreiben will. Um sie operationalisieren zu können, um sie für die archivistische Praxis konkretisieren zu können, ist es allerdings wichtig, sie analytisch in ihren einzelnen Bestandteilen vorzustellen und zu untersuchen, wobei ich mich auf die Öffentlichkeitsarbeit und die Historische Bildungsarbeit konzentriere.

Ich verstehe Historische Bildungsarbeit und Öffentlichkeitsarbeit nicht so, dass das eine als Unterabteilung des anderen zu verstehen wäre. Im Archivwesen ist Historische Bildungsarbeit vielmehr Öffentlichkeitsarbeit mit pädagogischen, didaktischen und historisch-kritischen Mitteln. Öffentlichkeitsarbeit ist dagegen Historische Bildungsarbeit mit journalistischen und Marketing-Instrumenten. Historische Bildungsarbeit der Archive geschieht dabei traditionell adressatenorientiert, in Gestalt der Archivpädagogik speziell in Zusammenarbeit mit Schulen, Schülern und Lehrern als ausgewählter Öffentlichkeit. Fachleute heben die Bedeutung der Historischen Bildungsarbeit für die Steigerung der Standortqualität einer Kommune hervor.

Die Bundeskonferenz der Kommunalarchive beim Deutschen Städtetag empfiehlt daher den Kommunen, die Historische Bildungsarbeit innerhalb der Pflichtaufgabe „Archiv“ zu verankern.² Die archivistische Öffentlichkeitsarbeit müsse die Historische Bildungsarbeit wie die

anderen Aufgaben des Archivs nach außen vermitteln. Zugleich fungiere das Archiv im Rahmen der Historischen Bildungsarbeit als eine Art Katalysator im Netzwerk kommunaler Bildungsarbeit, da es die anderen Bildungseinrichtungen, wie Schulen, Volkshochschulen und Vereinen, grundlegende lokalgeschichtliche Kenntnisse auch über die eigene institutionelle Vergangenheit vermitteln. Ein Spezifikum der Historischen Bildungsarbeit sei, dass sie alle Bevölkerungsgruppen und Altersschichten ansprechen könne. Historisches Lernen im Archiv zielt dabei auf ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein ab, das die Differenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart betont – und ebenso die Tatsache, dass Geschichte immer Rekonstruktion und damit eine Bewusstseinsleistung ist.

Diese Erkenntnis gehört zu den grundlegenden Lernzielen des schulischen Geschichtsunterrichts. Der Archivpädagoge Thomas Lange sieht dies als Chance der Archive an angesichts des Auswanderns des Lernens aus den herkömmlichen Bildungseinrichtungen in außerschulische „Lernorte“. Lernen bekommt in der Informationsgesellschaft eine veränderte Funktion, worauf Schulen und Schulverwaltungen reagieren: Schulische Lernziele und Qualifikationen werden zum einen zunehmend fachübergreifend und interkulturell definiert, nicht mehr auf Bildungs- und Wissensvermittlung zentriert, sondern auf Problem-, Handlungs- und Diskursorientierung sowie Methoden- und Sozialkompetenzen der Lernenden. – Zum anderen verlieren traditionelle Formen schulischer Leistungsüberprüfung (wie Test, Klassenarbeit und Klausur) an Bedeutung; es werden hingegen mit „Facharbeiten“, „Seminar Kursen“, „Präsentationen“ oder „besonderen Lernleistungen“

Leistungsnachweise gefordert, die – individuell oder im Team – verstärkt selbständiges Arbeiten voraussetzen.³

In dieser veränderten Lernlandschaft habe der „Lernort Archiv“ einen wichtigen, nicht mehr wegzudenkenden Platz. Das Ziel archivpädagogischer Arbeit sei es, Geschichte sinnlich und persönlich erfahrbar zu machen. Man könnte die Grundidee als „Achtung vor dem Einzelnen“ beschreiben oder auch sagen: den geschichtlichen Vorgängen wird das „menschliche Maß“ wiedergegeben durch das Wiedererkennen konkreter Namen und Orte bzw. durch die Möglichkeit der vergleichenden Identifikation mit der eigenen Lebenswelt. Der Zugang zu historischem Wissen ist dabei individuell, da im Unterschied zum Schulbuch Archivquellen vielleicht gleichartige, aber nie die gleichen Vorgänge dokumentieren. Exemplarisch erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, der diese Methoden des „Spurensuchens“ seit vielen Jahren erfolgreich propagiert und damit auch die Geschichtswissenschaft wie die Archivlandschaft inspiriert hat.⁴

Wenn wir nun Öffentlichkeitsarbeit, speziell archivische Öffentlichkeitsarbeit in den Blick nehmen bzw. wenn wir Public Relations wortwörtlich übersetzen, dann galt es im Archivwesen traditionell als gewiss, dass „öffentliche Beziehungen“ nicht anzustreben sind. Nun ist die geheimarchivische Tradition der Archiveinrichtungen eine alte Geschichte und für viele ein alter Hut. Doch können wir auch heute immer wieder Meldungen über die „Öffnung von Archiven“ registrieren – wie übrigens auch über die Schließung von Archiven, richtet man beispielsweise seinen Blick nach Osteuropa. Auch in Deutschland ist die Öffnung und Nutzung von Archiven

durchaus nicht selbstverständlich. Die Archivgesetze des Bundes und der Länder geben zwar das Anrecht der Öffentlichkeit auf die Nutzung der Archive vor. Doch gibt es zahlreiche, unstrittige wie umstrittene Schutzfristen, die die Nutzung öffentlichen Archivgutes erst nach Ablauf von dreißig Jahren möglich machen, und es gibt auch zahllose private Archive und Wirtschaftsarchive von durchaus öffentlichem Interesse, die aber gleichsam nach ihren eigenen Gesetzen handeln dürfen. Aus diesen Gründen ist es auch den deutschen Medien immer wieder einen Artikel wert, wenn im Rahmen von Tagen der offenen Tür Möglichkeiten zum Besuch von „Schatzkammern der Geschichte“ eröffnet werden.

Öffentlichkeitsarbeit beinhaltet nach einer klassischen Definition alle Maßnahmen zur Pflege der Beziehung zur Öffentlichkeit. Bezogen auf die Archive meint dies alle Maßnahmen, die geeignet sind, die Arbeit der Verwaltung in der Öffentlichkeit präsent zu machen.⁵ Argumentieren lässt sich in diesem Zusammenhang mit dem visionären Vortrag von Hans Booms auf dem 45. Deutschen Archivtag in Kiel 1970. Damals definierte er Öffentlichkeitsarbeit als „werbende Selbstdarstellung, zu dem Zweck, sich die öffentliche Geltung zu verschaffen, die erforderlich ist, um durch Einwirken auf die öffentliche Meinung eine Änderung menschlicher Verhaltensweisen herbeizuführen“.⁶ Dabei kann sowohl das Verhalten in gesellschaftspolitischen Bezügen gemeint und damit ein pädagogischer Impetus ausgedrückt worden sein, als auch das Verhalten in Bezug auf den Werbenden, also die Verwaltung und das Archiv.

An die Definition können sich verschiedene Diskussionen anschließen, die für uns Archive durchaus beachtenswert sind:

Wenn von „werbender Selbstdarstellung“ die Rede ist, dann kann damit nicht nur die positive Wertung der eigenen Rolle verbunden sein. Ebenso authentisch wie das Material, das Archive nachhalten, müsste auch deren Selbstdarstellung erfolgen. Werbung in eigener Sache kann es auch sein, wenn auf Veränderungsbedarf hingewiesen wird (z.B. bei der Benutzungsordnung), wenn Unzulänglichkeiten, z.B. bei der Unterbringung oder beim Schutz von Archivgut, an- und ausgesprochen werden oder wenn Lücken in der Überlieferungsbildung (z.B. aufgrund falscher Schwerpunktsetzung bei der Bewertung von alltags- und sozialgeschichtlich relevanten Quellengattungen) thematisiert werden.

Wenn von „öffentlicher Meinung“ die Rede ist, so stellt sich die Frage, welche Öffentlichkeit denn gemeint ist und wo sich diese artikuliert: im Stadtrat, in der Lokalzeitung, beim Bund der Steuerzahler oder bei den Archivbesuchern, um nur einige Optionen zu benennen.

Öffentlichkeit, dessen hat man sich bewusst zu sein, meint nicht eine amorphe Masse unbekannter Größenordnung und unterschiedlicher Interessen. Öffentlichkeit ist hingegen konkret. Wir haben es im Archivwesen mit ganz unterschiedlichen Adressaten und Zielgruppen zu tun, die jeweils zur Bildung der öffentlichen Meinung oder besser noch: zur Meinungsbildung im demokratischen Staat beitragen. Gleichwohl gibt es so etwas wie eine Stimmungsbild, eine unwillkürliche innere Haltung, eine öffentliche Meinung also, die sich in einem „Image“ vom Archivwesen niederschlägt. Fragen Sie sich selbst, wie dieses Archiv-Image – zielgruppen-

übergreifend – wohl aussieht: „geheimnisvoll“, „Speicher“ oder gar „Gewissen“ ihrer Sprengel sind sicherlich noch die angenehmsten Zuschreibungen, mit „staubig“ bis „verstaubt“ werden die üblichen Klischees bedient, gänzliche Unkenntnis, z.B. die Gleichsetzung mit Bibliotheken oder Antiquariaten, ist aber sicherlich der verbreitetste Wahrnehmungsvariante.

Dafür gibt es ganz verschiedene Ursachen, die nur ausschnitthaft aufgezeigt werden sollen. Die angesprochene geheimarchivische Tradition und die nur allmähliche Akzeptanz der „Freedom of Information“-Haltung als Element einer transparenten Bürokratie ist nur die eine Seite. Entscheidender ist sicherlich, dass Archive im Vergleich zu öffentlichen Bibliotheken und Museen als Nachbarzweigen kultureller Bildungsarbeit, kein Publikum im herkömmlichen Sinne haben, sondern Nutzer (kann man sagen: „Klasse“ statt „Masse“?). Dabei ist die Verortung im Sektor Kultur umstritten und sachlich nicht ganz zutreffend. Archive erfüllen Querschnittsaufgaben in der Verwaltung, sie sind Teil der unsterblichen Bürokratie. Sie sind gesetzlich vergleichsweise gut abgesichert, sind nicht disponibel, und sie sind unumgänglich. Dies alles trifft auf Kultureinrichtungen – leider – nicht zu.

Archive unterscheiden sich daher auch in ihren Artikulationsformen, herkömmlich zumindest. Es ging ihnen bis in die jüngste Vergangenheit nie um Kundenakquise und um Wachstumsstrategien. Archive sind üblicherweise material-, nicht menschenorientiert.⁷ Benutzung galt eher als Gefährdung des sensiblen Archivgutes denn als Chance zur Bestandserhaltung. Mittlerweile ist vielen Kolleginnen und Kollegen bewusst, dass die Transformation unserer „Papierarchive“ zu „Men-

schenarchiven“ unumgänglich erscheint. Die Nachfrage nach Einsichtnahme in Schriftgut und nach archivari-scher Kompetenz zu seiner Entschlüsselung macht die Relevanz von Archiven erkennbar. Hinzu kommt: Wä-ren Archive allein zur Aktenerhaltung und Aufbewah-rung da, dann übergängen wir fahrlässig das Informati-onspotenzial und den Bildungsauftrag der Archive und würden letztlich auch nicht dem wissenschaftlichen An-spruch unseres Berufes gerecht werden.⁸

Dennoch ist die archivische Öffentlichkeit auf den ers-ten Blick überschaubarer und spezieller als die von Kul-tureinrichtungen, die sich mit Kassenschlagern (wie z.B. Blaue Reiter-Ausstellungen) ihre Sondersammelge-biete wie überhaupt ihr Überleben mühsam erkaufen müssen. Der Anspruch jedoch, dass jeder Mensch einen Bibliotheksausweis besitzen und einmal ein Museum von innen gesehen haben muss, der lässt sich mittler-weile auch auf Archive übertragen – und wird von Ar-chiven als Motivation und Ziel erstrebt: Jedes Kind, je-der Jugendliche sollte in seiner Schullaufbahn zumin-dest einmal ein Archiv besucht und dieses mit mög-lichst positiv prägenden Eindrücken wieder verlassen haben. Schülerinnen und Schüler sind heute eine aus-gewählte Zielgruppe archivischer Bildungs- und Öff-entlichkeitsarbeit. Morgen sind sie die öffentliche Mei-nung und das Plebiszit des Staates und der Kommunen und damit Entscheidungsträger, wenn nicht über die Existenz, so doch über die Ausstattung öffentlicher Ar-chive. Und mehr noch als um Klientelbildung geht es den Archiven um die Bildung ihrer Klientel. Um es zu wiederholen: Archive sind demokratische Lernorte. Nicht erst die Informationsfreiheitsgesetze, die der Öff-entlichkeit die Möglichkeit einräumen, in Vorgänge der laufenden Verwaltung Einblick zu nehmen, nein,

auch bereits und insbesondere die Archivgesetze sorgen für einen geregelten Zugang zu den Hintergrund-Wissensquellen unserer Gesellschaft. Unsere Aufgabe ist es, Forschungsdiskurse zu erleichtern und zu ermöglichen. Unsere Findmittel müssen derart aufbereitet sein, dass Informationen transparent erlangt werden können und dass Archivgut für Transparenz sorgen kann. Dies mag uns zuweilen in Gewissenskonflikte mit unseren Trägern bringen, muss aber vor dem Hintergrund der Forschungsfreiheit unser Ziel und Interesse sein. Beim Thema „Zwangsarbeit“ haben dies alle Archive in den vergangenen Jahren erlebt. Es gehört letztlich zu den Pflichten der Archive in einer demokratischen Gesellschaft, die verwahrten Quellen nicht nur zu hüten, sondern sie in die öffentliche Diskussion einzubringen.⁹

Archivische Öffentlichkeitsarbeit wendet sich aber nicht nur nach außen. Vergleichbare Maßstäbe sind auch an die interne Kommunikation zu setzen. Auch der Träger des Archivs stellt eine spezifische Zielgruppe dar, die sachgerecht bedient werden will. In vielen Archiven ist der Kontakt zur internen Öffentlichkeit gar üblicher und häufiger als der Außenkontakt. „Interne Öffentlichkeit“ scheint ein widersprüchlicher Begriff zu sein, doch wird er klarer, wenn man sich die Funktion der Kommunikation nach innen vor Augen führt: Wenn Öffentlichkeitsarbeit im Allgemeinen darauf abzielt, einen Interessenausgleich zwischen der Einrichtung und der Öffentlichkeit herzustellen, verhilft die interne Öffentlichkeitsarbeit zur Förderung von Identifikation mit dem Träger, zur Loyalität mit dem Unternehmen, zur besseren Informiertheit der Mitarbeiter und zu einem geregelten Informationsmanagement, d.h. zur schnelleren und qualifizierteren Auskunftsfähigkeit der Behörde. Zu-

gleich wird der Nutzen, der Mehrwert des Archivs für den Träger deutlich. Die breite fachliche Kompetenz vom Lesen alter Handschriften bis zur datenbankgestützten Verzeichnung und Findbucherstellung verdeutlicht dem Archivträger, dass hier unentbehrliche Spezialisten mit zugleich großer kommunikativer Kompetenz am Werke sind. Im Archiv arbeiten Fachleute für andere Fachleute im Rest der Verwaltung (so wollen wir es einmal annehmen)!

Die Instrumente der Öffentlichkeitsarbeit, der externen wie der internen, sind vielfältig. Zu einer gewissen Bedeutung brachte es der vom Berufs- und Fachverband der Archivare VdA etablierte bundesweite „Tag der Archive“.¹⁰ Unter Nutzung ihrer individuell ganz unterschiedlichen Ressourcen beteiligen sich die Archive an dieser zweijährlich stattfindenden Veranstaltungsform, um die gesamtstaatliche Aufgabe und Verpflichtung der Archive als „Stätten der Kultur und Wissenschaft“ im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Der „Tag der Archive“ demonstriert eindrucksvoll die breite Palette historischer Bildungs- und archivischer Öffentlichkeitsarbeit.

Aber trotz der Debatten, die innerhalb der archivari-schen Zunft seit vielen Jahren über die Notwendigkeit und die möglichen Formen archivischer Öffentlichkeitsarbeit geführt worden sind,¹¹ scheint der Ertrag solcher Bemühungen im Allgemeinen noch nicht üppig zu sein. Vielfach wird über Öffentlichkeitsarbeit diskutiert, als sei sie disponibel. Dies ist auch eine Gefahr für die Archive, die in der in diesem Zusammenhang immer wiederkehrenden Debatte um „Kern und Schale“ archivischer Aufgaben den Archivträgern suggerieren könnten, es gäbe Luxusprodukte archivischer Tätigkeit, die

sich angesichts finanzieller Engpässe als Streichmasse eignen und von den Archiven offenbar selbst als solche definiert werden.

Wie fragil manche über die Jahre erkämpfte Errungenschaft, wie die archivrechtliche Gleichstellung von Bildungsarbeit zu den anderen facharchivarischen Tätigkeitsfeldern, wie die Erschließung, Ordnung und Verzeichnung von Archivgut, sein kann, zeigte sich just im Mai 2020, also mitten in der coronabedingten Einschränkung und Reduzierung des öffentlichen und offenbar auch des verbandspolitischen Lebens. Der Vorsitzende des Berufsfachverbandes VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V. wandte sich in einem Schreiben, das er auch auf der VdA-Webseite veröffentlichte, an den Oberbürgermeister der Stadt München, um sich gegen Pläne des Münchner Stadtrates auszusprechen, das Stadtarchiv München – im Zusammenhang mit der anstehenden Neubesetzung der Archivleiterstelle – von einer Dienststelle des Direktatoriums im Amtsbereich des Oberbürgermeisters in ein „Institut für Stadtgeschichte“ umzuwandeln und dieses fortan zusammen mit der „Stadtgeschichte“ im Kulturreferat anzusiedeln.¹² Unabhängig davon, wie man eine derartige Weiterentwicklung des Stadtarchivs fachlich und politisch bewertet, stieß die Argumentation des Verbandsvorsitzenden auf Kritik in der Archivszene, da er den Münchner Entscheidern ohne Not unterstellte, durch die von ihm befürchtete „Verengung des Tätigkeitsspektrums auf die historische Bildungsarbeit“ die „archivischen Kernaufgaben“ zu schwächen.¹³ In seiner geradezu antiquierten Vorstellung von Kern- und Randaufgaben in der Archivarbeit räumte er den „archivischen Kernaufgaben“ einen Vorrang gegenüber der Historischen Bildungsarbeit und der Archivpädago-

gik ein, die lediglich als Bereicherung des kommunalar-chivischen Tätigkeitsspektrums interpretierte. Als Kern-aufgaben führte der VdA-Vorsitzende die Überliefe-rungsbildung und Bewertung, die Erhaltung, Erschlie-ßung und Nutzbarmachung von Archivgut an, deren professionelle Erfüllung erst eine Bildungsarbeit über-haupt ermögliche. Die sich rasch äußernden kritischen Stimmen an dieser Position betonten hingegen, dass auch die Auswertung von Archivgut eine facharchivi-sche Tätigkeit sei, die mittlerweile zudem gleichrangig in den Archivgesetzen der Bundesländer verankert ist. Zudem trage insbesondere die Historische Bildungsar-beit zur „demokratischen Systemrelevanz der Ar-chive“¹⁴ bei und nehme dadurch eine zentrale Rolle im Kanon der archivarisches Fachaufgaben ein.¹⁵ Auch in archivrechtlicher Würdigung stellen die eigene wissen-schaftliche Forschung, die Aus- und Verwertung des Archivguts Aufgaben dar, die in den öffentlichen Archi-ven „gleichrangig zu anderen Aufgaben zu erfüllen ist“.¹⁶ Diese Position vertrat die Bundeskonferenz der Kommunalarchive (BKK) bereits in ihrem Positionspa-pier „Das Kommunalarchiv“ aus dem Jahr 2002,¹⁷ die sie mit der Arbeitshilfe „Grundlagen kommunalarchivischer Arbeit“ 2012 noch einmal bekräftigte.¹⁸

Selbst wenn Öffentlichkeitsarbeit als „genuine Auf-gabe“ des Archivs verstanden wird, bedeutet dies eben nicht die „Preisgabe klassischer Kernaufgaben“. Es geht hingegen um deren notwendige Evaluierung und Er-weiterung angesichts knapper Finanzmittel. Einer kon-kreten, soll heißen zielorientierten und adressatenbe-zogenen Öffentlichkeitsarbeit kommt in dieser Situa-tion eine besondere Bedeutung zur archivischen „Pro-filierung auf dem Markt kultureller Anbieter“ zu. Unter-schiedliche Adressaten und die diversen Teilöffentlich-

keiten erfordern unterschiedliche Aktivitäten. Archivische Öffentlichkeitsarbeit darf dabei nicht in reine Selbstdarstellung ausarten. In Gestalt der Historischen Bildungsarbeit und Archivpädagogik präsentieren die Archive ihre substanziellen Produkte. Die Öffentlichkeitsarbeit dient zugleich dazu, die Bildungsleistung der Archive bekannt zu machen, die nur so ihre gesetzlichen und gesellschaftlichen Aufträge hinsichtlich der Erinnerungskultur, des kulturellen Gedächtnisses und der Rechtssicherung bestmöglich erfüllen können.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Paragraph 3 „Kirchliche Archive und ihre Aufgaben“ im Kirchengesetz zur Sicherung und Nutzung von kirchlichem Archivgut in der Evangelischen Kirche der Union vom 6. Mai 2000 (Amtsblatt der EKD 2000, 228ff.).

² Positionspapier „Historische Bildungsarbeit als integraler Bestandteil der Aufgaben des Kommunalarchivs“, Beschluss der BKK vom 18.4.2005 in Konstanz.

³ Vgl. den instruktiven Abschnitt zur Archivpädagogik und Historischen Bildungsarbeit in Thomas Lange/Thomas Lux: Historisches Lernen im Archiv, Schwalbach/Ts. 2004, 26-64.

⁴ Vgl. Sven Tetzlaff: Chance zum Forschenden Lernen. Projektarbeit im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, in: Geschichte für heute. Zeitschrift für historisch-politische Bildung 4/2008, 114-129.

⁵ Gerhard Taddey: Öffentlichkeitsarbeit – eine Aufgabe für Staatsarchive?, in: Konrad Krimm/Herwig John (Hg.): Archiv und Öffentlichkeit, Stuttgart 1997, 267-274.

⁶ Hans Booms: Öffentlichkeitsarbeit der Archive – Voraussetzungen und Möglichkeiten, in: Der Archivar 23/1970, 15-32.

⁷ Volker Schockenhoff: Historische Bildungsarbeit – Aperçu oder „Archivische Kernaufgabe“. Die gegenwärtige Diskussion um die zukünftige Rolle öffentlicher Archive, in: Günther Rohdenburg (Hg.): Öffentlichkeit herstellen – Forschen erleichtern. Aufsätze und Literaturübersicht zur Archivpädagogik und historischen Bildungsarbeit, Hamburg 1998, 15-26.

⁸ Vgl. die Standortbestimmungen in Marcus Stumpf (Hg.): Beruf und Berufsbild des Archivars im Wandel, Westfälische Quellen und Archivpublikationen, Bd. 25, Münster 2008.

⁹ Vgl. den Abschnitt „Archivische Öffentlichkeitsarbeit“ von Gunnar Teske, in: Norbert Reimann (Hg.): Praktische Archivkunde: Ein Leitfaden

für Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste. Fachrichtung Archiv, Münster²2008, 265.

¹⁰ Vgl. Jens Murken: Der „Tag der Archive“. Ein Instrument archivischer Öffentlichkeitsarbeit, Saarbrücken 2008.

¹¹ Und es sogar zum Rahmenthema eines Deutschen Archivtags geschafft haben; vgl. Archive und Öffentlichkeit. 76. Deutscher Archivtag 2006 in Essen, Tagungsdokumentation zum Deutschen Archivtag, hg. vom VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V., Bd. 11, Selbstverlag des VdA, 2007.

¹² Ralf Jacob (Vorsitzender des VdA) an Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter: Stellungnahme des VdA zur geplanten Umstrukturierung des Stadtarchivs München, 11.5.2020, in: https://www.vda.archiv.net/uploads/media/VdA_Stellungnahme11052020_Kopie_web.pdf.

¹³ Vgl. Jens Murken: Gegen archivfachliche (Selbst-)Beschränkungen, in: AUGIAS.Net, 14.5.2020 (<https://www.augias.net/2020/05/14/9032>).

¹⁴ Heribert Prantl: Das Gedächtnis der Gesellschaft. Die Systemrelevanz der Archive. Warum Archivare Politiker sind, in: Alles was Recht ist. Archivische Fragen – juristische Antworten. Tagungsdokumentation zum Deutschen Archivtag, hg. v. VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V., Bd. 16, Fulda 2012, 17-27.

¹⁵ Vgl. Irmgard Christa Becker: Einbeinige Archive?, in: Archivwelt, 20.5.2020 (<https://archivwelt.hypotheses.org/2373>).

¹⁶ Thomas Henne: Gleich- oder nachrangig? Die Auswertung von Archivgut als Aufgabe von Archiven – die gesetzlichen Vorgaben, in: Archivwelt, 18.5.2020 (<https://archivwelt.hypotheses.org/2338>). – Henne stützt sich u.a. auf: Christoph J. Partsch: Bundesarchivgesetz. Handkommentar, Baden-Baden 2019, § 3 Rn. 14: „Die wissenschaftliche Verwertung ist gleichrangig den anderen beiden Gesetzaufgaben [Sichern, Nutzbar machen] aufgrund des Rechtsstaatsgedankens aus dem Grundgesetz und der Forschungsfreiheit aus Art. 5 Abs. 3 GG.“ – Weiterführende Literatur: Clemens Rehm: Geheimnis – Gedächtnis. Archive und Archivrecht, in: Irmgard Christa Becker/Clemens Rehm (Hg.): Archivrecht für die Praxis. Ein Handbuch, München 2017, 1-9. Martina Wiech: Auswertung des Archivguts, in: ebd., 224-229.

¹⁷ BKK-Positionspapier „Das Kommunalarchiv“, 17.9.2002 (https://www.bundeskonferenz-kommunalarchive.de/empfehlungen/P_das_Kommunalarchiv_BV.pdf).

¹⁸ BKK-Arbeitshilfe „Grundlagen kommunalarchivischer Arbeit“, 26./27.4.2012 (https://www.bundeskonferenz-kommunalarchive.de/empfehlungen/Arbeitshilfe_Grundlagen_kommunalarchivischer_Arbeit_2014-06-14.pdf).

Mit Schülerinnen und Schülern auf Spurensuche – Archivische Vorbereitung und Begleitung von Geschichtswettbewerben

Ein Bielefelder Archivar beteiligte sich als Schüler gemeinsam mit einem Mitschüler an den ersten beiden Ausschreibungen des heutigen „Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten“, der sich damals – 1973 bis 1976 – thematisch dem Verständnis deutscher Freiheitsbewegungen widmete. Der Schüler gewann, zunächst als Neuntklässler, beide Male einen der vorderen Bundespreise. Doch bereits bevor dieser Erfolg sich einstellte und ihm präsidial bescheinigt wurde, hatte er sein berufsbiographisch prägendes Erlebnis gehabt: Beim ersten Besuch des Stadtarchivs Bielefeld (und seiner Akten) entschied der Schüler, später Archivar werden zu wollen. – Trotz derartiger, nachweisbarer Rekrutierungserfolge ist es nicht das oberste Ziel der Archivpädagogik, seinen eigenen Nachwuchs zu schaffen und zu versuchen, die jugendliche Kundschaft beruflich auf die – obschon sicher nie verkehrte – Spur der Archivwissenschaft zu führen. Dies wäre aber lediglich die Kür, eine durchaus erstaunliche Langzeitwirkung sowie ein erfreulicher Nebeneffekt des archivischen Bemühens um Schülerinnen und Schüler. Archivarbeit mit Schülerinnen und Schülern ist hingegen eine Kernaufgabe und Teil des archivischen Alltagsgeschäftes, Pflicht und Selbstverpflichtung gleichermaßen, nicht zuletzt für Kirchenarchive. Kennzeichen gegenwärtiger kirchlicher Existenz ist der Mitgliederrückgang. Auch Archive arbeiten an der Zukunft der Kirche mit, ihre Beschäftigung mit Schülerinnen und Schülern stellt daher eine Investition in die Lebensfähigkeit der Kirche dar. Nicht von ungefähr heißen große Taufprojekte, beispielsweise

der westfälischen und kurhessen-waldeckischen Landeskirche, „Mit Kindern neu anfangen!“ und zielen darauf ab, die religiöse Sozialisation von Kindern durch kirchliche Initiativen zu unterstützen. Kinder seien, so der ehemalige Leiter des Pädagogischen Instituts der Evangelischen Kirche von Westfalen, „Entdecker, Forscher, Erfinder und Dichter in einer Person“.¹ Dieses Potenzial lässt sich in der Archivpädagogik spielerisch, handlungsorientiert und forschend-entdeckend abrufen, dies zum Nutzen der Schülerinnen und Schülern wie der Archive und ihren Trägerinnen und Trägern.

1. Modi des Lernorts Archiv

Es hat sich im Selbstverständnis vieler Archive durchgesetzt, die eigene Einrichtung als einen außerschulischen Lernort zu begreifen und vorzustellen. Gerade die Berücksichtigung von Archiven in den Curricula und Lehrplänen vieler Bundesländer und Schulformen hat zu dieser Profilierung der Archive, neben den Bibliotheken, Museen und anderen Bildungseinrichtungen, beigetragen. Dabei sind die Archive infrastrukturell und pädagogisch unterschiedlich stark auf das außerschulische Lernen vorbereitet. Sie changieren daher ein wenig zwischen sogenannten primären und sekundären Lernorten, d.h. solchen, die explizit für das Lernen eingerichtet worden sind, und solchen, die vorrangig andere Aufgaben wahrnehmen. In der Wahrnehmung von Schülerinnen und Schülern handelt es sich bei Archivbesuchen zumeist um lehrergesteuerte Aktivitäten, gleichsam um Zwangsangebote, über deren Notwendigkeit und Gestaltung im Vorfeld nicht klassen- oder kursintern verhandelt worden ist. Archive sollten gleichwohl dankbar sein für derartige Besuchsinitiativen. Und sie sollten diese nach Möglichkeit nachhaltig positiv und attraktiv gestalten. Dies kann bekannterma-

ßen auf verschiedenen Wegen geschehen, und es gelingt den Archiven in der Praxis zumeist – ganz besonders dann, wenn Angebote zum Selbermachen, zum eigenständigen Arbeiten für die Schülerinnen und Schüler gemacht werden.² Dies kann beispielsweise kreative Ausdrucksformen finden oder über Archiverkundungen, Transkriptions- und Dechiffrierungsrätsel oder Rollenspiele geschehen. Entscheidend für den Erfolg der Angebote scheint es zu sein, sowohl die aktuellen Bedürfnisse und als auch die üblichen Informationswege der von Google und den Sozialen Netzwerken geprägten Schülerinnen und Schüler kennenzulernen und sie für die eigenen archivischen Angebote aufzugreifen. Zugespitzt formuliert: Die Kinder und Jugendlichen sind an schnell erzielbaren Treffern interessiert, sie sind hingegen weniger provenienz- und kontextorientiert. Archive sind daher gehalten, nicht ihre Tektonik, ihre innere Ordnung und ihre Produkte zu präsentieren, sondern Recherchewege aufzuzeigen und diese gemeinsam auszuprobieren und in Frage stellen zu lassen. – Darüber hinaus üben aber auch die „Archivschätze“ durchaus ihren besonderen Reiz aus, auch dann, wenn das historische Material für die Archivarinnen und Archivaren durch den alltäglichen Gebrauch längst zur Gewohnheit geworden ist. Sterbebucheinträge aus dem 17. Jahrhundert, zumal aus den Herkunftsgemeinden der Schulklassen, über Menschen, die der „Zauberey“ oder der „Hexerey“ angeklagt waren und deswegen hingerichtet wurden, stellen beispielsweise einen für die Schülerinnen und Schüler ebenso faszinierenden wie zum Weiterlesen und Weiterforschen animierenden archivischen Impuls dar.

Es hängt demnach von verschiedenen Faktoren ab, ob die Begegnung mit Schülerinnen und Schülern am au-

Berschulischen Lernort Archiv zu einer gewinnbringenden, für alle Beteiligten positiven Erfahrung wird. Der Gewinn liegt, um dies noch einmal zu betonen, nicht in der die zur Verfügung stehende Besuchszeit punktgenau ausschöpfenden Magazinführung, nicht in einer vollständig transkribierten Quelle und nicht einmal in dem gelungenen, sich an die vorige Schulstunde inhaltlich sinnvoll anschließenden Schülerreferat zu einem Thema der aktuellen Unterrichtsreihe. Der Gewinn besteht einzig und allein darin, wenn am Ende deutlich wird, dass die Schülerinnen und Schüler den Archivbesuch als kurzweilig empfanden und dass sie es nicht für ausgeschlossen halten, diesen außerschulischen Lernort ein weiteres Mal aufzusuchen (wenngleich nicht jede und jeder hier seinen Boys- oder Girls-Day, einen Ehrenamtstag oder ein Schulpraktikum absolvieren wird).

Es gibt einen ganzen Strauß an Arten und Weisen, wie ein Archiv von Schulen und mit Schülerinnen und Schülern genutzt werden kann. Diese Modi können exklusiv, supplementär, aber auch komplementär stattfinden, d.h. sie bilden Schnittmengen, können aber auch in zeitlicher Abfolge zur Anwendung gelangen: 1. *punktuell*. Das Archiv dient dem Lehrpersonal als Exkursionsziel. Dies kann wiederkehrend mit unterschiedlichen Lerngruppen und Altersgruppen in allen Schuljahren geschehen. Das Programm kann archivgesteuert oder unter Einbeziehung unterrichtlicher Wünsche gestaltet werden. 2. *partnerschaftlich*. Das Archiv tritt als außerschulischer Bildungspartner auf, d.h. Schule(n) und Archiv vereinbaren eine Bildungspartnerschaft, vergleichbar der gleichnamigen Initiative des nordrhein-westfälischen Schulministeriums.³ Diese systematische Zusammenarbeit ist auf Kontinuität angelegt

und nimmt speziell die Geschichte des Heimatortes und der Heimatregion in den Blick. Eine Bildungspartnerschaft wird vertraglich vereinbart und schulisch unterstützt, und sie ist nicht allein von der Motivation oder Unterrichtsplanung einzelner Lehrerinnen und Lehrer abhängig. 3. *ausgewählt*. Das Archiv dient Schülerinnen und Schülern als Forschungsstelle für freiwillige, individuelle „besondere Lernleistungen“. Die Jugendlichen treten mit ihren inhaltlichen Fragestellungen an das Archiv heran, das dann für diese Fach-, Jahres- oder Semesterarbeit individuell beratend tätig wird.⁴ 4. *infrastrukturell*. Das Archiv bietet seine Raumkapazitäten für die schulische Projektarbeit an. Dies kann insbesondere die Nutzung der Ausstellungsfläche beinhalten oder des Seminarraums für die Präsentation unterrichtlicher Arbeitsergebnisse. 5. *beratend und begleitend*. Das Archiv wird von Schülerinnen und Schülern in methodischer, theoretischer und natürlich auch inhaltlicher Hinsicht als Kompetenzzentrum für die Wettbewerbsarbeit genutzt.

2. Vielfältige Schülerwettbewerbe

Schülerwettbewerbe gehören zum festen Bestandteil der Konzepte verschiedener Bundesländer zur Förderung interessierter und begabter Schülerinnen und Schüler. Durchsucht man den „Deutschen Bildungsserver“, also den zentralen, von Bund und Ländern getragenen Internet-Wegweiser zum Bildungssystem in Deutschland, so erhält man bei einer auf Schüler, Kinder und Jugendliche eingegrenzten Recherche zum Stichwort „Wettbewerbe“ mehr als 1.500 Treffer.⁵ Höchstens 90 bis 140 davon gelten als ernstzunehmende Wettbewerbe. Man unterscheidet nach Art der gestellten Aufgaben zwischen „ausführenden und darbietenden“ (Jugend musiziert), „entdeckenden und herausfindenden“ (Mathematik-Olympia-

de), „erfindenden und konstruierenden“ (Roboterwettbewerbe) sowie Wettbewerben mit Projektcharakter.⁶ Die „Arbeitsgemeinschaft bundesweiter Schülerwettbewerbe“, ein Zusammenschluss von staatlich anerkannten und gesamtstaatlich geförderten Schülerwettbewerben in Deutschland,⁷ bewirbt immerhin 22 bundesweite Wettbewerbe, die sich in die Fachgebiete Kultur, Sozial- und Geisteswissenschaften sowie Naturwissenschaften und Technik untergliedern, darunter die bundesweite Russisch-Olympiade, der Bundeswettbewerb Fremdsprachen, aber auch der Schülerwettbewerb zur politischen Bildung sowie der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten.

Mehr noch also, als es Fächer und Fachkombinationen gibt, gibt es Wettbewerbe für Schülerinnen und Schüler. Anspruch und Dauer, Organisatoren und Schirmherren, Beliebtheit und Erfolg der Wettbewerbe variieren. Aufgrund dieser „Wettbewerbsflut“, insbesondere aufgrund der Vielfalt und unterschiedlichen Qualität von Schüler- und Schulwettbewerben erscheint mittlerweile eine „Wettbewerbspädagogik“ notwendig, die den Schulen und den Schülern einen Orientierungsrahmen bietet.⁸ Zudem machen Wettbewerbe mit spezifisch historisch-politischer Aufgabenstellung nur einen kleinen Farbtupfer in der bunten Wettbewerbslandschaft aus. Geschichtswettbewerbe sind aufgrund ihres Rechercheaufwandes zeitintensiv und weniger erfolversprechend als Talent- und Fleißwettbewerbe. Ein weiteres Spezifikum ist ihre lokale oder regionale Ausrichtung. Jenseits der bundesweiten Wettbewerbe gibt es somit eine Reihe von örtlichen Geschichtswettbewerben, die von Initiativen und gemeinnützigen Vereinen getragen werden und die es anstreben, zeitgeschichtliches Erinnern und lokales Gedenken zu fördern.⁹ Dabei wenden sie sich durchaus

nicht nur an Schülerinnen und Schüler, sondern auch an Studierende, an Nachwuchswissenschaftler oder kenntnisreiche, ortskundige Laienforscher. Grundlage beispielsweise für den im Jahr 2008 ins Leben gerufenen Geschichtswettbewerb „Freiburger Schulen ins Archiv“ bildet die Recherche in Freiburger Archiven. Der Ansatz dieses Wettbewerbs liegt darin, in der spezifischen Geschichte der Stadt und der Region Phänomene, Prozesse, Charakteristika der nationalen und internationalen Geschichte zu erkennen und zu verdeutlichen. Durchaus Ähnliches verfolgt der seit 1973 zweijährlich zu einem allgemeinen Oberthema ausgeschriebene „Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten“, zu dessen Aufgabenstellung es traditionell gehört, dass die gewählten Themen entweder einen regionalen Bezug zum Wohn- oder Schulort der jugendlichen Beiträger aufweisen oder einen biographischen Bezug zur eigenen Familie der Teilnehmer besitzen.¹⁰ Der Untertitel des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten lautet dementsprechend „Jugendliche forschen vor Ort“. Die Altersgrenze der Teilnehmer liegt bei 21 Jahren. Somit werden nicht nur Schülerinnen und Schüler angesprochen, wenngleich sie das Gros unter den stets 4.500–5.000 Teilnehmern, von denen wiederum die weit überwiegende Mehrheit das Gymnasium besucht, ausmachen.

Archivische und auch kirchenarchivische Unterstützung ist nicht nur im Rahmen von Geschichtswettbewerben möglich, sondern sie ist bei vielen projektbezogenen Schülerwettbewerben aus dem geisteswissenschaftlichen, aber auch künstlerischen Fächerkanon denkbar. Darüber hinaus gibt es eine Reihe von kirchlichen Preisen und Wettbewerben, die sich an Kinder und Jugendliche, an Konfirmanden, „Teamer“ und Ehrenamtliche als Adressaten richten. Eine engere Einbindung der Archive an

den Religionsunterricht und in die kirchliche und landeskirchliche Jugendarbeit, die stets eine lebensbegleitende Orientierungshilfe bieten soll,¹¹ kann daher durchaus auch über das Medium der Wettbewerbsarbeit geschehen. So lautete im Jahr 2012, um ein paar wenige Beispiele für die Anknüpfungsfähigkeit der Archiv- und Geschichtsarbeit an spezifische Religionswettbewerbe zu benennen, die Fragestellung des mit insgesamt 1.000 Euro dotierten 3. westfälischen Innovationspreises für Konfirmandenarbeit „Was bedeutet Freundschaft“. Und der Schülerwettbewerb „Entdecken und Verstehen im Evangelischen Religionsunterricht“, den die Evangelische Kirche von Westfalen seit 1990 jährlich ausschreibt, hatte sich im Schuljahr 2011/2012 das Thema gegeben: „Die (h)eilige Familie – Leben zwischen Anspruch und Wirklichkeit“. Stets erscheint es auf einfache Art und Weise möglich, auch hierzu Archivquellen anzubieten, die einen lokal- oder familiengeschichtlichen Zugang eröffnen und die Themenstellungen ebenso zielführend und fundiert wie lebensnah erarbeiten lassen.

3. Bedingungen für den archivischen Service

Was auf einfache Art und Weise an archivischer Beratungstätigkeit punktuell oder individuell möglich erscheint, das lässt sich schlechterdings nicht auf alle Archive deckungsgleich übertragen oder für die ganze Zunft postulieren. Der archivische Service, der viele, für den externen Benutzer oftmals nicht erkennbare Tätigkeitsbereiche einschließt, hängt immer von den Prämissen und vom Leitbild, von der Berufsauffassung und von den Kapazitäten des einzelnen Archivs und seines Trägers ab.¹² Daher gilt es, auch wenn dies nach einer Binsenweisheit klingt, die Angebote entsprechend den eigenen archivischen Voraussetzungen realistisch zu gestalten. Insbesondere bei unregelmäßiger, aber zeitauf-

wändiger und in ihrem Ausmaß im Vorfeld häufig nicht abschätzbarer Projekt- und Wettbewerbsarbeit kann lediglich das geleistet werden, was die besagten personellen Kapazitäten und Kompetenzen im jeweiligen Archiv hergeben, aber auch, was dessen Infrastruktur, Öffnungszeiten und überhaupt die Arbeitsbedingungen machbar erscheinen lassen. Bei aller Begeisterung, die sich angesichts inhaltlich reizvoller und mitunter durchaus innovativer Wettbewerbsarbeit auch auf Seiten des betreuenden Archivpersonals einstellen kann, sollte daher die Selbstüberforderung vermieden werden. Ein durch letztlich unsicheren Service und durch mangelnde archivische Beratung oder Vorfeldarbeit nicht zum Abschluss gebrachter Wettbewerbsbeitrag sorgt bei allen Beteiligten für nachhaltige Unzufriedenheit und kann zur Bestätigung des Klischees führen, bei Archiven handle es sich um arkanische Orte, in denen die Benutzer eher geduldet als erwünscht seien.

Eine Strategie gegen eine archivische Selbstüberforderung und für eine realistische wie auch realisierbare Nutzung der eigenen archivischen Ressourcen ist – gerade in der Begleitung von Geschichtswettbewerben – die Schaffung archivischer Kooperationen innerhalb einer Kommune oder auch innerhalb einer archivischen Fachgruppe. Absprachen hinsichtlich Inhalten und Kapazitäten lassen derartige Kooperationen lebendig werden und sie gegebenenfalls auch für die weitere fachbezogene Zusammenarbeit (beispielsweise im Rahmen von Notfallverbänden oder Ausstellungsprojekten) aktivieren. Insofern ist es ratsam, archivische Konkurrenzen innerhalb einer Kommune zu vermeiden und nicht um Wettbewerbsbeiträge oder Kundschaft auf Kosten anderer Archive (oder auch Bibliotheken) zu buhlen.

Hinsichtlich des schulischen Bedarfs an archivischer Zusammenarbeit bei Geschichtswettbewerben gilt es, die spezifischen Wünsche und Anforderungen sowie Arbeitsumstände zur besseren Planung des Archivservices in Erfahrung zu bringen. Hierzu sind als „Zielgruppen“ neben den Lehrern und den Schülern auch die Eltern in den Blick zu nehmen und auf ihre Kapazitäten hin zu befragen. Gerade die Eltern übernehmen vielfach Fahrdienste, so dass sich die Schülerinnen und Schüler wie auch die Archive nach den Möglichkeiten dieses Familiendienstes zu richten haben. Auch sind die Archive gehalten, ein wenig von ihren eigenen Belastungen abzuweichen und die Bedürfnisse der Schülerinnen und Schüler realistisch zu verorten. Nach anstrengenden Schultagen benötigen sie Zeit für die Nahrungsaufnahme, zum „Chillen“, sie müssen ihrem natürlichen Bewegungsdrang nachkommen dürfen, sie müssen auch kommunizieren und können nicht ausschließlich zum Schweigen gehalten werden, wie es hingegen im Habitat eines Lesesaals üblicherweise überlebenswichtig erscheint. Kurzum: Es geht bei der archivischen Begleitung und Betreuung von Wettbewerbsteilnehmern gleichsam um den ganzen Menschen und nicht nur um seine archivisch-historische Forschungsleistung.¹³ Der Lernort Archiv muss auch ein Lebensraum sein.

4. Archivarische Beteiligung an Geschichtswettbewerben

Neben der Klärung der objektiven Rahmenbedingungen und der subjektiven Bedürfnisse aller im Archivumfeld Beteiligten an der Durchführung von Geschichtswettbewerben kommt dem individuellen Engagement des die Schüler betreuenden Archivpersonals eine besondere Bedeutung für Erfolg und Misserfolg der Wettbewerbsbeiträge zu. Für den Geschichtswettbewerb des Bundes-

präsidenten wie für andere historisch ausgerichtete Schülerwettbewerbe gilt, dass die Arbeit im Archiv ein zentrales Element des Forschungsertrages darstellt. In den bisherigen Jahrzehnten seiner Existenz kam kaum eine Preisarbeit des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten ohne die Nutzung von Archivquellen aus. Entsprechend elementar ist der Beitrag der Archivarinnen und Archivare einzuschätzen. Sie können unterschiedliche Rollen im Geschichtswettbewerb spielen und verschiedene Funktionen für die Beiträger innehaben. Die Leistungen der Archivmitarbeitenden werden beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten in den obligatorischen Arbeitsberichten der Jugendlichen dokumentiert. Die Arbeitsberichte zeichnen die jeweiligen Forschungswege nach. In ihnen legen die Beiträger ihre im Forschungsprozess gemachten Erfahrungen nieder, berichten über die Themenfindung, über Probleme und Erfolge im Arbeitsprozess und benennen die Unterstützung, die sie von Seiten ihrer Tutoren, aber auch ihrer Eltern sowie von Experten, wie Archivarinnen und Archivaren, erhalten haben.¹⁴ Die Arbeitsberichte dokumentieren einerseits die Begeisterung, den Forscherdrang und die erstaunlichen Erträge der Schülerarbeiten. Sie belegen andererseits aber auch Probleme bei der Durchführung und Kritik an der archivischen Unterstützung und stellen insofern ein lesenswertes Instrument für die kritische Reflektion des archivischen Engagements dar. Die Beiträge zum Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten und ihre jeweiligen Arbeitsberichte werden von der Körber-Stiftung, die diesen Wettbewerb organisiert, inhaltlich zusammengefasst und im Internet dokumentiert. Einige Zitate aus diesen Zusammenfassungen sollen die im Folgenden vorgenommenen Impulse und Teiligungsformen der Archivarinnen und Archivare am

Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten (GW) anschaulich belegen.¹⁵ Derartige Unterstützungsformen – als Impulsgeber, Vorarbeiter, Forschungspartner, Helfer, Experte oder Tutor – sind durchaus auch auf andere Geschichts- und Schülerwettbewerbe übertragbar und können den Archivmitarbeitenden zur Anregung dienen:

1. *Impulsgeber/-in*: „Angeregt durch die Bemerkung in einem Buch des Gießener Stadtarchivars über die jüdischen Bewohner Gießens, daß für eine detailliertere Darstellung notwendige Quellen wie z.B. Erlebnisberichte von Opfern fehlten, suchen die Verfasser Interviewpartner anhand der Namenslisten, die in der Darstellung des Archivars abgedruckt sind.“ (GW 1983: Alltag im Nationalsozialismus II)

2. *Vorarbeiter/-in*: „Auf lokalhistorische Vorarbeiten und Archivfunde zurückgreifend zeichnen die beiden Verfasserinnen im größten Teil ihrer Arbeit die Geschichte der Juden in Saarburg seit dem Mittelalter nach.“ (GW 1993: Denkmal: Erinnerung – Mahnung – Ärgernis)

3. *Forschungspartner/-in*: „Selbst ein örtlicher Archivar befindet sich bei seinen Forschungen zu diesem Ort nach Bekunden der Autorinnen ‚in einer Sackgasse‘.“ (GW 1983: Alltag im Nationalsozialismus II)

4. *Helfer/-in*: „Weitere Recherchen stellen [die Schüler] im Gemeindearchiv an, wo sie mit Unterstützung des Archivars etwas über die lokalen jüdischen Traditionen hören, die bis ins 17. Jahrhundert zurückführen.“ (GW 1989: Unser Ort – Heimat für Fremde?)

5. *Experte/Expertin*: „Durch Interviews mit Fischern, Archivaren, Heimatpflegern und Einbaum-Experten tragen die Verfasser Informationen über Bau und Benutzung der

verschwundenen Verkehrsmittel zusammen.“ (GW 1991: Tempo, Tempo ... Mensch und Verkehr in der Geschichte)

6. *Tutor/-in*: „Der Tutor hatte als Ortsarchivar den Sch[ülern] den Zugang zum Thema geebnet und die Arbeitsschritte vorstrukturiert.“ (GW 2001: Genutzt, geliebt, getötet: Tiere in unserer Geschichte)

7. *Hindernis*: „Der zweite Teil der Arbeit befaßt sich mit der Verfolgung von Kritikern des NS-Systems aus religiösen und politischen Gründen, dabei wird die Rolle der Denunziation im Nationalsozialismus deutlich. Im Arbeitsbericht berichten die Schüler über Behinderungen ihrer Forschungsarbeit; wichtiges Archivmaterial war auf einmal unauffindbar; ein Archivar unterstellte ihnen ‚Dreck- und Wühlarbeit‘ usw.“ (GW 1981, Alltag im Nationalsozialismus I)

Auch diese archivarischen Beteiligungsformen an Geschichtswettbewerben sind – wie auch die oben dargelegten Nutzungsweisen des Lernorts Archiv – in der Praxis supplementär wie auch komplementär, exklusiv, aber in der Regel wohl anteilig-unterstützend vorstellbar. Negativerlebnisse geschehen heutzutage nicht mehr durch Forschungsbehinderungen aufgrund weltanschaulicher oder politischer Vorbehalte, sondern sind Folge von archivarischer Unerfahrenheit und Überforderung im Umgang mit jugendlichen Archivbenutzern, sowie von Unflexibilität und beschränkter Service- und Nutzerorientierung. Diese Probleme und die sich daraus ergebenden Komplikationen für die Wettbewerbsteilnehmer lassen sich jedoch bei stringenter Planung und mit Hilfe von Absprachen während des Forschungsprozesses vermeiden. Auf diese Weise kann dazu beigetragen werden, dass sich Archive als außerschulische Lernorte etablieren und im schulischen Alltag derart genutzt werden, wie es

denkbar, wünschenswert und möglich wäre. Eine Art „change management“ kann die Maßnahmen der archivistischen Begleitung von Geschichtswettbewerben modifizieren und sinnvoll strukturieren. Dieses Vorgehen lässt sich durch eigene Erfahrungswerte stetig verbessern und zu einer eigenen archivistischen Wettbewerbstradition ausbauen.

5. Archivistische Begleitung von Geschichtswettbewerben

Eine gründliche Vorbereitung von Geschichtswettbewerben erscheint für deren Erfolg genauso wichtig wie dessen Durchführung und der eigentliche Forschungsprozess. Die archivistische Tätigkeit beginnt idealerweise weit vor dem Wettbewerbsauftritt. Im Folgenden sollen in knapper Form Elemente der Vorbereitung und Durchführung skizziert, insbesondere für die leistbaren oder wünschenswerten archivistischen Wettbewerbsanteile. Hilfreich ist beispielsweise nicht zuletzt eine positive Grundhaltung des Archivs gegenüber Schülerinnen und Schülern in diesen außerschulischen Lernorten. Von den Archivarinnen und Archivaren hängt es maßgeblich ab, dass Archivbesuche für die Jugendlichen zum Erfolg werden und nicht ihre Verwirrung in der für sie noch unbekanntem Institution vergrößern. Es ist wichtig, die Schülerinnen und Schüler in ihren Anliegen ernst zu nehmen, sie ihre archivistische Unerfahrenheit nicht spüren zu lassen, ihnen gegenüber nicht herablassend zu agieren, sondern einladend und aufmunternd zu sein. Dass Schüler zumeist affektiv forschen, sollte Archivare motivieren. Nicht zuletzt haben sie es bei den Jugendlichen mit künftigen Erwachsenen und damit mit potenziellen Steuerzahlern zu tun – *alii se mentem faciunt, alii metent.*

1. Die *archivische Vorbereitung* beginnt damit, das jeweilige Wettbewerbsthema innerbetrieblich zu kommunizieren und sein inhaltliches Potenzial und seine Bandbreite zu diskutieren. Daraufhin lassen sich Themenvorschläge und Quellenhinweise sammeln, die beispielsweise in Form von Kurzregesten o.Ä. niedergelegt werden können.

- Absprachen über Themen mit anderen örtlichen Archiven koordinieren (zumal lokalgeschichtlicher Bezug mitunter für Landeskirchenarchive schwer umsetzbar ist)

- Themenvorschläge veröffentlichen (online), Wettbewerbsfristen beachten (z.B. 1. September)

2. *Vorfeldarbeit und Netzwerkbildung*

- Netzwerk mit Schülern und Lehrern (Fachgruppenleitern, Bekannten etc.) aufbauen

- Zeitzeugen ins Netzwerk einbeziehen (entsprechende Kontakte durch Archive vermitteln)

- Lehrerworkshops und Tutorenworkshops durchführen, mit organisieren, unterstützen – dies auch zwischen den Wettbewerbsphasen!

- Schülerworkshops durchführen oder begleiten

- im Rahmen von Projektkursen

- im Rahmen von Projektwochen

- Methoden der Wettbewerbsarbeit in der Archivpädagogik wettbewerbsunabhängig regelmäßig vermitteln

- forschend-entdeckendes Lernen: selbstständiges Formulieren von Fragen (strukturiert, geführt, offen, learning cycle)

- lokal-/regionalgeschichtliche Bezüge herstellen

- biographisches/familienbiographisches Vorgehen

3. *Archivpraxis*: Schülerinnen und Schüler (SuS) im Archiv

Archivbesuch bedeutet für Archive und SuS einen hohen Zeit- und Organisationsaufwand

- Überforderungsgefahr beim archivischen Erstkontakt
 - Archiv = fremde Institution mit unbekanntem Regeln
 - Tektonik und Systematik schwer verständlich
 - Arbeit mit Findbüchern fällt schwer (daher nicht nur Auskunft aus Findbüchern, sondern Akten lesen/Quellenstudium vorbereiten, um Frustrationen zu vermeiden)
- Nutzungsbedingungen erläutern und einüben (Recht auf Irrtümer zuerkennen)!
- Öffnungszeiten flexibel handhaben (ggfls. abends, in den Ferien, am Wochenende)!
- Termine / Besuchsstunden vereinbaren!
- feste archivische Ansprechpartner benennen; Kontaktdaten austauschen
- Beiträger/SuS kennen lernen und zum Kennenlernen des Archivs einladen
- Abbrecher unter den Wettbewerbsteilnehmern „auffangen“, Zwischenergebnisse sichern!
- Raumnutzung, Quellennutzung üben/verabreden
- Tutoren/Lehrer kontaktieren und Kontakt halten: engagierte Lehrer/-innen ausfindig machen, die den außerschulischen Lernort Archiv zu ihrer Sache machen
- archivische und historische Beratung zur besseren Quellennutzung sowie Quellenauswahl
- Primärquellenschock-Hilfe anbieten (Lesekompetenz, nicht aggregierte Infos etc.)
- ggfls. Quelleneditionen als vorbereitete Angebote erstellen

- Archivarbeit mit aggregierten Quellengattungen beginnen lassen:¹⁶ Zeitungsausschnittsammlungen, Chroniken, Sachakten, Register, Amtsblätter, Berichtserien, Synodalprotokolle
- Archiven dient es, wenn sie ihren Bildungsauftrag produktiv wahrnehmen
- Archive haben bei Geschichtswettbewerben die Chance, ihre eigene Klientel zu formen!

Anmerkungen:

¹ Religion macht Kinder stark. Villigster Kirchentag am 21.09.2012: Gemeindeentwicklung mit Kindern und Familien.

² Vgl. Wolfhart Beck: Schüler forschen im Archiv. Ein archivpädagogischer Führer für Schülerinnen und Schüler durch das Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen, hg. vom Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2010.

³ <http://www.archiv.schulministerium.nrw.de/>

⁴ Vgl. z.B. Merkblatt des NRW-Schulministeriums zur besonderen Lernleistung in der gymnasialen Oberstufe.

⁵ <http://www.bildungsserver.de>

⁶ So Achim Lipski, damaliger Sprecher der Arbeitsgemeinschaft bundesweiter Schülerwettbewerbe, im Artikel von Arnd Zickgraf: „Nutzen oder schaden Schülerwettbewerbe?“, in: Die ZEIT, 4.3.2011..

⁷ <http://www.bundeswettbewerb.de>

⁸ Vgl. Wolfgang Beutel/Sven Tetzlaff: Schülerwettbewerbe und Schulentwicklung – Zur pädagogischen Wirksamkeit eines Förderinstruments, in: Die Deutsche Schule 99/2007, Heft 2, 242-244, hier: 244.

⁹ Vgl. z.B. das Programm des Bielefelder „Vereins für Zeitgeschichte und regionale Erinnerungskultur e.V.“ auf <http://www.zeitgeschichte-bielefeld.de>

¹⁰ Vgl. die Wettbewerbsunterlagen 2012/2013, in: spurensuchen. Magazin für historisch-politische Bildung, hg. von der Körber-Stiftung, 26. Jg. 2012. – Der Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten findet sich im Internet unter <http://www.geschichtswettbewerb.de>.

¹¹ Vgl. dazu die Beiträge in: Jugendarbeit und Schule. Schulbezogene Arbeitsformen in den Evangelischen Schülerinnen- und Schülerarbeiten, hg. von der Arbeitsgemeinschaft Evangelische Schülerinnen- und Schülerarbeit AES, Berlin 2004.

¹² Vgl. die Beiträge in Marcus Stumpf (Hg.): Beruf und Berufsbild des Archivars im Wandel, Münster 2008; vgl. auch den von Mechthild Wolf

verfassten Abschnitt „Serviceleistungen und Öffentlichkeitsarbeit“, in: Handbuch für Wirtschaftsarchive. Theorie und Praxis, hg. von Evelyn Krocker u.a., München 2005, 233-258.

¹³ Vgl. Thomas Lange/Thomas Lux: Historisches Lernen im Archiv, Schwalbach/Ts. 2004.

¹⁴ Vgl. den Abschnitt „Arbeitsbericht – das ‚Tüpfelchen auf dem i‘“, in: spurensuchen, 24. Jg. 2010, hg. von der Körber-Stiftung, Hamburg 2010, 23.

¹⁵ Die folgenden Zitate aus der Datenbank der Körber-Stiftung zu den vergangenen Geschichtswettbewerben des Bundespräsidenten sind zu finden unter <https://www.koerber-stiftung.de/geschichtswettbewerb/geschichtswettbewerb-archiv>.

¹⁶ Vgl. den Abschnitt „Archiv und Schule“ in der Diplomarbeit von Nadine Fechner: Archiv als außerschulischer Lernort – Archivpädagogische Angebote für Schüler und Schülerinnen, FH Potsdam 2009, 19-32; vgl. auch Günther Rohdenburg: Archivalien im Unterricht. Welche Archivalien eignen sich für den unterrichtlichen Einsatz im Archiv? Materialien für den Unterricht, Bremen ²1990.

Weiterführende Literatur

Jens Aspelmeier: Historisches Lernen im Archiv – zur didaktischen Dimension eines außerschulischen Lernortes, in: ders. (Hg.): Transparenz für die Bürger? Perspektiven historischer Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit in Archiven. Beiträge zum 17. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg Nr. 57), 2014, 153-182.

Wolfhart Beck: Schüler forschen im Archiv. Ein archivpädagogischer Führer für Schülerinnen und Schüler durch das Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen (Veröffentlichungen des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen 29), hg. v. Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2010.

Bodo von Borries: Historische Projektarbeit. „Größenwahn“ oder „Königsweg“?, in: Dittmer, Lothar; Siegfried, Detlef (Hg.): Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit. Hamburg 2005, 333-350.

Anett Büttner: Bericht über ein Schülerprojekt der Fliedner-Kulturstiftung zum Thema „Die Kaiserswerther Diakonie im 2. Weltkrieg“ im Rahmen des Wettbewerbs „Archiv und Jugend“ der Landschaftsverbände Rheinland und Westfalen-Lippe, in: Aus evangelischen Archiven 48/2008, 43-49.

Urs Justus Diederichs: Abschied vom Ärmelschoner – Entdeckungsreise durchs Stadtarchiv, in: Lange, Thomas (Hg.): Geschichte – selbst forschen. Schülerarbeit im Archiv, Weinheim/Basel 1993, 28-40.

Monika Fenn: Mit Grundschulern ins Archiv? Möglichkeiten historischen Lernens aus geschichtsdidaktischer Perspektive. Vortrag gehalten bei

der Archivpädagogik-Konferenz. Neuss 2008 (<https://www.uni-potsdam.de/de/hi-didaktik/monika-fenn/mit-grundschulern-ins-archiv>).

Stefan Frindt und Ludwig Brake: Schülererfahrungen in der Archivarbeit: Zur Rolle und Bedeutung der Kommunalarchive beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, in: Marcus Stumpf /Katharina Tiemann (Hg.): Profilierung der Kommunalarchive durch Historische Bildungsarbeit. Beiträge des 18. Fortbildungsseminars der Bundeskonferenz der Kommunalarchive (BKK) in Wolfsburg vom 9.-11. November 2009, Münster 2010, 93-109.

Günter Heidt/Simone Arends/Holger Brittnacher/Sandra Prinz: Lange Wege – kurzer Draht. Grenz-Archiverfahrungen von Schülerinnen und Schülern eines Gymnasiums im äußersten Westen von Rheinland-Pfalz, in: Robert Kretzschmar (Red.): Archive und Forschung. Referate des 73. Deutschen Archivtags 2002 in Trier, Siegburg 2003, 387-398.

Wolfgang Jacobmeyer: Schülererfahrungen bei der Spurensuche im Archiv, in: Robert Kretzschmar (Red.): Archive und Forschung. Referate des 73. Deutschen Archivtags 2002 in Trier, Siegburg 2003, 365-376.

Roswitha Link: „Gibt's hier auch was über Hexen?“. Neue Wege der Schülerbetreuung im Stadtarchiv, in: Ulrich Kröll (Hg.): Geschichte lehren und lernen – am Beispiel der Stadt Münster, Münster 1985, 335-341.

Roswitha Link: „Heute geh'n wir ins Archiv ...“. Lernangebote im außerschulischen Lernort Archiv, in: Lernen aus der Geschichte, 3.9.2012, in: <http://lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/10640>

Axel Metz: Schülerinnen und Schüler im Archiv – die archivpädagogische Arbeit des Stadtarchivs Bocholt, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 77/2012, 24-26.

Clemens Rehm: Das archivpädagogische Qualitätssiegel „Archiv und Schule“ – ein Plädoyer, in: Beiträge zum 17. Archivwissenschaftlichen Kolloquium der Archivschule Marburg (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg Nr. 57), 2014, 283-296.

Beate Sturm: Potenziale vorschulischer Bildungsarbeit in Archiven, in: Archive als Bildungspartner. 45. Rheinischer Archivtag, Remscheid 7.-8. Juli 2011 (Archivhefte Nr. 42), Bonn 2012, 74-82.

Beate Sturm: Schüler ins Archiv! Archivführungen für Schulklassen, Berlin 2008.

Waltraud Schreiber: Entwicklung historischer Kompetenz – Das Geschichtsbewusstsein von Grundschulern fördern, in: Schreiber, Waltraud (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Bd. 1, Neuried ²2004, 47-112.

Scheitern als Chance – Lehren aus missglückter archivischer Bildungsarbeit

1. Scheiterforschung als Chance – eine Hinführung

Die Organistin und Psychotherapeutin Irmtraut Tarr schreibt im Vorwort ihres Buches „Scheitern als Chance“, das mir – ungelogen – vor der Benennung meines Themas auch vom Titel her nicht bekannt war, höchstens unterbewusst, da ich Donaldist¹ bin, und das Buch den Haupttitel „Das Donald Duck Prinzip“ trägt: „Es ist erstaunlich, wie dieser Enterich im Matrosenanzug ein Spiegel unserer menschlichen Ängste, Eitelkeiten, Dummheiten und Schwächen ist. Donald Duck lehrt uns besser als alle Werke der Kunst, was Scheitern ist. Und er lehrt uns, was wieder aufstehen und neu beginnen heißt“.²

Ich habe nicht zuletzt eigene Erfahrungen zum Ausgangspunkt meines Nachdenkens über das Scheitern genommen. Vielleicht fragen Sie sich auch selbst einmal (oder häufiger), in welchem Umfang Ihre Projektideen gelingen und wie viel Sie als gescheitert betrachten oder was als Misserfolg gilt?! Ob die empirische Basis für meinen Beitrag zum Thema „Scheitern als Chance“ hinreichend ist, ob das Scheitern archivischer Projekte, speziell archivpädagogischer Projekte, zu unserem Alltag gehört oder vielleicht sogar unseren Alltag prägt, das erscheint mir selbst zumindest fraglich. Vielleicht ist es nicht so bedeutsam.

Denn missglückte *archivische* Bildungsarbeit hat wohl für die Selbstbestimmungsfähigkeit, für die Mitbestimmungsfähigkeit und für die Solidaritätsfähigkeit³ der uns Archivaren und Archivpädagogen anvertrauten Bildungsobjekte und Zielgruppen, sprechen wir besser von „Kindern“, „Jugendlichen“ und „Schülern“, weniger

und weniger nachhaltige negative Auswirkungen als eine kontinuierlich scheiternde schulische Bildungs- und Erziehungsarbeit. – Ich thematisiere an dieser Stelle also außerschulische, nicht-obligatorische, unregelmäßige, projektbezogene und präsentationsfähige Bildungsarbeit, die gemeinsam von den Institutionen Archiv und Schule sowie von den Professionen Archivar, Pädagoge und Historiker im Modus besonderen Engagements durchgeführt wird. Angesichts dieser Vielfalt an Rahmenbedingungen, die glücklich und/oder gekonnt zusammentreffen müssen, scheint das Scheitern innerhalb dieser Bildungsarbeit originär angelegt zu sein. Indes: Man erfährt so wenig davon!

Mich würde auf Archivtagungen und in Beiträgen für archivarische Fachzeitschriften jedenfalls häufiger interessieren, was wir aus den dort benannten Beispielen allgemein ableiten, gleichsam fürs Archivleben lernen können! Das Kennenlernen von Best-practice-Verfahren ließe in methodischer und theoretischer Absicht auch Klippen, Umwege und sogar das Scheitern thematisieren und damit das große Tabu der Moderne.⁴ Die Voraussetzung dafür, neue Wege zu gehen, ist wirkliches, ehrliches Scheitern.

Aber in der Archivwelt ist das anders: Dort werden gelungene Projekte ausgezeichnet, erhalten einen Preis oder eine Berichterstattung. Erfolge werden deutlich stärker herausgestellt als zum Beispiel die Überwindung von Schwierigkeiten – von Misserfolgen ganz zu schweigen. Ich halte die archivische Medienpräsenz für janusköpfig, meist sommerloch-motiviert.⁵ Zwar werden Höhepunkte der archivischen Arbeit in Lokalzeitungen durchaus gewürdigt. Aber die möglicherweise alltäglich „ausgezeichnete“ Leistung eines Archivs wird

nicht wahrgenommen und publiziert, auch nicht bei den eigenen Trägern. – Sofern also bereits Nicht-Gescheiterte über keine Lobby verfügen, dann gilt das für Gescheiterte erst recht.⁶

Es existiert durchaus eine kleine kulturhistorische und soziologische Nische der Scheiter-Forschung,⁷ die auch belletristisch und in therapeutischen Ratgebern ihren Niederschlag gefunden hat. Im Englischen heißt das „Wrongology“,⁸ die als „Studium der Irrtümer“ der Fehlbarkeit ein neues Image verleiht, die auch den Reiz des Scheiterns zum Thema macht und den Mut zur Lücke stärken will.⁹ Die Scheiter-Forschung ist dabei spürbar individualpsychologisch ausgerichtet, was den Ratgebercharakter der einschlägigen Literaturtitel unterstreicht. Dennoch ist aus diesem Ansatz für unser Anliegen abzuleiten, dass hinter jedem Scheitern, ebenso wie hinter jedem Erfolg menschliche Beziehungen, ja, Menschen stehen. Der Erfolg eines Projektes färbt auf sie, möglicherweise auf ihre Karriere positiv ab. Das Scheitern wird, auch wenn es im institutionellen Rahmen einer Stadtverwaltung, eines Archivs oder einer Schule geschieht, aber ebenfalls mit ihrem Namen verbunden. Insofern zeigt die Scheiter-Forschung eine große Vielfalt in der Annäherung an das Phänomen; man kann vom psychologischen Ansatz durchaus Ableitungen für das Projektmanagement durchführen,¹⁰ so die Botschaft: „Die Menschen unterscheiden sich nicht in Gewinner und Verlierer, sondern in Lernende und Nicht-Lernende“.¹¹

Ich möchte den engen Zusammenhang von Scheitern und Erfolg an einigen teils professionellen, teils persönlichen Erfahrungshintergründen erläutern:

Umwege

Zunächst eine spezifische Archiverfahrung: Die heute erfolgreichen Archivare (und Archivpädagogen) sind nicht selten auf berufsbiographischen Umwegen in ihren Beruf und zu ihrer Berufung gelangt. Dies gilt zum Beispiel für Lehrer, die Ende der 1980er Jahre ohne Anstellungsaussicht in Schulen waren und über „Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen“ und Projekte den Weg ins Archiv fanden. Dort haben sie aufgrund ihrer spezifischen, zuvor nicht nachgesuchten Kompetenzen zur Etablierung der Archivpädagogik beigetragen und damit der Archivszene insgesamt ein modernes, kundenfreundliches Profil verliehen. Und zudem sein eigenes Profil: Der Archivpädagoge ist gleichsam eine eierlegende Wollmilchsau. Er muss Archivar sein, Pädagoge sein, Lehrer/Lehrerin, und er muss Historiker sein. Das alles sind Spezialberufe mit speziellen fachlichen Anforderungen, auch in didaktischer Hinsicht, die der Archivpädagoge bzw. der in der Archivpädagogik und Historischen Bildungsarbeit Tätige vereint.

Brüche

Die Erfahrung mit Oral History-Projekten – insbesondere mit dem Kennenlernen von Lebensgeschichten, deren Erzählung und deren innewohnenden biographischen Konstruktionen – zeigt, dass das Erzählziel der Befragten jeweils die biographische Kontinuität und ein gelungenes Leben ist. Selbst existenzielle Krisen und Brüche finden Eingang in das Narrativ.¹² Das Sprechen, so die Erkenntnis der mündlich erfragten Geschichte, ermöglicht die erneute Aneignung der eigenen Biographie.¹³

Fehler

Eine pädagogische Kernbehauptung sei hinterfragt: Darf man heutzutage eigentlich tatsächlich „aus Fehlern lernen“?! Handelt es sich bei dieser Aussage nicht vielmehr um eine rhetorische Floskel der Pädagogik, die es erleichtert, Leistungsstarke von Leistungsschwächeren zu separieren? Wer zum Fehlermachen ermuntert, dann aber den Fehlermachern eben jene Fehler rot ankreidet und schlecht benotet, der führt diesen Ansatz der „Fehlerkultur“¹⁴ ad absurdum. Für den Aufbau einer Fehlerkultur wäre es hingegen notwendig, einerseits die Toleranz und Akzeptanz des Fehlermachens zu erhöhen, „aber auch systematisch Know-how zum Umgang damit und zur pädagogischen Fruchtbarmachung zu entwickeln“.¹⁵

Behinderung

Ein weiterer Aspekt ergibt sich aus der eigenen Standorterfahrung: Mein Archiv befindet sich im Herzen von Bethel, dem weltweit größten diakonischen Unternehmen, das in Bielefeld gleichsam einen eigenen Stadtteil unterhält. Das moderne mechanistische Weltbild definiert den Verlust einer körperlichen oder geistigen Funktionsfähigkeit automatisch als defizitär und als „zum Scheitern verurteilt“. In Bethel erlebt man hingegen Gegenbeweise, und dies nicht erst, seitdem man unter dem Stichwort „Inklusion“ das Anliegen zusammenfasst, Heterogenität als den normalen, regelmäßigen Zustand zu betrachten und Menschen somit mit ihren jeweiligen Talenten und Hemmnissen Partizipation zu ermöglichen.

Leistungsdruck

Als Kirchenarchivar und Christ ein weiterer Zugang zum Scheitern: Wie steht es um die Bedeutung „Guter Werke“ für das eigene, für das ewige Leben? Aus überkommener Perspektive der Christen kann man seinen Aufenthalt im Fegefeuer durch eigene (oder fremde) gute Leistungen verkürzen; ansonsten ist man gescheitert – die etymologische Nähe des Begriffs zum Scheiterhaufen und damit zum Höllenfeuer bzw. zum reinigenden Feuer ist frappierend und nah! Nach Martin Luther ist Erlösung jedoch ein Geschenk Gottes, das dem Menschen unverdient zukommt. Im Protestantismus gilt die reformatorische Einsicht in das göttliche „Allein aus Gnade“ unabhängig von erbrachten Lebensleistungen. Gleichwohl hat die protestantische Ethik spürbar leistungsbezogene, nicht zuletzt diakonische Elemente! – Mir scheint es demnach fraglich zu sein, ob der „aktionale und meritokratische Charakter des Scheiterns“ spezifisch nur für die Moderne ist, die einen säkularen Glücksbegriff – demzufolge der Mensch selbst seines eigenen Glückes Schmied geworden ist – mit der menschlichen Biographie und Biographieerwartung koppelt!¹⁶

2. Die Realität archiverischer Bildungsarbeit

Über das Gesagte hinaus gibt bei unserem Thema natürlich einfacher zu objektivierende Untersuchungsgegenstände als den eigenen Erfahrungsschatz: Ich denke beispielsweise an den bundesweiten „Tag der Archive“,¹⁷ insbesondere aber an die nordrhein-westfälischen Landesinitiativen um den Wettbewerb „Archiv und Jugend“ und um die Bildungspartnerschaft „Archiv und Schule“. Sie benötigen Anlaufzeit und Verankerung, haben es zudem mit strukturellen Voraussetzun-

gen zu tun, die die positiven staatlichen und kommunalen Drittmittel nicht umstandslos nutzbar machen. Die Projektorganisatoren in den Landschaftsverbänden berichten von den Schwierigkeiten, die vorhandenen Projektmittel auszuschütten. Auch dürfe die Attraktivität des Arbeitsfeldes Archiv nicht überschätzt werden. Das Scheitern von Projekten – insbesondere solche mit experimentellem Charakter – gehöre schließlich zum Alltag, so die Erfahrung: Mehrere Projekte seien „ganz oder beinahe daran gescheitert, dass die Jugendlichen nicht bereit waren, ganz freiwillig über einen längeren Zeitraum die vielen Mühen, die die Arbeit im Archiv mit sich bringt, auf sich zu nehmen.“¹⁸

Schwierige Ausgangslagen werden hingegen nicht als Entschuldigungen für einen Misserfolg vorgeschoben, sondern als Beweggrund für die Implementierung solcher Großprojekte der Archivpädagogik und Historischen Bildungsarbeit. Dennoch spiele „erfahrungsgemäß die Archivpädagogik aus unterschiedlichen Gründen in vielen Archiven eine untergeordnete Rolle, und umgekehrt nutzen längst nicht alle Schulen das Angebot, das ihnen viele Archive bieten; vor allem konzentriert sich vielerorts die archivische Arbeit mit Schülern auf die gymnasiale Oberstufe“.¹⁹

Am Programm „Bildungspartner Archiv und Schule“ nahmen mehr als ein Jahr nach dem offiziellen Auftakt Schulen und Archive aus lediglich 14 Orten in NRW teil.²⁰ Ob dies angesichts von rund 450 Archiven in NRW²¹ sowie 6.305 öffentlichen und privaten Schulen in NRW²² als Erfolg der gemeinsamen Initiative des Landes und der Kommunen zu bewerten ist oder nicht, mag dahingestellt bleiben und wird sich wohl erst nach einigen Jahren zeigen können. Über das Gelingen oder

das Scheitern der 14 einzelnen Bildungspartnerschaften würde dies ohnehin nichts aussagen. Die auf Kontinuität und Nachhaltigkeit angelegten Bildungspartnerschaften bedürfen eines Unterbaus, beispielsweise durch die bessere Verankerung der Archivpädagogik im Studium.²³ Der partnerschaftliche Ansatz der Bildungspartnerschaften ist jedenfalls zu begrüßen; er sorgt für Nachhaltigkeit und ermöglicht es, Lernerfolge weiter nutzbar zu machen.

Es ist insgesamt eine Lehre experimenteller und forschend-entdeckender Initiativen der Historischen Bildungsarbeit, dass diese für Archive nur erfolgreich verlaufen können, wenn Partner mit spezifischen Kompetenzen ins Boot geholt worden sind: Keines der erwähnten Projekte in NRW sei ohne einen unterstützenden Kooperationspartner ausgekommen, auch nicht in jenen Fällen, in denen ein Archivpädagoge das Projekt leitete. „In einem Fall ist sogar das ganze Projekt daran gescheitert, dass die vorgesehenen Kooperationspartner nicht die dafür notwendige Zeit fanden.“²⁴

3. Projekterfolge und Projektscheitern in unternehmerischer Perspektive

Woran denn nun scheitern Projekte der archivischen Bildungsarbeit? Schauen wir zunächst auf das Projektscheitern im Allgemeinen. Man kann – grob gesprochen – äußere und innere Gründe des Scheiterns unterscheiden. Die äußeren Gründe kann man auch als fremdverschuldete Gründe bezeichnen, als organische, institutionelle oder strukturelle Gründe des Scheiterns. Sie betreffen vielfach die Ressourcen. Demgegenüber stehen inwendige oder innere Gründe des Scheiterns, die eigenverantwortet sind, die psychologisch oder persönlich oder personell begründbar wären. Beide

Gründe des Scheiterns führen uns dazu, die Arbeitsabläufe zu verändern und zu verbessern.

Zieht man Studienergebnisse über den Erfolg und Misserfolg von Projekten zurate, so zeigt die Analyse, dass „Kommunikation“, „Zieldefinition“ und „Planung“ die Top 3 unter den Erfolgsfaktoren darstellen. Entsprechend sind auch Ursachen für das Scheitern von Projekten auszumachen: An erster Stelle liegen mit über zwei Dritteln Erwähnung und mit weitem Abstand „unklare Anforderungen und Ziele“. Es folgen gleichauf mit rund 43% Erwähnung die Ursachen „Ressourcenmangel beim Projektstart“, „Kompetenzstreitigkeiten“ und „Fehlende Projektmanagement-Erfahrung auf Leitungsebene“. Weitere erhebliche Misserfolgsgründe (mit einer Erwähnung von rund 35%) sind eine „unzureichende Projektplanung“, „schlechte Kommunikation“ sowie ein „Mangel an qualifizierten Mitarbeitern“.²⁵ Aus Unternehmenssicht scheitern Projekte meist an unklaren Zielen oder unklaren Anforderungen.²⁶ Projektteams werden vor allem durch „Kommunikationsschwierigkeiten“, „unklaren Auftrag“ und „fehlende Zusammenarbeitskultur“ (Top 3) zum Scheitern gebracht.²⁷

Wir tun sicherlich gut daran, Marketingprozesse in unser Projektmanagement zu integrieren. Dies sollte auf archivischem Gebiet insbesondere für die Archivpädagogik und die Historische Bildungsarbeit gelten, da hier regelmäßig neue Projekte mit unterschiedlichen Partnern und differenzierten Zielgruppen realisiert werden wollen – und das Ganze zum Schluss auch noch positiv vom Archivträger wahrgenommen und getragen werden muss.²⁸ Dennoch bezweifle ich die Erfolgsaussichten einer unumwundenen Ökonomisierung der Schule,

der Bildung und der Historischen Bildungsarbeit. Diese Bereiche können in ihren pädagogischen und fachlichen Ansprüchen nicht wie Unternehmen geleitet werden. Schulen und auch Archive, in denen Corporate Identity, Output-Orientierung, Normierung, Controlling und Qualitätsmanagement den Betriebsablauf bestimmen, in denen Leitbilder, Bildungsprogramme und verbindliche Zielvereinbarungen erstellt werden, die von allen Beteiligten gemeinsam „unter Anwendung infantilisierender Moderationsmethoden“ entwickelt wurden, lässt befürchten, dass die Quantität der Ergebnisse deren Qualität dominiert.²⁹ Output-Orientierung und Kompetenzenmessung seien das Ende der Humboldtschen Tradition, unkte sinnigerweise der frühere Leiter des Humboldt-Gymnasiums in Berlin:³⁰ „Bisher war Bildung an dem jungen Menschen und der Entfaltung seiner Persönlichkeit orientiert. Daraus wurden Ziele wie Toleranz oder Konfliktfähigkeit, wurden Didaktik und Methodik abgeleitet und geeignete Inhalte ausgewählt. Dagegen blickt die outputorientierte Schule nicht auf den in seiner Individualität heranwachsenden Menschen und seinen Bildungsgang, sondern auf die Kompatibilität seiner am Ende erworbenen Kompetenzen mit den Erfordernissen der Berufswelt.“³¹

4. Projektmanagement in der Archivpädagogik

Mangelhafte Kommunikation über Methoden und Ziele sowie, damit einhergehend, das Fehlen einer klaren Projektsteuerung stellen – die obigen Ergebnisse noch einmal zusammengefasst – die häufigsten Projektfehler in Unternehmen dar.³² Bei Projekten der archivischen Bildungsarbeit haben wir es mit einer Reihe von Komponenten zu tun, die in Einklang gebracht werden müssen, deren Erreichung aber mit weniger Sanktionsmechanismen als in einem Unternehmen auskommen

muss. Es existiert ein Koordinatensystem aus „Partnern“, „Rahmenbedingungen“, „Einstellungen“, „Publikum“ und „Ergebnissen“: *Partner (Mitwirkende)*: Archivar, Lehrer, Schüler, Archivpädagoge, Historiker; *Publikum (Interessierte)*: Archivträger, Schulleitung, Eltern der SuS, Archiv, Schule; *Rahmen*: Projektarbeit (zeitlich oder inhaltlich begrenzt), Unregelmäßigkeit, Zeitdruck, bedingte Nachhaltigkeit, wechselnde Zielgruppen / Partner, Sondermittel/Budget, Projektleitung, Projektteam, divergierende Projektziele, verschiedene Projekterwartungen, Ergebnisoffenheit, Lehrplan, Standort; *Einstellung (Haltung/Motivation)*: Zusatzleistung, unterschiedliche Geschwindigkeiten, unterschiedliche Kapazitäten und Kompetenzen, keine Alltagsroutine; *Ergebnisse*: Präsentation, Öffentlichkeitsarbeit, Publikation

Projektmanagement in der Archivpädagogik



In seinem Beitrag zum Thema Projektmanagement im Sammelband „Archivmanagement in der Praxis“ resümiert Johannes Kistenich hinsichtlich des Gelingens von Projektarbeit, dass es sich als positiv erweise, die Projekterfolge zu sozialisieren.³³ Könne bereits die Mitarbeit in einem Projekt als Chance zur Förderung von

Fach- und Methodenkompetenz vermittelt werden, so sei durch die Einbindung des Projektteams in die Ergebnispräsentation noch eine besondere Wertschätzung der Kompetenzen der Projektmitarbeiter zu erzielen. Gelegentlich werde allerdings, so Kistenich weiter, „in der Euphorie des erreichten Projektziels die Selbstreflektion des Projektteams“ vernachlässigt. Von Erfolgen wie von Misserfolgen im Projektverlauf zu lernen, schlage jedoch die Brücke zu nachfolgenden Projekten und sei „ein zentrales Element des Wissensmanagements“.³⁴

5. (Aus dem) Scheitern lernen

Vor diesem Hintergrund der objektiven und der subjektiven Bedingungen für Projektarbeit soll festgehalten werden, dass das Wesen archivischer Bildungsarbeit der „Weg“ ist und nicht das „Ziel“. Ein rein ergebnisorientiertes Vorgehen böte zu geringe alternative Lernanreize, als dass sie den Aufwand außerschulischer Projektarbeit lohnten. Im Mittelpunkt sollte letztlich das erfahrungsorientierte Vorgehen stehen, das dem Kompetenzerwerb dient. Historische Kompetenz umfasst eine Reihe spezieller und untereinander vernetzter Teilkompetenzen, die sich den Bereichen Sach-, Methoden- und Urteilskompetenz zuordnen lassen und eine wesentliche Voraussetzung für reflektierte Handlungskompetenz schaffen.³⁵ Die Archive und Archivpädagogen können dazu verhelfen, zur Erweiterung der heutigen oftmals sturen Output-Orientierung beizutragen. Im Projektprozess gilt es aber, nicht nur auf die Schülerinnen und Schüler zu achten, sondern auch, die Kompetenzorientierung des Lehrpersonals und der Archivare zu beachten und zu verbessern! Archivpädagogik lebt entsprechend von den Impulsen aller daran

Beteiligten, sollte daher weniger mit hierarchisch-frontalen und stärker mit horizontal-offenen Formen erfolgen.

Dabei sieht sich archivische Bildungsarbeit aber durchaus dem typischen pädagogischen Dilemma ausgesetzt: Die beabsichtigte Wirkung tritt nicht immer ein! In der archivpädagogischen Planung wird das erwünschte Handeln Dritter in Beziehung zum eigenen Handeln konstruiert. Alle Aneignungsvorgänge, alles Verstehen und Lernen, sei es der Schüler, der Lehrer, der Archivpädagogen oder des Archivars, sind jeweils nicht erzwingbare Subjektleistungen. Allen pädagogischen Absichten steht die „Unberechenbarkeit des Verhaltens der anzusprechenden Subjekte gegenüber.“³⁶ Mehr Subjektentwicklung, mehr Kompetenz und mehr Reflektion sind jedoch übergeordnete Ziele der (archivischen) Bildungsarbeit. Insofern gilt es, jenseits der überschätzten Erfolgsorientierung archivischer Bildungsarbeit auch die entwicklungsfördernden Perspektiven des Scheiterns zu erkennen. Ich adaptiere den Erziehungswissenschaftler Erhard Meueler, der 2001 ein „Lob des Scheiterns“ in Buchform veröffentlichte, mit einer vierfachen Perspektive auf potenziell entwicklungsförderndes Scheitern.³⁷

1.) Beim *phantasierten Scheitern* in der Planungsphase eines archivischen Projekts resultiert aus der Angst vor dessen Scheitern ein Ansporn für ideenvolle, fachorientierte, emotionale und didaktische Produktivität (Beispiel: Vortrag auf einem Deutschen Archivtag).

2.) Das *reale Scheitern* in der didaktischen Situation beunruhigt und setzt in der kritischen Rückschau bohrende Fragen frei, die dazu herausfordern, dass sich dieses fatale Erlebnis in Zukunft nicht wiederholt. Es

werden neue Ideen geboren, ungenutzte Fähigkeiten entdeckt und innere Listen beim nächsten Mal unbedingt zu vermeidender Fehler angelegt.

3.) Aus der Falle, Gelingen und Misslingen nur sich selbst zuzuschreiben, resultiert das *didaktische Scheitern*. Die Fokussierung auf eine einzelne Lehrperson sollte bei Projekten archivischer Bildungsarbeit, aber auch bei der Archivpädagogik, die hoffentlich keine langweiligen Standardführungen kennt, abgelöst werden durch die gemeinsame Verantwortung aller am Projekt Beteiligten für dessen Gelingen. Rollenroutinen können abgelegt werden, wodurch sich die Handlungsmöglichkeiten, die Kreativität und die Gruppendynamik verbessern.

4.) Beim *dokumentierten Scheitern* werden nicht Leistungen, sichtbare Erfolge und präsentable Ergebnisse medial nachgehalten, sondern es werden verworfene Konzepte, ungenügend erfüllte Aufgaben, interventionsbedürftige Sorgenfälle und belastete Gruppenbeziehungen thematisiert und in Form eines Arbeitsprotokolls oder Projekttagbuches aufgezeichnet. Dies führt zu einem gleichsam gescheiterten Scheitern, indem der Misserfolg enttabuisiert wird und zumindest die Dokumentation des Scheiterns als authentisches Beratungsinstrument für nachfolgende Projekte genutzt und als eigener Teilerfolg gewertet werden kann.

Die Lehren aus missglückter archivischer Bildungsarbeit in Projektform betreffen Verhaltensweisen und Verfahrensweisen; neben den erwähnten wären sicherlich viele weitere benennbar. – Erfolg ist nur erkennbar, wenn er vom Misserfolg abgehoben wird. Projekte verlaufen stets unterschiedlich erfolgreich. Die Differenz zwischen ihnen stellt die Motivation dafür dar, das

nächste Projekt anzugehen. Insofern führt uns das Scheitern und das Erlernen des Scheiterns dazu, neue Kreativität, neue Projektideen zu entwickeln und neue Ansätze in der Archivpädagogik und Historischen Bildungsarbeit zu erlernen. Scheitern bedeutet somit niemals den Verlust aller Gesamtergebnisse, wenn lediglich verschiedene Einzelprojektschritte nicht derart gelungen erscheinen wie zuvor geplant, erhofft und erwartet. – Gönnen wir dem Prototyp des Scheiterns und des Neubeginns aus unserem anatiden Paralleluniversum Entenhausen, Donald Duck, das letzte Wort: „Schwierigkeiten sind dazu da, überwunden zu werden.“

Anmerkungen:

¹ D.O.N.A.L.D. = Deutsche Organisation der nichtkommerziellen Anhänger des lautereren Donaldismus, vgl. www.donald.org.

² Irmtraut Tarr: Das Donald Duck Prinzip. Scheitern als Chance für ein neues Leben, Gütersloh 2006, 9.

³ So die drei grundlegenden Ziele von Bildung nach Wolfgang Klafki: Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Weinheim/Basel 1975; ders.: Neue Studien zur Bildungstheorie und Didaktik. Zeitgemäße Allgemeinbildung und kritisch-konstruktive Didaktik, Weinheim und Basel 1985.

⁴ Vgl. Richard Sennett; Der flexible Mensch – Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998.

⁵ „Die Archive können so viel Aktivität entwickeln wie sie wollen: wenn die Presse nicht mitzieht, hilft auch die beste Eigenwerbung nichts“; Aussage eines süddeutschen Stadtarchivs, exemplarisch für die ambivalente Pressearbeit zum bundesweiten „Tag der Archive“, zit.n. Jens Murken: Vom Nutzen und Nachteil des Tages der Archive für die Archive. Eine Evaluation, FH Potsdam 2005, 64.

⁶ Vgl. Stefan Zahlmann/Sylka Scholz (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten, Gießen 2005, 15.

⁷ Vgl. Eva Schulz: Lizenz zum Scheitern. Aus Misserfolgen lernt man am besten, finden zwei Doktoranden, in: ZEIT Campus 4/2011, 22.6.2011; dort wird eine neue Zeitschrift der ungelösten Fragen erwähnt – das „Journal of Unsolved Questions (JUUnQ)“ (<http://junq.info>).

⁸ Vgl. Kathryn Schulz: Being Wrong: Adventures in the Margin of Error, 2010.

⁹ Vgl. Josef Scheppach: Wrongology. Durch Scheitern zum Erfolg, in: Focus, 11.7.2011.

¹⁰ Fragen nach Irmtraut Tarr: Das Donald Duck Prinzip, Gütersloh 2006, 15.

¹¹ Zit.n. Irmtraut Tarr: Das Donald Duck Prinzip, Gütersloh 2006, 185.

¹² Vgl. Brigitte Boothe: Das Narrativ. Biografisches Erzählen im psychotherapeutischen Prozess, Stuttgart 2010.

¹³ Vgl. Stefan Zahlmann (Hg.): Scheitern und Biographie, 14; vgl. Gabriele Rosenthal: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung, Frankfurt/M. 1995.

¹⁴ Vgl. W. Althof (Hg.): Fehlerwelten – vom Fehlermachen und Lernen aus Fehlern, Opladen 1999.

¹⁵ Vgl. Franz Hammerer: Der Fehler – eine pädagogische Schlüsselsituation und Herausforderung, in: Erziehung und Unterricht, H. 1-2/2001, 37-50.

¹⁶ Konsequenterweise ist jeder nun auch Schmied seines Scheiterns; vgl. Irmtraut Tarr: Das Donald Duck Prinzip, Gütersloh 2006, 12.

¹⁷ Vgl. Jens Murken: Der „Tag der Archive“: Ein Instrument archivischer Öffentlichkeitsarbeit, Saarbrücken 2008.

¹⁸ Vgl. Gunnar Teske: Der Landeswettbewerb »Archiv und Jugend«. Eine Zwischenbilanz, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 71/2009, 12-19, hier: 15.

¹⁹ Ebd., 12.

²⁰ Borken, Detmold, Euskirchen, Geldern, Gescher, Gummersbach, Herne, Kempen, Lippstadt, Münster, Neuss, Pulheim, Solingen und Viersen; Quelle: <http://www.archiv.schulministerium.nrw.de/>

²¹ Angabe nach <http://www.archive.nrw.de/>.

²² Angabe nach Auswertung der Datenbank des NRW-Schulministeriums auf <https://www.schulministerium.nrw.de/>.

²³ So Saskia Handro (Münster) auf dem Rheinischen Archivtag 2011; vgl. den Bericht „Bildungspartner auf dem 45. Rheinischen Archivtag in Remscheid“, in: Augias.Net, 12.7.2011, www.augias.net/art_7401.html.

²⁴ Gunnar Teske: Der Landeswettbewerb »Archiv und Jugend«. Eine Zwischenbilanz, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 71/2009, 12-19, hier: 15.

²⁵ Vgl. Stefan Hagen: Projektmanagement. Studienergebnisse: Erfolgs- und Misserfolgskriterien in Projekten, in: www.slideshare.net/stefanhagen/pm-studienergebnisse (o.J., nach 2002), Slide 9 und Slide 10.

²⁶ Vgl. Stefan Hagen: Projektmanagement. Studienergebnisse: Erfolgs- und Misserfolgskriterien in Projekten, a.a.O., Slide 19.

²⁷ Laut einer Umfrage unter 376 Führungskräften der Wirtschaft, nach: Stefan Hagen: Projektmanagement. Studienergebnisse: Erfolgs- und Misserfolgskriterien in Projekten, a.a.O., Slide 3.

²⁸ Vgl. Mario Glauert/Hartwig Walberg (Hg.): Archivmanagement in der Praxis (Veröffentlichungen der Landesfachstelle für Archive und öffentliche Bibliotheken 9), Potsdam 2011.

²⁹ Hinrich Lühmann: Betrieb Schule (Kommentar), in: Der Tagesspiegel, 28.10.2007.

³⁰ Vgl. <http://hinrich-luehmann.de>.

³¹ Hinrich Lühmann: Betrieb Schule (Kommentar), in: Der Tagesspiegel, 28.10.2007.

³² Vgl. Warum scheitern Projekte? (Umfrageergebnisse), in: <http://pm-blog.com/2009/07/04/warum-scheitern-projekte/>; <http://images.computerwoche.de/images/computerwoche/bdb/469335/890x.png>; <http://www.computerwoche.de/management/it-strategie/1869524>.

³³ Vgl. Johannes Kistenich: Projektmanagement im Archiv, in: Mario Glauert/Hartwig Walberg (Hg.): Archivmanagement in der Praxis, Potsdam 2011, 115-131, hier 131.

³⁴ Ebd.

³⁵ NRW-Schulministerium: KLP Geschichte, a.a.O., hier: „Kompetenzentwicklung und Lernprogression, 3.1 Allgemeine fachspezifische Kompetenzen“, in: <http://www.standardsicherung.schulministerium.nrw.de>.

³⁶ Erhard Meuler: Kreativität und Scheitern, in: Zahlmann/Scholz (Hg.), a.a.O., 237-253.

³⁷ Vgl. Erhard Meuler: Lob des Scheiterns. Methoden- und Geschichtenbuch zur Erwachsenenbildung an der Universität, Hohengehren 2001.

Die Beteiligung von Studierenden an den Kernaufgaben kleinerer Archive

Die folgenden Ausführungen sind von dem Gedanken geleitet, zwei entfernt voneinander bestehende Bereiche der deutschen Bildungslandschaft – Universität und Kommunalarchiv – zum gemeinsamen Vorteil näher zusammenzuführen. Zur kritischen Reflexion eigener Erfahrungen auf diesem Gebiet wurden mithilfe einer Umfrage unter deutschen Archiven die Möglichkeiten und Grenzen einer derartigen Kooperation erfragt und gewichtet.

Die Archive haben in den letzten Jahren leidlich um ihr Profil nach innen und nach außen gerungen. Sie haben sich neue Qualifikationen angeeignet und neue Aufgabenfelder betreten, haben dabei gleichzeitig und ebenso mühevoll ihre ursprünglichen Kernaufgaben rechtlich abgesichert und präzisiert.¹ Heute ist das Archiv im Idealfall ein marktorientiertes, online-basiertes Dienstleistungsunternehmen, das „schwarze Zahlen“ schreibt und innerbehördlich rasch und kompetent den vereinigten Datenpool von Magazin, Registratur und vor allem Workflow managt.² – Erwartungshaltungen werden ebenso an die Archive herangetragen, wie sie mittlerweile von diesen selbst auch geweckt werden. Ebenso wenig wie Archive in Deutschland heute noch streng verschlossene Geheimarchive eines vormoderne[n] Staatswesens sind, sie also nicht ausschließlich Dienst für die Funktionseliten tun, sondern der „Dienst an der Gesamtheit der Staatsbürger“ im Zentrum ihrer Aufgaben steht,³ ebenso wenig stellt auch die Archivwissenschaft eine Geheimwissenschaft dar, die interessierten Laien (und professionell Interessierten, also Historikern) nicht *auch* vermittelt werden könnte. In erster

Linie ist hierbei wohl an die archivfachliche Weiterbildung jener Personenkreise zu denken, die einem bestimmten Archiv kontinuierlicher – dauernd oder wiederkehrend – verbunden sind: Ehrenamtliche Mitarbeiter, Lehrer und Werkstudenten. Da die Zusammenarbeit mit diesen Gruppen meist heimatbezogen ist, wären naturgemäß vor allem die Möglichkeiten einer Weiterbildung Externer auf der Ebene der Kommunal-, Stadt- und Kirchengemeindearchive auszuloten.

Aber nicht nur unter dem Gesichtspunkt der „Benutzerbindung“ erweisen sich die kleineren Archive als attraktives Terrain für derartige Kooperationen. Kommunalarchive zeichnen sich zum einen in besonderem Maße dadurch aus, dass sie im Lokalen das gesamte Spektrum des gesellschaftlichen und politischen Lebens abbilden und somit exemplarisches Arbeiten auch an historischen Großthemen erlauben, die ansonsten, d.h. im Rahmen wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten, eines bundes- und staatsarchivischen Überbaus bedürfen. Andererseits jedoch leiden gerade die kleinen Archive an einer chronischen Unterausstattung mit Personal und Sachmitteln⁴ bei gleichzeitig steigenden Arbeitsanforderungen und auch zunehmendem politischen Druck.⁵ So gesehen ergibt sich nicht nur die Möglichkeit, sondern geradezu die Notwendigkeit, die Kapazitäten und besonderen Qualifikationen der Benutzer stärker als bisher für die Belange der kleineren Archive zu nutzen. Diese Archive haben schließlich *all* ihren gesetzlichen Aufträgen, und nicht nur ausgewählten, nachzukommen – vom Erfassen und Archivieren über das Benutzbarmachen bis hin zur Öffentlichkeitsarbeit.

Hierbei ist zu diskutieren, inwieweit es rechtlich zulässig ist und archivisch nötig und praktikabel erscheint, die Benutzer auch in die Erledigung archivischer Kernaufgaben einzubinden. Über die oben genannten, häufig heimatkundlich interessierten Nutzergruppen hinaus sollen dabei stärker die Chancen einer Kooperation kleinerer Archive mit den studentischen Teilnehmern geschichtswissenschaftlicher Lehrveranstaltungen ins Auge gefasst werden. Denn Studierende der Geschichtswissenschaften wünschen, ja sehnen sich geradezu danach, ihr angehäuften Orientierungs- und Überblickswissen einmal ergebnisorientiert und praxisbezogen ausprobieren zu dürfen. Die Archivkunde bzw. die Archivwissenschaften bieten hier einen Anknüpfungspunkt, der dieses Desiderat im historischen Studium befriedigen helfen kann.

Zwar wird in den geisteswissenschaftlichen Fächern aus gutem Grund nicht die Berufsfertigkeit der Absolventen angestrebt, sondern die Fähigkeit für Berufe, doch stehen sie unter einem latenten Erklärungszwang: Wie kann die Universität ihre theoretisch durchgebildeten Historikerinnen und Historiker auf jene Anforderungen des Arbeitsmarktes vorbereiten, die nicht nach breit gefächertem Orientierungswissen durch *alte* Medien fragen, sondern praktische Erfahrungen sowie funktionale Kenntnisse im Bereich der Neuen Medien verlangen? Und wie können andererseits Studierende der Geschichtswissenschaften ihren Marktwert erhöhen, ohne das historische Studium durch forcierte außerwissenschaftliche, semi-berufliche Aktivitäten zu vernachlässigen oder gar nur oberflächlich zu betreiben?

Insofern herrscht – denn es soll an dieser Stelle wahrlich nicht für eine dogmatische Beibehaltung des Status

quo plädiert werden – sicherlich auch in den herkömmlichen Studiengängen Nachhol- und Konturierungsbedarf. Auch diese Studienfächer, wie z.B. die Geschichtswissenschaften, finden nicht *jenseits*, sondern als Teil der sich kontinuierlich verändernden politischen und sozialen Umwelt statt und können auch nur durch Teilnahme am Diskurs der Veränderung ihre Existenz als Wissenschaft legitimieren. Alles andere, jedwedes Bewahren um der Tradition willen, wäre in der Tat vorwissenschaftlich und unwissenschaftlich und gehörte nicht in den Kanon der „universitas“. Auf die Frage nach Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben ist die Geschichtswissenschaft also durchaus der Antworten schuldig, und zwar zumindest insoweit, als dass sie ihre philosophischen Theorien regelmäßig und modellhaft einem Praxistest unterzieht.

Dabei ist feststellbar, dass jenes Handwerkszeug, das in der Mittleren und Neuen Geschichte für Qualifikationsarbeiten Voraussetzung ist, als Pflichtveranstaltung nur punktuell und randständig gelehrt wird, seine Kenntnis jedoch in der ganzen Bandbreite hilfswissenschaftlicher Fertigkeiten vorausgesetzt und erwartet wird. – Wer also nicht durch besonderes Interesse für mittelalterliche Handschriften oder aber durch die (auch fachlich) privilegierende Tätigkeit als studentische Hilfskraft, z.B. in einem Forschungsprojekt, die Möglichkeit des „learning by doing“ neben den Scheinanforderungen des Studiums genießen kann und auszunutzen vermag, der schlängelt sich eben so durch sein Studium, ohne jemals wirklich Kontakt zu authentischem historischen Quellenmaterial (und seinen Entschlüsselungstechniken) gehabt zu haben.

Auf der anderen Seite existiert an etlichen Universitäten ein zwar nicht obligatorisches, doch fachlich attraktives und die hilfswissenschaftlichen Fähigkeiten erweckendes Veranstaltungsangebot. Durchgeführt werden derartige Lehrveranstaltungen („Übungen“) häufig von besonderen Lehrbeauftragten. So finden wir eben auch Archivare aus örtlichen Archiven als Lehrpersonal und Vermittler von Spezialkenntnissen, und haben (bzw. hätten) damit implizit auch die Gelegenheit, dass die Studierenden ein Berufsbild, das aus ihrem Studiengang hervorgehen kann, in Aktion kennen lernen.

Dabei besteht durchaus die Möglichkeit, das gesamte Spektrum des Archivarberufs vorzustellen bzw. die Bandbreite der in einem Archiv anfallenden Aufgaben. So existieren – und dies lässt sich schnell anhand der Vorlesungsverzeichnisse erheben – quellenkundliche Veranstaltungen ebenso wie archivpädagogische Seminare,⁶ was insb. für Lehramtsstudierende interessante Alternativen zum Schullehrerberuf aufzeigen kann, da dort Vermittlung und Wissenschaft als Einheit betrieben wird.

Die meisten dieser sinnmachenden und auch gut frequentierten Lehrveranstaltungen bleiben allerdings in Bezug auf die beteiligten Studierenden dem herkömmlichen Bild vom Archivbenutzer (als „dem fremden Wesen“) verbunden, als dass sie versuchten, in den Seminarteilnehmern Kollegen und Kolleginnen zu erkennen, die zwar in der Regel nicht archivarisches ausgebildet sind, aber über spezielle Talente und Fähigkeiten verfügen, die es zu erkennen sowie konstruktiv und eben auch kollegial einzubinden gilt. Aus dem traditionellen Archiv-Benutzer-Verhältnis resultierend, werden auch in den bestgemeintesten Lehrveranstaltungen Origi-

nalquellen lediglich zu Illustrationszwecken vorgelegt oder als kopierter Quellenreader ausgeteilt. So aber bleiben diese Seminare für den beteiligten Archivar letztlich doch nur zeitlich ausgeweitete Archivführungen. Diese helfen zwar, die Behörde „Archiv“ gewissermaßen zu veralltäglichen und eine – nicht selten von den Archiven selbst provozierte – Scheu vor diesen Einrichtungen zu nehmen (oder zu versachlichen), doch bleibt der direkte Nutzen, den das Archiv aus der Beziehung und der Fortbildung der Studierenden hätte ziehen können, begrenzt.

Und so bleibt die Frage einer Beteiligung der Forschung bzw. von sich in der universitären Ausbildung befindlichen Forschern am archivischen Aufgabenkatalog im Diskurs der Zukunft spürbar nebensächlich. Denn wenngleich die Archivgesetze eine derartige Zusammenarbeit nicht vorgesehen haben, so ist sie doch – wie Robert Kretzschmar betont – „nicht verboten“.⁷ Möglichkeiten einer konzeptionellen Einbindung von Archivfremden⁸ werden – aufgrund des bei ihnen vorausgesetzten Engagements und ihrem historischen Interesse – zumeist jedoch mit Blick auf die ehrenamtlichen Helfer angestellt: Stefan Benning, der als Stadtarchivar von Bietigheim-Bissingen auf diesem Felde anregende Diskussionsbeiträge geleistet hat, empfindet dabei „die Einsatzfelder für Freiwillige im Archiv [als] nahezu unbegrenzt“.⁹ Sofern man ihre Kompetenzen fordere, ihre Vorlieben berücksichtige und ihnen die Freiheit belasse, über Intensität und Dauer ihres Engagements selbst zu entscheiden, könnten Ehrenamtliche – durch hauptamtliche Kräfte begleitet – im Sinne eines „partnerschaftlichen Miteinanders“ an den archivischen Aufgabenfeldern der Erschließung, der Sammlungen, dem Führen der Stadtchronik, der Gestaltung von Ausstel-

lungen und anderen Formen der Auswertung partizipieren.¹⁰ Wir kennen die vielfältigen Formen der Zusammenarbeit von Archivaren mit historisch Interessierten und Versierten vor allem aus kleineren Lokalar- chiven. Hier ergibt sich aus den kontinuierlichen oder projektbezogenen Kooperationen nicht nur das Kennenlernen der jeweils anderen Anforderungen und Wünsche, sondern – im Idealfall – ein Klima gegenseitigen Vertrauens. Die Archivbesucher können dabei von reinen Nutzern zu – positiv verstanden: – Genutzten des Archivs werden, auf deren Mitwirkung im Rahmen von Arbeitskreisen, Freiwilligenarbeit oder Heimatvereinen die meisten kleineren Archive nicht verzichten möchten.¹¹ Die Grenzen einer Beteiligung von Ehrenamtlichen an der archivischen Aufgabenerledigung hängen, so Benning, allerdings mit der Qualifikation der Helfer zusammen bzw. mit ihrer „Bereitschaft zu fachlicher Qualifizierung“.¹² Neben der geforderten „Mindestqualifikation an archivischem Wissen“ sei darüber hinaus klarzustellen, dass die strategischen Funktionen und Kernaufgaben im Archiv in den Händen hauptamtlicher und fachlich ausgebildeter Kräfte verblieben.

Über die Freiwilligenarbeit hinaus böten sich Studierende des Faches Geschichte geradezu als ideale Ergänzung zum archivischen Stammpersonal an: Die eigene praktische Weiterbildung im Sinn und ein (zu?) weites Berufsfeld vor Augen bringen sie – zumindest grundgelegt – die notwendige Kompetenz *für den* aber auch intellektuelle Distanz *zum* Gegenstand ihrer potenziellen Arbeit im Archiv mit, lassen sich dabei weitgehend kostenneutral, soll heißen: umsonst, z.B. im Rahmen von Lehrveranstaltungen und Praktika beschäftigen. Über spezielle Werkverträge wären ihre

Aufgaben fest umrissen und sie als Geheimnisträger auf dieselben berufsethischen Prinzipien verpflichtet wie ihre hauptamtlichen Kollegen. Unter dem von Benning formulierten Schlagwort „Das Know-How der Benutzer nutzen“ ließen sich über die von ihm angedachten Personenkreise hinaus¹³ durchaus auch archivarchisch fortgebildete Geschichtsstudierende zu den fachlich sensiblen Kernaufgaben, wie z.B. der Tiefenerschließung, der Archive heranziehen.¹⁴ – Wie aber sähen die Bedingungen einer Kooperation von kleineren Archiven mit historischen Lehrveranstaltungen aus und wie werden – von den Archiven selbst – die Chancen eines solchen Unterfangens eingeschätzt? Die Frage, ob die Kontakte zwischen Archiven und Forschung im Hinblick auf Überlieferungsbildung und Bewertung nicht intensiviert werden könnten, ist bislang noch nicht ins Zentrum der archivwissenschaftlichen Diskussion gerückt, wenngleich es Ansätze für ihre Beantwortung gibt.¹⁵

Als Lehrbeauftragter des Fachbereichs Sozialwissenschaften der Universität Bremen hatte Verfasser bereits im Wintersemester 1999/2000 die Gelegenheit, im Rahmen eines hilfswissenschaftlichen Seminars mit Studierenden des Faches Geschichte die Aufgaben- und Problembereiche des kommunalen Archivwesens kennen zu lernen. Die Initiative für eine Lehrveranstaltung wurde vom Kulturamt des nahe Bremen gelegenen Landkreises Osterholz, der vorgesetzten Behörde des Kreisarchivs, aufgegriffen und eine Zusammenarbeit mit diesem Archiv angeregt. Abgezielt wurde darauf, Studierende an das Archiv heranzuführen und sie als Seminargruppe (sowie im Fortgang möglicherweise individuell) an ausgewählten archivischen Tätigkeitsfeldern, wie dem Ordnen, Verzeichnen und Auswerten kleinerer Bestände, zu beteiligen. Das Kreisarchiv ver-

fügte zu diesem Zeitpunkt jedoch einzig über eine halbe Leiterstelle und sah sich daher (und aufgrund seiner räumlichen Enge) selbst nicht zu einer aktiven Mitarbeit imstande. Die latente Überforderung solch kleiner Archive ist nicht untypisch und war ursprünglich ein Motiv für die Durchführung einer Lehrveranstaltung mit Praxisbezug. Dennoch konnte die geplante Lehrveranstaltung zum Archivwesen nahe an der archivischen Realität durchgeführt werden.

Die Lehrveranstaltung sollte theoretische und praktische Elemente der Archivwissenschaft kombinieren, ohne dass eine fachliche Vorbildung der Seminarteilnehmer erwartet wurde bzw. vorausgesetzt werden konnte. Die zunächst 18 Seminarteilnehmerinnen und Seminarteilnehmer befanden sich überwiegend im Grundstudium eines Magisterstudienganges zwischen dem ersten und dritten Semester. Erfahrungen mit dem Archivwesen waren – mit der Ausnahme eines „Studenten im Alter“ – nicht von der Benutzer-, sondern nur von der Besucherseite her vorhanden.¹⁶ Basale archivische, archivarische und archivalische Kenntnisse galt es daher zunächst zu vermitteln.¹⁷ Das archivische „Handwerkszeug“ wurde mittels der Lektüre und Diskussion ausgewählter Grundlagentexte eigenständig sowie in der Lerngruppe vorgestellt und anhand von Beispielen demonstriert. Fiktive Verzeichnungseinheiten ließen sich anschaulich mit Hilfe einer Archivierungssoftware bearbeiten, die Kriterien der Erschließung dabei plastisch erlernen. Hierbei galt es wegen der Schwerpunktbildung des Seminars in Richtung Kommunalarchivwesen deutlich zu machen, dass gerade im kommunalarchivischen Alltag nicht von einer lehrbuchhaften Erschließung ausgegangen werden dürfe.¹⁸ Als komplexester (und kompliziertester) Gegenstand des Seminars

erwies sich aber, wie die Nachfragen der Teilnehmer zeigten, für diese die archivalische Bewertungsdiskussion.

Die prinzipiell auf zwei Semesterwochenstunden angelegte Lehrveranstaltung wurde – nach Vereinbarung zu Semesterbeginn – für Sondertermine und „Überstunden“ von vorgegebenen 30 auf 40 Stunden ausgeweitet. Sie fand sowohl in den Seminarräumlichkeiten der Universität statt, als auch in deren CIP-Pool. Als einen ersten „Außentermin“ nahm die Gruppe den Besuch im bremennahen Stadtarchiv von Achim wahr; den Abschluss der Veranstaltung gegen Semesterende bildete ein Arbeitswochenende in Blockseminarform in der Kreishandwerkerschaft Osterholz,¹⁹ in dessen Mittelpunkt die praktische Erschließungsarbeit an einem hauseigenen Aktenbestand stand.

Elf der ursprünglich 18 Teilnehmer blieben der Lehrveranstaltung bis zu ihrem Ende und an allen Orten treu. Möglicherweise erklären der besondere organisatorische Mehraufwand sowie die stark aufeinander aufbauenden (und daher notwendigerweise konsequent und von Woche zu Woche durchzuarbeitenden) Lektüreauforderungen²⁰ den Teilnehmerschwund. Für die Anleitung und Beaufsichtigung der praktischen Erschließungstätigkeiten erwies sich die letztliche Gruppenstärke hingegen als optimal.

Nachdem das angesprochene Kreisarchiv Osterholz keinen seiner eigenen unverzeichneten Aktenbestände für die archivistische Erschließung durch die Teilnehmer der Lehrveranstaltung bereitstellen konnte, nahm sich das Seminar einiger Unterlagen aus der örtlichen Kreishandwerkerschaft an. Mit der Pensionierung des damaligen Geschäftsführers der Kreishandwerkerschaft

Osterholz zum Jahresende 1999 bot es sich an, Schriftgut der Kreishandwerkerschaft, welches für den täglichen Geschäftsgang nicht mehr benötigt wurde, an das Kreisarchiv Osterholz als Depositum zur Aufbewahrung zu übergeben. Bereits 1979 war ein erstes Mal Aktenmaterial, insbesondere aus der Müller- und der Schneiderinnung, durch die Kreishandwerkerschaft an das Osterholzer Kreisarchiv abgeliefert worden.

Die in Leitzordnern (nach Innungen geordnet) sowie ungeordnet vorgefundenen Akten sollten im Ergebnis ihrer Erschließung insgesamt 72 Akteneinheiten ausmachen. Der Aktenbestand vereint vor allem Protokollbücher, Versammlungsniederschriften und andere Unterlagen der Bäckerinnung seit 1887, aber auch vergleichbares Schriftgut in geringerer Menge aus fünfzehn weiteren, zum Teil nicht mehr existenten Handwerksinnungen. Da die dominierenden Unterlagen aus der Bäckerinnung Jahre zuvor ungeordnet aus dem Hause eines ehemaligen Obermeisters der Innung an die Kreishandwerkerschaft abgegeben worden waren, waren folgende archivischen Tätigkeiten vor der Übergabe des Bestandes an das Kreisarchiv von den Seminarteilnehmern zu erledigen: Bewertung nach Evidenz- und Informationsgehalt der Unterlagen sowie Kassation von doppeltem, hier in der Regel gedrucktem Material; Verzeichnung inklusive Paginierung, Ordnung und Umbettung der Unterlagen in – letztlich 14 – liegende Archivkartons; schließlich Erstellung des Findbuches (sowie eines Schadensprotokolls), welches als Papierversion und – zur Vereinfachung der Recherche – als Datei in der Kreishandwerkerschaft Osterholz sowie im Kreisarchiv Osterholz hinterlegt wurde.²¹

Die etwa anderthalb angefallenen Aktenmeter der Osterholzer Kreishandwerkerschaft sind zwar als Gegenstand einer archivischen Erschließung sehr klein, konnten den Bremer Studierenden aber dennoch einen Einblick in die archivwissenschaftliche Arbeitspraxis ermöglichen,²² sie darüber hinaus für einen lokal- bzw. regionalgeschichtlich sowie wirtschaftshistorisch interessanten Themenbereich sensibilisieren: An vielen Zäsuren des 19. und 20. Jahrhunderts – so z.B. zum wirtschaftlichen und wirtschaftspolitischen Wiederaufbau in der frühen Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges – lassen sich mithilfe der Unterlagen aus der Kreishandwerkerschaft wichtige sozio-ökonomische Erkenntnisse gewinnen und die wenigen vorhandenen Unterlagen aus der kommunalen Überlieferung sinnvoll erweitern.²³ Hier einen Aktenbestand für die Geschichte des Landkreises erschlossen und gesichert zu haben, ist ein zwar quantitativ geringes aber doch wertvolles Ergebnis der Tätigkeit der Studierenden im Rahmen einer einzigen Lehrveranstaltung (der jedoch für archivisch und historisch tiefere Einblicke in jeglicher Hinsicht ein Anschlusssemester gut getan hätte).

Die Kreishandwerkerschaft gehört nicht zu den kreisangehörigen Institutionen, für deren Aktenüberlieferung das Kreisarchiv gleichsam geschäftsverteilungsmäßig zuständig ist. Das Ermitteln und Ausheben von Unterlagen nicht amtszugehöriger und doch in den Archivsprengel fallender Betriebe, wie es verstärkt im Zuge der Privatisierung kommunaler Aufgaben anfällt, stellt nur einen einzigen Aufgabenbereich dar, für dessen archivische bzw. vor-archivische Bewältigung sich auch der Einsatz fachlich versierter Studierender eignet. Hier lassen sich insbesondere auf kommunaler Ebene durch die Kombination von archivarischen und geschichts-

wissenschaftlichen Bestandsbildungsinteressen regionalhistorisch lohnenswerte Synergieeffekte erzielen.

Zur Nachbereitung der Lehrveranstaltung an der Bremer Uni wurde im Frühjahr 2000 eine nicht-repräsentative Erhebung per Internet unter deutschen Archiven durchgeführt, in deren Zentrum die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer symbiotischen Kooperation zwischen kleineren Archiven und Studierenden des Faches Geschichtswissenschaft stand. Die insgesamt 16, stichwortartig zu beantwortenden Fragen der Erhebung erbaten Auskunft über a) den personellen Zuschnitt des jeweiligen Archivs, b) die fachgruppen- und behördenspezifische Zuordnung des Archivs, c) den Erfahrungen mit dem Einsatz von Studierenden bei Archivarbeiten und d) die von den Studierenden zu erfüllenden Tätigkeitsfelder. Von den eingegangenen Antworten ließen sich 35 für die Auswertung heranziehen. Andere Rückmeldungen aus Archiven, aber auch aus Universitäten (Geschichtswissenschaften, Historische Hilfswissenschaften) signalisierten Interesse an den Ergebnissen der Erhebung (bzw. an deren Thema), wiesen auf die Möglichkeit hin, in ihren Häusern Praktika zu absolvieren oder gaben kurze Kommentare und Erfahrungsberichte zur Thematik ab.²⁴

Unter den insgesamt 35 Archiven, deren Antworten in die Auswertung eingehen, waren als größte Gruppen 15 Stadtarchive sowie 13 Archive von Hochschulen oder wissenschaftlichen Einrichtungen vertreten. Ein Fünftel der Archive lag nicht oder nur bedingt im Einzugsbereich einer Universität. Die Hälfte der Archive besaß keine weiteren Zuständigkeiten, ein Viertel betreute zusätzlich noch eine Bibliothek. Bis auf einzelne „Ausreißer“ – große Medien- oder Wirtschaftsarchive –

beschäftigte die weitaus größte Anzahl der Archive einen bis zwei Mitarbeiter. Die Zahl der hauptamtlichen stand zu den nur zeitweise beschäftigten Mitarbeitern (insb. Hilfskräfte, AB-Maßnahmen, Ehrenamtliche) im Verhältnis von etwa 1:1. Immerhin ein Fünftel verfügte aber über gar keine Hilfskräfte oder Projektmitarbeiter. So ist es nicht verwunderlich, dass drei Viertel der Archive explizit weiteren Personalbedarf anmeldeten (nur ein einziges Archiv tat dies nicht). Zehn Prozent der Archive sprachen dabei – wenngleich das im Weiteren gar nicht erfragt worden war – auch ausdrücklich von zusätzlichen *festen* Mitarbeitern! Die Frage nach der Mindestbeschäftigungsdauer von zusätzlichen Arbeitskräften wurde recht ausführlich und differenziert beantwortet. Unabhängig von den jeweiligen Kapazitäten ihrer Häuser sprach sich die Hälfte der Archive für eine mindestens 6- bis 12-wöchige Mitarbeit aus, wobei geringere Zeiträume so gut wie gar nicht genannt worden sind. Letztlich würde die Dauer der Beschäftigung wohl aufgabenabhängig vereinbart werden, sollte bei Praktika den genannten Zeitraum jedoch nicht unterschreiten und bei studentischen Hilfskräften bei wenigstens einem halben bis einem Jahr liegen.

Bevor wir uns der inhaltlichen Seite der nachgefragten Beschäftigungsverhältnisse widmen, sollen zunächst die Antworten auf die Fragen nach Erfahrungswerten einer Kooperation zwischen Archiv und historischen Lehrveranstaltungen dargelegt werden: Mehr als vier Fünftel der Befragten hielten eine derartige Zusammenarbeit für wünschenswert, 70 Prozent auch für durchführbar. Drei Fünftel der Archive konnten bereits einschlägige Erfahrungen vorweisen, ein Fünftel der Archivmitarbeiter bzw. -leiter (insb. aus den Universitätsarchiven) war auch schon selbst als Lehrbeauftragter

tätig. Ein Fünftel aller Archive hingegen verfügte bis dato über keine Erfahrungswerte einer Kooperation.

Auf die Frage nach den Aufgabengebieten, die von zeitweise beschäftigten Studierenden erfüllt werden könnten, gaben etwa 90 Prozent aller Archive an, dass sinnvolle Hilfe durchaus durch die Mitwirkung an den archivischen Kernaufgaben der Aktenerschließung und -verzeichnung zu erfahren sei. Dabei sollten kleinere Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten sich idealerweise auf fest umgrenzte und überschaubare Bestände, insb. aus dem 20. Jahrhundert, beziehen. Bei den angesprochenen und weiteren Tätigkeiten, wie dem Erfassen gleichförmiger Daten in Datenbanken (das sog. „Schnellverzeichnen“), scheinen sich die Archive die vielfältigen Computerkenntnisse der Studierenden zunutze zu machen, setzen aber auch deren fachspezifische Fähigkeiten ein: Die Ausarbeitung und Gestaltung von Ausstellungen wurde hier an erster Stelle genannt, fast ebenso häufig Redaktionsarbeiten an Veröffentlichungen des Archivs sowie die Dokumentation und Ausarbeitung bestimmter historischer Themen (Stadt- und Firmenjubiläen etc.). Auch andere zeitaufwändige, aber stärker das „Tagesgeschäft“ der Archivare tangierende Aufgaben, wie die Pflege der Presseauschnittsammlung oder die Recherche und Beantwortung von Benutzeranfragen, können von Studierenden durchaus (mit-)erledigt werden. Klassische Zuarbeiten oder reine Hilfstätigkeiten, die – wie das Aufräumen – natürlich ebenso zum Archivalltag gehören, wurden hingegen selten genannt (nur in 8 von 128 diesbezüglichen Antworten). Prinzipielle Vorbehalte oder berufliche Standsdünkel gegenüber den archivarischen Laien (die hier in der Regel als kostenlose Praktikanten und günstige „Hiwis“ in Erscheinung treten) scheinen nicht zu

bestehen. Entscheidend für die Übernahme von Aufgabenbereichen im Archiv ist die fachliche Auffassungsgabe der Studierenden. Und so wiesen auffallend viele jener Archive, die bereits über längere Erfahrungen im Hilfskräfteeinsatz verfügten, darauf hin, dass wesentlich für den Erfolg der Beschäftigungsmaßnahme das Interesse und das Durchhaltevermögen der Studierenden sei; die Befürchtung, sie könnten unzuverlässig sein, wurde in diesem Zusammenhang auch genannt. In diesem Sinne schätzten die Archive das Verhältnis von Mehraufwand und Ertrag einer Zusammenarbeit mit Studierenden als individuell unterschiedlich ein. Nur etwas mehr als ein Zehntel jener Archive, die bereits über Erfahrungen des Studierendeneinsatzes verfügten, sprachen von einem „erheblichen Mehraufwand“ und begründeten das damit, dass sie spürbare Nachbesserungen an den Arbeitsergebnissen der Hilfskräfte zu leisten hatten. Weitere zehn Prozent sprachen von deutlichem Mehraufwand, in den meisten Fällen jedoch, ohne diesen als negativ verstanden wissen zu wollen. Ein Siebtel hingegen machte explizit deutlich, dass der Mehraufwand durch Anleitung und Betreuung der Studierenden zwar „relativ hoch“ gewesen sei, aber in jedem Falle „sinnvoll“ und gerechtfertigt. Die Hälfte der Archive sprach von einem „geringen“ Mehraufwand und verstand darunter ein „Kosten-Nutzen-Verhältnis“ von etwa 1:10.

Bei den weiteren Fragen der Erhebung nach der Bewertung der Arbeit des Archivs mit Studierenden sowie nach Bedenken und Anregungen im Hinblick auf derartige Kooperationen (und hier werden wieder die Antworten sämtlicher Archive, auch jener ohne eigene Erfahrungen auf diesem Sektor, herangezogen) zeigen ein gradezu euphorisches Ergebnis: Ein Viertel der

antwortenden Archive hegte überhaupt keine Bedenken, beinahe alle anderen²⁵ – das zeigen die konstruktiven Vorschläge – erwarteten von einer Kooperation mit Geschichtsstudierenden im Idealfall beiderseitige Vorteile und vor allem eine inhaltliche Verbesserung der archivischen „Produkte“.

Es scheint den Archiven also nicht nur um eine vordergründige (wenngleich offenbar dringend benötigte) Personalaufstockung zu gehen, sondern auch um eine bessere Positionierung und aktivere Präsenz ihrer Einrichtung in der Öffentlichkeit.²⁶ Zwar wies die Hälfte der auf die Erhebung reagierenden Archive auf die geringen finanziellen und räumlichen Kapazitäten sowie die Organisationsprobleme in Ein-Mann/Frau-Archiven für eine Kooperation ihres Archivs mit Studierenden hin, doch versuchten darüber hinaus doch drei Viertel aller Befragten Anregungen für eine funktionierende Umsetzung der Zusammenarbeit Archiv–Studierende zu geben. Als besonders wichtig erscheinende Aspekte kristallisierten sich dabei folgende Punkte heraus: Notwendig sei ein angemessener Zeitrahmen für die Zusammenarbeit, der es den Beteiligten erlaube, in ausreichendem Maße archivarisches Fähigkeiten zu erlernen. Dafür müssten die Studierenden womöglich aber das Archiv und seine Aufgabenbeschreibung zunächst von der Benutzerseite her kennen lernen. Dieses könne jedoch nicht in eintägigen, einem Seminar lediglich zur Unterhaltung des Studierenden (und Dienstentlastung der Lehrenden) eingeschobenen Informationsveranstaltungen geschehen, sondern müsse auf eine längerfristige Beziehung und Bindung abheben. So wurde mehrfach geäußert, dass das Anstreben von Abschlussarbeiten, die sich aus der Tätigkeit im Archiv ergeben können, sinnvoll wäre. Mehrere Rückmeldungen rekur-

rierten auf eigene Lehrerfahrungen²⁷ und sprachen sich für eine Intensivierung des Kontaktes zwischen Lehrenden und den Archiven aus, der allerdings nicht zu einem bloßen „Abschieben“ der Studierenden ins Archiv führen dürfe. So ließen sich die Proseminare im Grundstudium durch eine stärkere Berücksichtigung der historischen Hilfswissenschaften stärken; im Hauptstudium könne zudem ein etwa sechswöchiges Archivpraktikum obligat werden.

Alles in allem sind die Stellungnahmen und Antworten auf die Erhebung natürlich insoweit mit Vorsicht zu genießen, als dass möglicherweise vornehmlich „Sympathisanten“ der Idee von einer engeren Zusammenarbeit der Archive mit historischen Lehrveranstaltungen geantwortet haben und daher eher die positiven und konstruktiven Rückmeldungen überwogen. Möglicherweise können die Ergebnisse aber auch den eher skeptischen Archivaren dazu verhelfen, einen Kriterienkatalog zu entwickeln, der für ihr eigenes Archiv Bedingungen benennt, die im Bedarfs- und Wunschfall eine Kooperation rasch, reflektiert und effektiv realisierbar machen könnte.

Was sind nun die Archive (und dieser Oberbegriff müsste für eine genauere Analyse in seine Sparten untergliedert werden) wirklich zu leisten imstande, wenn sie nicht nur vordergründig auf den durch Multimedia und Budgetierung ausgeübten Modernisierungsdruck reagieren müssten, sondern innovative Konzepte realisierten, die sich an den Sammelgebieten und Zuständigkeiten, den Personalkapazitäten und materiellen Ausstattungen orientierten?²⁸ Die je eigenen Möglichkeiten und institutionellen Rahmenbedingungen berücksichtigend, wären die Archive zunächst aufgefor-

dert, einen realitätsnahen Aufgabenkatalog zu formulieren, der die vorhandenen endogenen Potenziale des Sprengels erkennt, anspricht und einbindet. Auf diese Weise könnten Archive womöglich zu Häusern der Geschichte werden, ohne in die Gefahr einer Profilneurose zu geraten.

Dabei haben die lokalen Archive ja gerade auch *die* Aufgabe, jene Bestände zu sichern, die sich zwar in ihrem Einzugsgebiet befinden und die eine wichtige Erweiterung der örtlichen Quellenbasis böten, deren geordnete Archivierung – man denke wiederum an die Folgen der Privatisierung kommunaler Aufgaben – jedoch nicht immer gewährleistet ist. Mit dem herkömmlichen Aufwand vieler kleiner Archive sind derartige Aushebungsarbeiten kaum zu leisten. Hier durch regelmäßige Lehrangebote historisch versierte Studierende zu erreichen und für eine Zusammenarbeit zu gewinnen, wäre ein Gewinn für jede ansonsten eher forschungsferne Geschichtslandschaft. Was Franz Josef Jakobi bereits 1992 mit Blick auf die Historische Bildungsarbeit aller Berührungs- und Konkurrenzängste an Kooperationsmöglichkeiten der Archive mit den Universitäten formulierte, ließe sich auf andere Kernbereiche archivische Aufgaben durchaus übertragen: „Angesichts dieses Sachverhaltes ist zu überlegen, ob nicht die Universitäten mit ihrem großen Potential gut ausgebildeter Historikerinnen und Historiker gerade den kleineren Archiven eine willkommene Ergänzungsmöglichkeit bieten.“²⁹ Als mittelfristige Zielperspektive jedes studentischen Engagements ist an die Anfertigung von geschichtswissenschaftlichen Examensarbeiten mit Lokal-/Regionalbezug zu denken, so dass im Endeffekt alle Beteiligten Nutzen aus der Zusammenarbeit ziehen, die Studierenden gleichsam die Rendite ihrer vor-

herigen Tätigkeit kassieren. Archivisch innovativ ist bei studentischer Archivarbeit insbesondere jener Aspekt der engeren Kooperation zwischen denen, die die Überlieferung bilden und denen, die sie auswerten.³⁰

Anmerkungen:

¹ Vgl. zum Einstieg in die Diskussion: Heinz Willms-Borck/Dietrich Höroldt: Kommunalarchive im Wandel. Alte und neue Aufgaben. Institut für Kommunalwissenschaften der Konrad-Adenauer-Stiftung, Recklinghausen 1987.

² Vgl. Heinz Haider: Produkte eines kommunalen Archivs? Zwischen Quellenüberlieferung und Leistungsorientierung, in: Archivpflege in Westfalen und Lippe 42/1995, 20-24.

³ Johannes Volker Wagner: Archiv und Öffentlichkeit, in: Klaus Bergmann (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, 5. überarb. Aufl. Seelze-Velber 1997, 702-706, hier: 702.

⁴ Vgl. Horst Conrad: Diskussionsrunde zur Lage der Archive kreisangehöriger Gemeinden: Aufgaben und Anforderungen, in: Archivpflege in Westfalen und Lippe 46/1997, 34-43.

⁵ Vgl. Rolf-Dietrich Müller: Privatisierung kommunaler Aufgaben, in: Archive und Gesellschaft. Referate des 66. Deutschen Archivtages 1995 in Hamburg, Siegburg 1997, 174-187.

⁶ Vgl. als ein Beispiel für die angesprochene Kooperation zwischen Uni und Archiv die vom Archivpädagogen des Staatsarchivs Bremen verantwortete Reihe „Archivsplitter. Kleine Ergebnisse der Archivarbeit – Anregungen für den Unterricht“.

⁷ Robert Kretzschmar: Spuren zukünftiger Vergangenheit. Archivische Überlieferungsbildung im Jahr 2000 und die Möglichkeiten einer Beteiligung der Forschung, in: Der Archivar 53/2000, 215-222, hier: 221.

⁸ Vgl. z.B. das auf den Zollernalbkreis bezogene Statement von Andreas Zekorn, „Der Einsatz von ABM-Kräften in Gemeindearchiven“ im Rahmen einer Fachtagung der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg: Zur Betreuung der vielen Archive auf dem flachen Lande. Kommunale Archivpflege – ‚Kernaufgabe‘ der Kreisarchive, in: Der Archivar 53/2000, 107-114, hier: 113.

⁹ Stefan Benning: Freiwillige Mitarbeit in einem Stadtarchiv. Überlegungen zu einem ehrenamtlichen Engagement, in: Archivpflege in Westfalen und Lippe 55/2001, 22-25, hier: 25.

¹⁰ Ebd., 25.

¹¹ Vgl. dazu z.B. Evelyn Richter: Kooperation statt Konfrontation. Die Zusammenarbeit zwischen Stadtarchiv und Heimatverein Geseke – Ein Erfahrungsbericht, in: Archivpflege in Westfalen und Lippe 55/2001, 18-22.

¹² Ebd.

¹³ Benning präsentiert das Beispiel eines mit der Einzelblattverzeichnung und Auswertung betreuten Gymnasiallehrers; vgl. Stefan Benning: Der Stellenwert der Erschließung im Aufgabenspektrum eines Kommunalarchivs, in: Angelika Menne-Haritz (Hg.): Archivische Erschließung – Methodische Aspekte einer Fachkompetenz, Marburg 1999, 159-180, hier: 171.

¹⁴ Vgl. auch Clemens Rehm: Spielwiese oder Pflichtaufgabe? Archivische Öffentlichkeitsarbeit als Fachaufgabe, in: Der Archivar 51/1998, 205-218.

¹⁵ Vgl. Wilfried Schöntag: Archivische Bewertung und Ansprüche der Forschung, in: Andrea Wettmann (Hg.): Bilanz und Perspektiven archivischer Bewertung (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg; 21), Marburg 1994, 129-145.

¹⁶ Hier war der einmalige Besuch des Staatsarchivs Bremen, an dem einige Seminarteilnehmer im Rahmen einer vorherigen Lehrveranstaltung teilgenommen hatten, immerhin Auslöser für ein weitergehendes Interesse an der Archivwissenschaft und der Seminarteilnahme gewesen.

¹⁷ Hier erwies sich der Einsatz praxisorientierter Literatur als sehr sinnvoll; vgl. z.B.: Ordnung in das Chaos bringen. Anleitung zur Verzeichnung von Archivgut im Bereich der Evangelischen Kirche von Westfalen (Schriften des Landeskirchlichen Archivs der EKvW, Band 2), Bielefeld 1995.

¹⁸ Vgl. Detlev Heiden: Erschließung von Wirtschaftsschriftgut, in: Erschließung von Archivgut, Möglichkeiten und Grenzen kommunaler Archivpflege durch Kreisarchive (Texte und Untersuchungen zur Archivpflege, 13), Münster 2001, 56-70, hier: 60.

¹⁹ Einführend: 50 Jahre Kreishandwerkerschaft Osterholz, hg. von der Kreishandwerkerschaft Osterholz, Text: Georg Fahrenholz, Osterholz-Scharmbeck 1975.

²⁰ Schließlich hatte auch in Arbeitsweise und Geschichte einer Kreishandwerkerschaft eine inhaltliche Einführung zu erfolgen; vgl. dazu z.B. Stefan und Thomas Felleckner: Die Geschichte der Kreishandwerkerschaft Gifhorn 1921-1996. Herausgegeben anlässlich ihres 75jährigen Bestehens sowie des 800jährigen Stadtjubiläums der Stadt Gifhorn, Gifhorn 1996.

²¹ Auf den Einsatz von Archivierungssoftware wurde verzichtet, da a) der Bestand überschaubar klein war und b) das Kreisarchiv zum damaligen Zeitpunkt noch nicht über EDV und eine spezielle Software verfügte.

²² Die Zurverfügungstellung des Materials sowie das Gastrecht in der Kreishandwerkerschaft Osterholz war ihrem damaligen Geschäftsführer Hans-Fried Hinken zu verdanken.

²³ Vgl. z.B. die Wirtschafts- und Lageberichte der Kreishandwerkerschaft an den Landkreis Osterholz für die Monate Dezember 1947 (v. 8.1.1948) und Februar 1948 (v. 6.3.1948) in: Kreisarchiv Osterholz, Nr. 27 Karton 104a; vgl. zum Kontext Jens Murken: „De Geschicht is lögenhaft to vertellen, ober wohr is se doch ...“ Der Landkreis Osterholz 1932-1948. Zeitgeschichte im Gespräch, Münster 1999, Kap. 3.5.

²⁴ So wunderte sich z.B. ein Universitätsprofessor darüber, „wie wenige der KollegInnen man in Archiven trifft“.

²⁵ Nur eine einzige Stimme merkte an, dass eine Kooperation (insb. mit einer Gruppe von Studierenden) schwierig sei, da deren „Überwachung“ kompliziert und mit viel Zeitaufwand verbunden sei.

²⁶ Geradezu paradigmatisch wird dabei – über die Historische Bildungsarbeit hinaus – schon seit einiger Zeit bewusst die Beziehung von „Archiv und Öffentlichkeit“ thematisiert, vgl. dazu z.B. verschiedene Beiträge in: Konrad Krimm/Herwig John (Hg.): Archiv und Öffentlichkeit. Aspekte einer Beziehung im Wandel. Zum 65. Geburtstag von Hansmartin Schwarzmaier, Stuttgart 1997 (Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, 9).

²⁷ Wobei allerdings auch punktuell etwaige Probleme einer Dienstbefreiung von Archivaren für die Abhaltung von Lehrveranstaltungen angesprochen wurden.

²⁸ Vgl. dazu Eberhard Laux: Gutachtliche Stellungnahme zu einigen Organisationsproblemen kommunaler Archive, in: Archivpflege in Westfalen und Lippe 42/1995, 27-36.

²⁹ Franz Josef Jakobi: Zur öffentlichen Funktion der Archive und zum beruflichen Selbstverständnis der Archivarinnen/Archivare. Ein nachträglicher Diskussionsbeitrag, in: Der Archivar 45/1992, 197-204.

³⁰ Vgl. dazu noch einmal Schöntag: Archivische Bewertung und Ansprüche der Forschung (s. Anm. 15).

II.

Instrumente

archivischer Öffentlichkeitsarbeit

Zu Gast bei Freunden! – Der „Tag der Archive“ unter Dienstleistungsgesichtspunkten

Um den „Tag der Archive“ unter Dienstleistungsgesichtspunkten vorzustellen, muss vorausgeschickt werden, dass der „Tag der Archive“ als solcher keine Dienstleistung der Archive ist. Er ist hingegen als Tag der offenen Tür der Archive eine Veranstaltungsform, die es den Archiven ermöglichen kann, auf verschiedene ihrer Dienstleistungen öffentlich hinzuweisen. Allerdings stellt der „Tag der Archive“ eine Dienstleistung des Berufsfachverbandes VdA dar, der nicht nur für seine korporativen Mitglieder als Initiator und Generalausrichter dieser bundesweiten Veranstaltung fungiert. Umgekehrt stellt der „Tag der Archive“ aber auch eine Dienstleistung der deutschen Archive dar, und zwar sowohl zugunsten des VdA, dessen Verbandsarbeit man damit ein landesweites Forum verschafft, als auch zugunsten des „Archivwesens“ in seiner Gesamtheit. Wir wissen natürlich, dass das Archivwesen in Deutschland von seiner föderalen Entwicklung her ein äußerst heterogenes und dezentrales Gebilde ist. Doch existiert zugleich auch eine gleichsam virtuelle Einheit der Archivalandschaft, die sich insbesondere in ihrer Außenwahrnehmung gewissen stereotypen Anschauungen und Vorurteilen ausgesetzt sieht. Ein „Archiv“, ganz gleich ob es sich um die neueste Einrichtung einer Bundesarchivabteilung oder um das kleinste Gemeindearchiv handelt, sieht sich bzw. besser: seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sehen sich in der Öffentlichkeit immer wieder mit Zuschreibungen konfrontiert, die das Archiv im günstigsten Falle als sonderbaren Ort für Geheimwissensvorräte darstellen. Es besteht eine traditionelle Diskrepanz zwischen der hohen Qualität archivischer Produkte und deren Wahrnehmung in der Öffentlich-

keit, aber auch bei den eigenen Trägern.¹ Es fehlt an Anerkennung und Rückhalt. Wir befinden uns damit mitten in der Frage des „Images“, der Außenwahrnehmung, der Selbstdarstellung und der Lobbyarbeit von Archiven und für Archive.

Sich dem „Tag der Archive“ dementsprechend unter dem Aspekt der Lobbyarbeit zu nähern, führt uns erneut zu den Aufgaben des VdA: Satzungsgemäß gehört zu den Vereinszielen des VdA die „Förderung und die Wahrnehmung der Interessen des Archivwesens“. Dies bezieht sich sowohl auf die fachliche Weiterbildung und Beratung seiner Mitglieder als auch – darüberhinausgehend durch seine öffentlichkeitswirksamen Tätigkeiten – auf die strategische Informationsvermittlung über das Archivwesen in der Öffentlichkeit und die Einflussnahme auf sog. Entscheider in Verwaltung und Gesetzgebung. Der „Tag der Archive“, der gestalterisch im Vergleich zu seinen älteren Vorbildern Museumstag und Denkmalstag erst noch zu entwickeln war, stellte in diesem Sinne einen Versuch des VdA dar, seinen Vereinszweck zu erfüllen.

Der Berufs- und Fachverband VdA vertritt prinzipiell allein seine rund 2.200 Mitglieder, bei denen es sich zum größten Teil um persönliche Mitglieder handelt. Nur rund 150 Institutionen gehören als korporative Mitglieder dem Verband an. Mit der Initiierung und Propagierung des Tages der Archive übernimmt der VdA als Generalausrichter aber auch Dienstleistungen, vor allem im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit und der inhaltlichen Impulsgebung, für das gesamte Archivwesen. Den VdA als Lobbyisten und den „Tag der Archive“ als Lobbyarbeit zu verstehen, bedeutet allerdings – angesichts der struktur- und mittelbedingten Beschränkungen ei-

ner solchen Rollenwahrnehmung –, dass man nicht mit einem sofortigen Wandel der öffentlichen Meinung in Bezug auf den Stellenwert der Archive rechnen darf, sondern es hier hingegen verstärkt um eine längerfristige Kampagne zur Imageverbesserung des Archivwesens und deren nachhaltige Wirkung gehen wird. Ein Image durchläuft ohnehin stets verschiedene Entwicklungsstufen (bis hin zu einer stereotypen Verfestigung). Ohne näher auf Chancen und selbstverordnete Grenzen des Lobbyismus, den man mittlerweile als „fünfte Gewalt“ im staatlichen System der Bundesrepublik charakterisiert,² eingehen zu wollen, ließe sich gegen die Notwendigkeit des demokratietheoretisch umstrittenen Lobbyismus und gegen die Macht der Lobbyisten, die man in unserem Lande beispielsweise im Gesundheitswesen nachzeichnen könnte, ließe sich im Bereich des Archivwesens vielleicht mit mehr Transparenz gewinnbringend argumentieren. Hier böte sich für die Archive, die gleichsam in die Rolle „demokratischer Lernorte“ schlüpfen würden, im aufkommenden Zeitalter von Open Access, also des kostenlosen und lizenzfreien Zugangs zu wissenschaftlichen Materialien im Internet, und im Zeitalter der Informationsfreiheitsgesetze die Chance der Einflussnahme und Imageverbesserung mittels spezifisch archivarischer Kompetenzen des Informationsmanagements in historischen und gegenwärtigen Bezügen.

Dies alles funktioniert nicht und geht nicht ohne Archivmarketing und Öffentlichkeitsarbeit. An dieser Stelle nur so viel dazu: Die Notwendigkeit, kunden- und zielorientierte Management- und Marketingprozesse im Archivwesen durchzusetzen, scheint geradezu dramatisch überfällig zu sein und sollte sich auch von der verbreiteten Auffassung nicht hemmen lassen, Marke-

ting für öffentliche Verwaltungen und Archive sei aufgrund von deren Non-Profit-Charakter und einhergehend damit einem geringeren Zwang zur gesellschaftlichen Interaktion überflüssig, ja sogar unseriös.³ Dies ist eine typische Fehleinschätzung von Non-Profit-Organisationen, wie den Archiven, die sich regelmäßig rächt, indem gute archivische Produkte, Kompetenzen und Dienstleistungen nicht als gut erkannt werden. Meinhard Motzko vom Bremer PraxisInstitut hat darauf hingewiesen, dass das Kerngeschäft nicht präsent sei in der Öffentlichkeitsarbeit der Archive. Er hat mit seinen Beobachtungen, die wir ja in Vielem teilen können, und mit seinen provokanten Thesen zum mangelhaften Archivmanagement aber nicht nur offene Türen eingearannt, sondern letztlich auch die falschen Adressaten erreicht. Denn die hier Anwesenden bekunden ja gerade durch ihr Interesse an Fragen des Dienstleistungsmarketing und der Nutzerorientierung von Archiven, dass man sich auf dem Weg heraus aus dem konzeptionslosen Abarbeiten von willkürlich gewählten Aufgaben befindet. Zudem muss man auch anerkennen, dass es wohl neben dem Bibliothekswesen wohl keine Branche öffentlicher und privatwirtschaftlicher Verwaltung gibt, in der mit so viel Idealismus und Fantasie gearbeitet wird. Das gilt umso mehr, je kleiner und ungesicherter die Archive sind. Man müsste, um auf die Motzkoschen Einwürfe zurückzukommen, in Bezug auf die richtigen Adressaten stärker die Behördenleitungen und Archivträger davon überzeugen, verbindliche Aufgaben- und Anforderungsprofile mit den Archiven zu vereinbaren, wenn man das Archivmanagement verbessern will.⁴

Dieses Bemühen ist ansatzweise auch bei der Gestaltung der vergangenen „Tage der Archive“ zu erkennen.

Der erste „Tag der Archive“ fand im Mai 2001, der zweite im September 2004 statt. Dass der „Tag der Archive“ eine Imagekampagne für die Archive, für die „Zunft“ und auch für dessen Fachverbandsvertretung sein soll, liegt an dessen besonderem Potenzial, zielgruppenorientierte wie auch zielgruppenunabhängige Öffentlichkeitsarbeit leisten zu können und dabei die verschieden gearteten Partner, Kunden und Träger der Archive gleichermaßen ansprechen zu können. Als Intention des „Tages der Archive“ wurde bei seiner erstmaligen Propagierung 2000/2001 die „stärkere Beachtung der archivischen Anliegen in der Öffentlichkeit“ genannt.⁵ Im Dialog mit der Bevölkerung sollte die öffentliche Meinung über die Archive sowie deren gesellschaftliche Akzeptanz verbessert werden.⁶ Gleichermäßen ging es dem VdA darum, angesichts der negativen finanziellen Entwicklung in allen Bereichen archivari-scher Tätigkeit die fachgruppenübergreifende Solidarität unter den Archiven zu fördern. Im einheitlichen Vorgehen müssten die Archive als „Stätten der Kultur und Wissenschaft“ ihre gesamtstaatliche Aufgabe und Verpflichtung im öffentlichen Bewusstsein verankern, nämlich die „Sicherung und Bewahrung des archivalischen Erbes als Kulturgut für die Erforschung der Vergangenheit und für das Verständnis der Gegenwart“.⁷ Das gemeinsame Vorgehen versprach einen hohen Grad an öffentlicher Aufmerksamkeit. Unterschiedliche öffentlichkeitswirksame Veranstaltungsformen „in den Archiven und um sie herum“ schienen vorstellbar: Führungen, Ausstellungen, Vorträge, Diskussionen, Filmvorführungen etc. Von diesen und anderen Angeboten am „Tag der Archive“ sollte sich die interessierte, über den üblichen Archivbenutzerkreis hinausgehende Bevölkerung angesprochen fühlen.⁸ Es galt deutlich zu

machen, dass Archive bürgernah und „tatsächlich offen für alle Bürger“ sind.⁹ Es sollten an diesem Tag Schwellenängste vor Archiven überwunden und nicht nur die Archivmagazine allen Interessierten offen stehen, sondern auch Einblicke in das vielfältige Berufsbild der „Archivare als Detektive der Geschichte“ gewährt werden.¹⁰ Dabei galt es, die Informationsdienstleistungsfunktionen der Archive herauszustellen und ihre Bedeutung für alle Bürger zu betonen.

Das ist aber gar nicht so einfach: Denn wenn es um die Vermarktung der Angebote von Archiven, Bibliotheken, Bildstellen oder auch Medienzentren geht, dann befinden wir uns zum einen im Bereich des Non-Profit-Marketing und haben es zum anderen mit den ökonomisch schwierig zu handhabenden Gütern „Information“ und „Dienstleistung“ zu tun.¹¹ Zu den Besonderheiten von Dienstleistungen gehört es, dass sie keine Sachgüter sind, sondern dass es sich um „Fähigkeiten“ handelt. Dienstleistungen sind insofern nicht lagerbar und auch nur selten übertragbar. Eine Dienstleistung ist zudem nicht unabhängig vom Kunden erstellbar. Der Kunde ist vielmehr integriert in den Dienstleistungsprozess. Das führt dazu, dass Dienstleistungen einem hohen Erwartungswert des Kunden unterliegen. Die Schwierigkeit besteht nun eigentlich darin, die Güte der Dienstleistung zu bestimmen. Letztlich hängt die Qualität der Dienstleistung von der Zufriedenheit des Kunden ab. Dabei gilt die Erfahrung, dass der zufriedene Kunde der beste Werbeträger ist. Der unzufriedene Kunde ist allerdings der wesentlich größere Multiplikator; er spricht mit drei- bis viermal so vielen Menschen über seine schlechten Erfahrungen. Da „Information“ kein Wert an sich ist, sind Archive als Informationsdienstleister insofern vor die besondere Herausforderung gestellt, Ver-

trauen für die von uns gegebene Information zu erwecken. Information ist ein Vertrauensgut, dessen Wertbestimmung erst im Nachhinein möglich ist. Auf eine kurze Formel gebracht, bemisst sich die Qualität unserer Dienstleistung an der Erfahrung des Kunden minus seiner Erwartung. Erreichen wir hier einen positiven Wert, zum Beispiel als Ergebnis von Nutzerbefragungen, so haben wir zufriedene Kunden. Dies ist die alltägliche Form der Imagepflege und der Öffentlichkeitsarbeit von uns Archiven.

Man muss sich deutlich vor Augen führen: Öffentlichkeitsarbeit kann überhaupt nicht *nicht* geschehen. Es stellt sich allein die Frage: Wird Öffentlichkeitsarbeit bewusst gestaltet und gesteuert oder nicht?¹² Und wenn Öffentlichkeitsarbeit bewusst betrieben wird, geschieht das häufig aber nicht systematisch und professionell. Vor dem Hintergrund der eben kurz angeschnittenen Erläuterung zur Qualität unserer Informationsdienstleistungen wird vielleicht deutlich, warum mein Beitrag mit „Zu Gast bei Freunden!“ betitelt ist: Der „Tag der Archive“ als eine bewusst gestaltete Kampagne archivischer Öffentlichkeitsarbeit fand im Jahr 2006 erstmalig unter einem Motto statt: „Der Ball ist rund!“¹³ Die bewusste Anlehnung an das Großereignis schlechthin, die Fußballweltmeisterschaft in Deutschland, war sicherlich ein geschickter Schachzug, um von der allgemeinen Präsenz des Themas Fußball in den Medien zu profitieren. Das Besondere an einem Motto ist aber, dass man damit das eigene Angebot mit einem positiven, originellen, selbstironischen, einprägsamen und vielleicht sogar überraschenden „Wohlfühlfaktor“ kombiniert: „11880 – Da werden Sie geholfen!“, „Die Bahn kommt!“ oder „Haribo macht Kinder froh“ sind solche Slogans. „Der Ball ist rund“ ist hingegen eine

physikalische Tatsache und als Zitat so veraltet wie die Abseitsregel. Da das Motto der Fußball-Weltmeisterschaft „Die Welt zu Gast bei Freunden“ lautet, hätte man ja auch dieses Motto in seiner verkürzten Form „Zu Gast bei Freunden“ adaptieren können – ohne FIFA-Lizenzgebühren dafür entrichten zu müssen. Man hätte damit zugleich auf die Aufgeschlossenheit und Zugehörigkeit, soll heißen: auf die Kundenfreundlichkeit der Archive hinweisen können. Dass sich bei allem Unmut, der sich bei der Wahl des Mottos zeigt, aber einmal mehr die von mir bereits erwähnte Fantasie und Kreativität der Archivarinnen und Archivare beweist, zeigt ein Blick auf die angebotenen Programme zum „Tag der Archive“.

Im Jahr 2004, als die Plakate und CD-ROMs als Werbematerialien noch zentral vom VdA verschickt worden sind, ließen sich 380 Archive auf der Webseite als Teilnehmer eintragen. An der anschließenden Umfrage zum Nutzen und Nachteil des „Tages der Archive“ für die Archive nahmen 75 Prozent der registrierten Teilnehmer teil. An den ersten beiden „Tagen der Archive“ beteiligten sich jeweils rund 10 bis 15 Prozent aller Archive in Deutschland. Hier gab es also Steigerungspotenzial, zumal der zunächst vielleicht abschreckende zusätzliche Aufwand durchaus auf verschiedene Schultern verteilt werden kann. 2004 haben zur Vorbereitung und Durchführung des „Tages der Archive“ fast zwei Drittel der Archive mit anderen Einrichtungen kooperiert, in erster Linie mit anderen örtlichen Archiven. Entsprechend unterschiedlich war der Vorbereitungsaufwand der Archive. Häufig übernahmen größere Stadt- oder die Staatsarchive die Hauptlast der Organisation. An der Durchführung des „Tages der Archive“ waren dann doppelt so viele Archivmitarbeiter beteiligt wie an

der Vorbereitung. In der Summe haben in ganz Deutschland am 25. September 2004 rund 2.750 Archivkolleginnen und -kollegen den „Tag der Archive“ realisiert und die insgesamt hochgerechneten 57.000 Besucher betreut. Die Gesamtvorbereitungsdauer aller Archive betrug fast 1.000 Wochen- eine bemerkenswerte volkswirtschaftliche Vorleistung! Dass das Potenzial dieser Veranstaltungsform dennoch nicht ausgeschöpft, vielleicht aber auch nicht abgerufen wurde, deutet aber ein Vergleich mit dem ersten bundesweiten Tag des offenen Denkmals an. An ihm beteiligten sich im Jahr 1993 1.200 Kommunen mit 3.500 Denkmälen. Damals wurden insgesamt zwei Millionen Besucher gezählt, mittlerweile zieht der Tag des offenen Denkmals, der jeweils am zweiten Sonntag im September stattfindet, doppelt so viele Gäste an. Allein die zentrale bundesweite Eröffnungsveranstaltung am Tag des offenen Denkmals 2004, die in Weimar stattfand, sah rund 50.000 Teilnehmer. – Vom 1. zum 2. „Tag der Archive“ ist die Resonanz unter den Archiven leider gesunken, unter den Besuchern ist sie hingegen gestiegen. Während die großen Archive zahlreiche Koordinierungsaufgaben übernommen haben, haben sich die kleinsten Archive am häufigsten am „Tag der Archive“ beteiligt. Gründe dafür: Die kleinen Archive konnten zum einen Vorbereitungsaufgaben abwälzen und sie haben sich zum anderen in ihrer Angebotspalette beschränkt auf weniger personalintensive Produkte.

Was die Veranstaltungsangebote zum 2. „Tag der Archive“ angeht, so stellten Führungen das Standardrepertoire dar. Sie waren allerdings selten das einzige Angebot. Ausstellungen als Klassiker der archivischen Öffentlichkeitsarbeit waren ebenfalls meist im Programm vorhanden. Bewertet man das Angebot der Archive

zum 2. „Tag der Archive“, das ja einen Einblick in die und ein Beispiel für die verschiedenen Dienstleistungen der Archive geben soll, so muss man feststellen, dass das Programm meist recht abwechslungsreich aus drei bis vier Punkten zusammengestellt war. Der naturgegebene infrastrukturelle „Standortvorteil“ größerer Archive schlug sich in einer breiteren Angebotspalette nieder. Originellere Programmideen, zum Beispiel Inszenierungen, stammten hingegen ab und an von kleineren Archiven. Insgesamt lässt sich für 2004 im Vergleich zur Premiere 2001 ein stärkeres Bemühen um die Archivbesucher ausmachen (z.B. Verköstigungsangebote). Problematisch an den Angeboten zum „Tag der Archive“ erscheint jedoch, dass diese häufig – salopp gesagt – Massenabfertigung anstatt auf Kundenorientierung abgestimmt war. So hat sich der „Tag der Archive“ beispielsweise in der Summe nicht als „Verkaufsveranstaltung“ empfehlen können. Dass allerdings die Klassiker Führung und Ausstellung am beliebtesten unter den Besuchern gewesen zu sein scheinen und diese Angebote die größte Resonanz erzielten, mag auch am Erwartungshorizont der Besucher gelegen haben. Möglicherweise ist es auch, so meine Vermutung, mit dem „Tag der Archive“ noch nicht gelungen, neue Nutzergruppen für das Archiv zu interessieren. Nutzerbefragungen haben in der Regel nicht nach der Zufriedenheit der Besucher mit dem Programm gefragt.

Knapp 87 Prozent der Archive zogen allerdings eine positive Bilanz unter ihre Veranstaltungen, auch wenn es Kritik an den Abläufen der Vorbereitung und Durchführung des „Tages der Archive“ gab. 93 Prozent meiner Umfrageteilnehmer sprachen sich für eine Fortsetzung des bundesweiten Tages der offenen Tür aus (andere Stimmen haben sich eventuell in geringerer Zahl

an der Umfrage beteiligt). Im Urteil konnte der „Tag der Archive“ die Erwartungen der Archive im Großen und Ganzen erfüllen. Die Experimentierfreude beim Veranstaltungsprogramm könnte hingegen noch erhöht werden. Eine Fortsetzung des „Tages der Archive“ wurde im 2-Jahres-Rhythmus gewünscht. Die Mobilisierung der Zunft erscheint allerdings verbesserungsfähig. Defizite gab es auch bei der Einbindung der Archivträger, bei der PR-Strategie und beim Veranstaltungsmanagement.

Im Endeffekt hat es die bisherige Öffentlichkeitsarbeit der Archive und für die Archive in der Breite wohl nicht vermocht, das Image des Archivwesens grundlegend zu verbessern und überkommene Schwellenängste der Bürger abzubauen. Dabei sind die Ansätze und Medien, wie man auch am „Tag der Archive“ ersehen konnte, vielfältig und durchaus zeitgemäß, in ihrer traditionellen Ausrichtung aber wohl zu selbstreferenziell und zu angebotsorientiert. Die Kirchenarchivarinnen Gabriele Stüber (Speyer) und Bettina Wischhöfer (Kassel) empfehlen allen Archiven, die beabsichtigen, dem angesprochenen Negativ-Image entgegenzuwirken, zunächst eine kritische Zustandsanalyse des eigenen Archivs 1.) in Gestalt von Fremdeinschätzungen und Selbsteinschätzungen, 2.) durch eine Überprüfung der Adressatenbezogenheit bestehender Öffentlichkeitsarbeit und PR, 3.) durch die Kontrolle der eigenen Präsenz in den politisch-administrativen Gremien, 4.) durch eine Evaluierung der Kooperationen mit Multiplikatoren wesenverwandter Einrichtungen, sowie 5.) durch die Klärung der eigenen Archivkonzeption.¹⁴ Eine offene und ehrliche Beantwortung dieser und weiterer Fragen zu Image und Leitbildern, zu Abläufen und Planungen bisheriger und zukünftiger Arbeiten, eine genaue Erfolgs-

kontrolle durchgeführter Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit liefern die Voraussetzung für eine realistische Einteilung vorhandener Ressourcen, die Einhaltung fachlicher Standards und die Verbesserung des Ansehens des Archivs nach innen und nach außen, insgesamt also: die Basis für eine authentische, kontinuierliche und aktive Öffentlichkeitsarbeit zum Zwecke der Imagegestaltung mit dem Ziel des perfekten Image.¹⁵

Zusammenfassend ist noch einmal zu betonen, dass die Ausführungen zur archivischen Imagegestaltung im Zusammenhang von Archivmarketing und kundenorientierter Öffentlichkeitsarbeit keinem Selbstzweck folgen. Es geht nicht um reine Werbung und nicht um die Präsentation archivischer „Wucht in Tüten“, sondern um die sachlich und fachlich begründbare Verbesserung der Effektivität politisch-administrativen Handelns. Wenn durch Einstellungs- und Verhaltensänderungen die Problemlösungskompetenz der Archive beim Archivträger, bei den Gemeindevertretern, beim externen Nutzer, beim Steuerzahler, bei den Medien usw., kurz: bei unseren viel zitierten „Kunden“ bekannt wird, wird damit auch die Legitimationsgrundlage öffentlichen und speziell archivischen Verwaltungshandelns gestärkt.¹⁶

Anmerkungen:

¹ Vgl. das Kapitel „Imagefragen im Archivwesen“, in: Jens Murken: Vom Nutzen und Nachteil des Tages der Archive für die Archive. Eine Evaluation, Diplomarbeit FH Potsdam 2005, 9-12 (www.augias.net/doc/fhp2005_murken.pdf); Volker Wahl: Der Tag der Archive 2001 – Ein Erfahrungsbericht, in: Archive und Herrschaft. Referate des 72. Deutschen Archivtags 2001 in Cottbus, Siegburg 2002, 351-365; Clemens Rehm: Tag

der Archive 2008 – „Heimat und Fremde“. Zwischenbilanz einer Eventform, in: *Archivar* 4/2008, 446–451.

² Vgl. Thomas Leif / Rudolf Speth (Hg.): *Die fünfte Gewalt. Lobbyismus in Deutschland* (Schriftenreihe Band 514), Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2006. Manfred Redelfs: Mehr Transparenz gegen die Macht der Lobbyisten, in: ebd., 333–350.

³ Vgl. Brigitte Bargehr: *Marketing in der öffentlichen Verwaltung. Ansatzpunkte und Entwicklungsperspektiven*, Stuttgart 1991.

⁴ Vgl. Jens Blecher/Sabine Happ (Hg.): *Archive ohne Lobby? Strategien im Umgang mit dem Archivträger*. Frühjahrstagung der Fachgruppe 8 im Verband Deutscher Archivarinnen und Archivare e.V., 24. bis 25. März 2011 an der Universität Bremen, Leipzig 2012.

⁵ Tag der Archive 2001, in: *Der Archivar* 53/2000, 273.

⁶ Aufruf „Tag der Archive 2001“, in: *Der Archivar* 54/2001, 3.

⁷ Tag der Archive 2001, in: *Der Archivar* 53/2000, 273.

⁸ Ebd.

⁹ Aufruf „Tag der Archive 2001“, in: *Der Archivar* 54/2001, 3.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Hans-Christoph Hobohm: *Management und Marketing*, Ms., Kap. 3.4.2. Vgl. ders.: *Strategisches Informationsmarketing. Ziele- und Strategien im strategischen Marketing und ihre Umsetzung im operativen Marketing*, in: U. Georgy/F. Schade (Hg.): *Praxishandbuch Bibliotheks- und Informationsmarketing*, Berlin 2012, 231–255.

¹² Bettina Wischhöfer: *Öffentlichkeitsarbeit und Archiv – Systemtheoretische Überlegungen*, in: *Aus evangelischen Archiven (AeA)* 36/1997, 31–37, hier: 31, 35.

¹³ Die weiteren Mottos des deutschen „Tages der Archive“ lauteten bis heute: „Heimat und Fremde“ (2008), „Dem Verborgenen auf der Spur“ (2010), „Feuer, Wasser, Krieg und andere Katastrophen“ (2012), „Frauen – Männer – Macht“ (2014), „Mobilität im Wandel“ (2016), „Demokratie und Bürgerrechte“ (2018), „Kommunikation. Von der Depesche bis zum Tweet“ (2020). – Siehe die Veranstaltungswebseite des VdA unter: www.tagderarchive.de.

¹⁴ Gabriele Stüber: *Zielorientiert und adressatenbezogen. Felder archivischer Öffentlichkeitsarbeit*, in: *Aus evangelischen Archiven* 38/1998, 53–74, hier: 58–60; B. Wischhöfer: *Öffentlichkeitsarbeit und Archiv*, in: *Aus evangelischen Archiven* 36/1997, 31f.

¹⁵ B. Wischhöfer: *Öffentlichkeitsarbeit und Archiv*, in: *Aus evangelischen Archiven* 36/1997, 36.

¹⁶ Kuno Schedler/Isabella Proeller: *New Public Management*, Bern 2000, ²2003; Martin Brüggemeier/Manfred Röber: *Stand und Entwicklungsperspektive der Arbeitsorganisation im öffentlichen Dienst – auf dem Weg zu einem neuen Produktionsregime?*, in: R. Koch/P. Conrad (Hg.): *New Public Service. Öffentlicher Dienst als Motor der Staats- und Verwaltungsmodernisierung*, Wiesbaden, 123–153.

Archivisches Vorschulkinderprogramm zum „Tag der Archive“

1. Der „Tag der Archive“

Das „Hochamt“ des deutschen Archivwesens ist traditionell der jährlich durchgeführte Deutsche Archivtag, eine mehrtägige Fachkonferenz, auf der sich an wechselnden Orten auf Einladung des Berufsverbandes VdA – Verband deutscher Archivarinnen und Archivare e.V. die Archivarszunft zum inhaltlichen Austausch und zum geselligen Beisammensein trifft. Auf dem 70. Deutschen Archivtag, der 1999 in Weimar stattfand, wurde die Idee geboren, neben diesem Tag der Archive fortan auch einen „Tag der Archive“ zu etablieren. Nach dem Vorbild des „Internationalen Museumstages“ und des „Tages des offenen Denkmals“, die seit mehreren Jahren erfolgreich und mit großer öffentlicher Resonanz die Anliegen ihrer jeweiligen Branchen präsentieren und damit die Öffentlichkeit für die Bedeutung dieses Teil des kulturellen Erbes sensibilisieren, sollte auch der „Tag der Archive“ dem Willen seiner Initiatoren entsprechend die gesamtstaatliche Aufgabe und Verpflichtung der Archive als „Stätten der Kultur und Wissenschaft“ im öffentlichen Bewusstsein verdeutlichen und verankern.

Als dezentrale Veranstaltung, die von den Archiven vor Ort allein oder in Kooperation vorbereitet und durchgeführt werden muss, stieg der erste bundesweite „Tag der Archive“ am 19. Mai 2001, der zweite am 25. September 2004 und der dritte am 6./7. Mai 2006. Mehrere hundert Archive in ganz Deutschland beteiligten sich an diesen Tagen der offenen Tür und konnten dabei mehrere zehntausend Besucher empfangen und mit eigens ausgearbeiteten Programmen unterhalten und

informieren. Der „Tag der Archive“ hat sich noch nicht als feste Größe im kulturellen Veranstaltungskalender und gegen die etablierte, ohnehin auf Publikumsverkehr ausgerichtete „Konkurrenz“ der Museen (und auch Bibliotheken) behaupten können, doch zeigen die Erfahrungen, dass sowohl die beteiligten Archive als auch die Besucher das Angebot fortgeführt wissen möchten.

Dabei sind die Möglichkeiten und Veranstaltungsformen, sich seinen Besuchern zu präsentieren, schier unerschöpflich. Auch mit geringem Mittel- und Personaleinsatz ist es den Archiven zu den bisherigen Tagen der Archive gelungen, mit originellen und überraschenden Ideen ihre vielfältigen Kompetenzen und Aufgabenbereiche vorzustellen: Neben den gewohnt beliebten Führungen, Ausstellungen, Vorträgen und Filmvorführungen konnten die Archive mit Veranstaltungsformen, die sich an spezielle Zielgruppen, z.B. Schüler, wandten



oder über das gemeinsame Motto, das 2006 erstmals den „Tag der Archive“ inhaltlich umspannte („Der Ball ist rund“), eine über den üblichen Archivbenutzerkreis hinausgehende Öffentlichkeit ansprechen. Denn es ist die weitergehende Absicht des Tages der Archive, deutlich zu machen, dass Archive bürgernah und tatsächlich offen für alle Bürger sind. Es sollen Schwellenängste vor Archiven überwunden und nicht nur die Archivmagazine allen Interessierten offenstehen, sondern auch Einblicke in das vielfältige Berufsbild der „Archivare als Detektive der Geschichte“ gewährt werden.

2. Archivpädagogik

Die treueste und zahlenmäßig größte Kundschaft des Landeskirchlichen Archivs Bielefeld besteht aus Genealogen, die die umfangreichen Kirchenbuchbestände aus den westfälischen Kirchengemeinden auf Film oder im Original für ihre Familienforschungen einsehen. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihnen mit zusätzlichen Öffnungstagen am „Tag der Archive“ eine Freude und dem Archiv damit eine erfolgreiche (und dabei unaufwändige) Veranstaltung zu beschern. So wie aber die Vergangenheit der Familien in den Kirchenbüchern steckt, so befindet sich die Zukunft der Archivbenutzer noch in den Familien, in den Kindergärten und in den Schulen. Daher gilt es, neben der Kundschaft von heute auch die Kunden von morgen bereits frühzeitig mit dem Archivwesen vertraut zu machen, ihnen noch in den Kinderschuhen zu vermitteln, dass es sich beim Archiv um einen ganz selbstverständlich zu benutzenden, positiv besetzten „Lernort“ ihrer Persönlichkeitsentwicklung handelt.

Die Archivpädagogik, die sich in Deutschland seit Mitte der 1980er Jahre in der Schnittmenge von Schule und Archiv, also vor allem im Geschichtsunterricht, in der Projektarbeit, bei Geschichtswettbewerben und neuerdings auch bei den Facharbeiten, etablieren konnte, verweist regelmäßig darauf, dass sich das „Bildungszentrum“ Archiv nicht nur an die forschende, sondern auch an die lernende Öffentlichkeit wendet. Da nur das Archiv es ermöglicht, anhand von authentischem Material die überkommenen Darstellungen und historischen Vorstellungen kritisch zu überprüfen, ist es das Ziel archivpädagogischer Arbeit, Geschichte sinnlich und persönlich erfahrbar zu machen.

Dabei ist der detektivischen Spurensuche im Archiv kaum eine Grenze gesteckt: Kinder und Jugendliche ganz unterschiedlicher Altersstufen sind unter fachlicher Anleitung und Beratung in der Lage – das zeigen die hervorragenden Ergebnisse beispielsweise des Geschichtswettbewerbs des Bundespräsidenten –, eigenständige und innovative Fragestellungen zu entwickeln, zu erforschen und zu präsentieren. Zunehmend in den Blick der Pädagogik gerät auch die Vorschulphase. Gerade das Vorschulalter sei, so heißt es in einem Beschluss der Jugend- und Kultusminister aus dem Jahr 2004 über die frühe Bildung in Kindertageseinrichtungen, für die Förderung von Intelligenz und Kreativität hervorragend geeignet. Dafür müssten die Lernangebote aber derart gestaltet sein, dass sie bei den Kindern die Lust und Freude am Lernen wecken und den kindlichen Forscherdrang unterstützen.

3. Vorschularchivpädagogik im Landeskirchlichen Archiv Bielefeld

Zwar gehören die Besuche ganzer Schulklassen schon seit längerem zum Alltag vieler Archive, doch liegt der Schwerpunkt meist auf den weiterführenden Schulen und damit der Sekundarstufe I und II. Grundschul Kinder geraten erst seit kurzem in den Blick der Archivpädagogik, nicht zuletzt, weil sich die Didaktik des Sachunterrichts in den letzten Jahren zunehmend dem Bereich des historischen Lernens in der Grundschule – und damit dem außerschulischen Lernort Archiv – gewidmet hat. Und bestehen einerseits auch Zweifel an der Sinnhaftigkeit einer Geschichtsvermittlung in der Altersgruppe der Sechs- bis Zehnjährigen, so werden die Defizite im historisch-politischen Denken bei Kindern andererseits auf die fehlende frühe Förderung zurückgeführt. Dies gilt vergleichbar für das Vorschulalter, der

bis zu Sechsjährigen (die in anderen Ländern, beispielsweise in England oder in der belgischen *École maternelle*, ja bereits beschult werden).¹ Stets kommt es auf die Adressatenangemessenheit und Erfahrungshintergründe bei der Behandlung historischer Themen an, Zeitbewusstsein muss entwickelt, der Unterschied zwischen Heute und Morgen, zwischen Gestern und Früher erlernt werden. Dabei gibt es vielfältige Möglichkeiten des spielerischen Umgangs mit der Geschichte und ihren Zeugnissen.

Die Idee des Landeskirchlichen Archivs Bielefeld, Vorschulkinder zu einem Kennenlernbesuch ins Archiv einzuladen, resultierte nicht aus einem speziellen pädagogischen Anliegen oder einer aktiven frühzeitigen Kundenwerbung (wenngleich die Gelegenheit zum Kontakt mit den Drei- bis Sechsjährigen dann weder unvorbereitet noch absichtslos geschah). Ausgangspunkt war hingegen das Angebot zweier Archivmitarbeiter an die Kindergärten ihrer Kinder, sich angesichts der dort aktuell behandelten Themen Elternberufe und Großelternleben auch im Archiv informieren zu lassen. Schnell entstanden vielfältige Überlegungen und kreative Programmvorstellungen, mit denen man die Kindergruppen durch das Archiv führen und im Archiv mitwirken lassen konnte. Zugleich entwickelte sich die Idee, die rund ein- bis zweistündigen Kinderbesuche als Testlauf für den anstehenden „Tag der Archive“ zu nutzen.

4. Vorbereitung und Durchführung des Tages der Archive

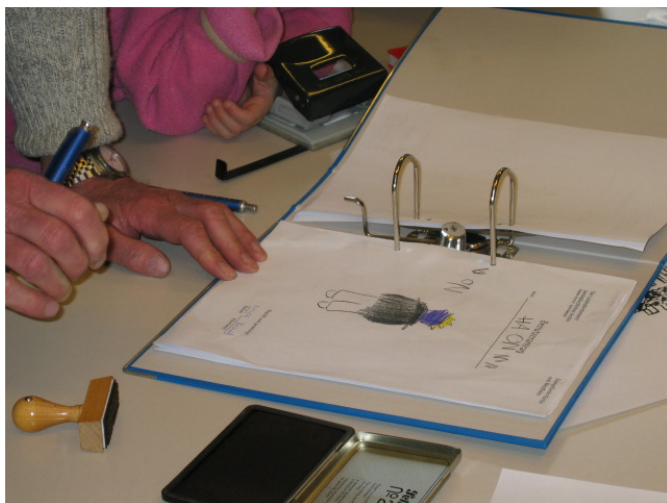
Als einzige Einrichtung seiner Art in Bielefeld beteiligte sich das Landeskirchliche Archiv am Samstag, den 6. Mai 2006, am dritten bundesweiten „Tag der Archive“. Der Einladung in die Ritterstraße 19, die unter dem

Motto „Zu Gast bei Freunden“ stand, folgten fünfzig Besucherinnen und Besucher. Darunter waren zwanzig Kinder im Vorschulalter. Anders als die Kindergartengruppen bei den vorbereitenden „Testläufen“ wurden am „Tag der Archive“ zufällige Gruppen gebildet, die sich für die drei zuvor angekündigten Termine (10.30, 12.00 und 14.30 Uhr) angemeldet hatten.

Für den Ablauf der Kindergruppenbesuche wurde ein Programm konzipiert, das den unterschiedlichen Bedürfnissen der Kinder nach Spaß, Unterhaltung und Wissenszuwachs gerecht werden sollte und das sie zugleich auf abwechslungsreiche Art und Weise auf eine Entdeckungsreise ins Archiv schicken würde: Zur Begrüßung und zum gegenseitigen Kennenlernen wurden im Benutzersaal Namensschilder verteilt und von den Kinder eigens für sie konzipierte Benutzeranträge ausgemalt, mit ihrem Namen versehen und von der Archivleitung abgestempelt und unterzeichnet. Die Kinder wurden befragt, wie sie mit Papier verfahren, mit selbstgemalten schönen Bildern beispielsweise (die sie im Mappen sammeln) oder mit Zeitungen (die sie in der farbigen Altpapiertonne entsorgen). Ihnen wurde erläutert, dass im Archiv ganz ähnlich zwischen wichtigem und unwichtigem Papier unterschieden wird und dass die Archivmitarbeiter dafür zuständig sind, diese Unterscheidung zu treffen. Um diese Transferleistung von der eigenen Lebenswelt zur Arbeitswelt der Archive zu verstärken, wurde als Erzählelement die „Archivratte“ des Hauses eingeführt.

Bei der papierliebenden Archivratte handelt es sich um ein in etwa lebensgroßes Stofftier, das dem Archiv im Dutzend von einem schwedischen Möbelhaus gesponsert wurde. In Anlehnung an die im FAZ-Comic „Strizz“

von Zeichner Volker Reiche entworfene Figur des Archivars Berres und dessen zwei Archivratten Lilo und Bernd erhielt auch die Archivratte im Landeskirchlichen Archiv den Rufnamen Bernd (womit sie zugleich Namensvetter des seinerzeitigen Archivleiters ist).



Ein von einem Besucherkind ausgemalter Benutzerantrag wird genehmigt (Foto: LkA EKvW)

Archivratte Bernd bewohnt eine von den Archivmitarbeitern mit Schredderresten, blechernem Namensanhänger und Katzenverbotsschild ausgestattete Holzkiste, aus der sie von den Besuchskindern mit auf die Reise durchs Archiv genommen wird. Weitere Archivratten aus Stoff wurden im Vorfeld an unterschiedlichen Arbeitsstationen in den Magazinräumen verteilt, um dort das Begreifen der archivarischen Aufgaben zu erleichtern. Die Kinder sollten die jeweiligen Tätigkeiten erraten und wurden eingeladen, an diesen Arbeitsstationen (z.B. bei der Aktenreinigung, in den Bücherregalreihen, am großen Aktenvernichter) den Archiv-

ratten bei ihrem Werk zu helfen (was sie mit großer Begeisterung und anhaltendem Engagement taten).



Die Kinder erkunden das Heim der Archivratte Bernd (Foto: LkA EKvW)

Mit den Archivratten wurde selbstironisch ein geläufiger Spottname für die Archivarszunft aufgegriffen. Auf den unterschiedlichen Arbeitsstationen, die die Kinder während der Rundgänge im Archiv besuchten, wurde die Ratte jedoch nicht als Schädling, sondern als kluge Papierliebhaberin gezeigt, die ihr Material ordnen, reinigen, lesen und technisch aufbereiten kann. Dass die Archive nach qualitativer Vorauswahl aber letztlich nur einen kleinen Teil der anfallenden Überlieferung aufbewahren, etwa ein bis zehn Prozent aller papierernen Akten und elektronischen Daten, begriffen die Kinder am mannshohen Reißwolf, den sie mit bereit gestelltem Kassationsgut „fütterten“.

Nach jeweils rund 75-minütiger Führung zurück im Benutzersaal konnten sich die kleinen und großen Archivbesucher ein wenig stärken, um zum Abschluss ge-

meinsam zur Gitarre einen „Archivratten-Song“ anzustimmen.



*Mit „Archivratte“ Bernd auf Entdeckungsreise im
Landeskirchlichen Archiv am „Tag der Archive“ (Foto: LkA EKvW)*

„Besser als toll“ sei es im Archiv gewesen, so der sechsjährige Linus, und auch die Eltern und Großeltern zeigten sich von der ebenfalls für sie aufschlussreichen Veranstaltung im Landeskirchlichen Archiv durchweg begeistert. Der vom Verband deutscher Archivarinnen und Archivare ausgerufene „Tag der Archive“ findet alle zwei Jahre deutschlandweit statt; die Archive sind jedoch stets für interessierte Besucher geöffnet.

Anmerkung:

¹ Werner Correll (Hg.): Lernen und Lehren im Vorschulalter. Drei Beiträge zur Vorschuldidaktik, Donauwörth ²1971; Monika Werwick: Zur vorschulgemäßen Gestaltung des Lehr- und Lernprozesses im Kindergarten. Ein Beitrag zur Erarbeitung einer Vorschuldidaktik, Ost-Berlin 1985; Ingrid Pramling Samuelsson/Niklas Pramling: Vorschuldidaktik für das spielend-lernende Kind, in: Der Kindergarten als Bildungseinrichtung. Pädagogische, didaktische und methodische Aspekte einer bildungstheoretischen Vertiefung der Arbeit in Kindertageseinrichtungen, Bad Heilbrunn 2017, 31-42.

Hilfe bei der Archivgutrettung in Köln

Den 3. März 2009 werden vermutlich nicht nur Archivre in schlechter Erinnerung behalten: An diesem Tag, gegen 14 Uhr, brach das Kölner Stadtarchiv („Historisches Archiv der Stadt Köln“) in sich zusammen. Die sechs überirdischen Etagen des Magazingebäudes versanken zusammen mit dem Kellergeschoss in einem Krater, der sich in der Severinstraße geöffnet hatte. Ursache des Einsturzes scheint der unsachgemäß ausgeführte Bau neuer U-Bahn-Röhren im dortigen Bereich der Kölner Innenstadt zu sein, der zu einem so genannten hydraulischen Grundbruch geführt hat. Zwei Menschen, Anwohner aus benachbarten, ebenfalls eingestürzten Wohnhäusern kamen bei dem Unglück ums Leben. Alle 39 Archivmitarbeiter sowie die Archivbenutzer konnten das Gebäude in buchstäblich letzter Sekunde körperlich unversehrt verlassen. Drei Minuten nach Beginn der Evakuierung war der gesamte Magazinbau in den rund 28 Meter tiefen Krater gekippt, der sich über der U-Bahn-Baustelle aufgetan hatte.

Das Stadtarchiv Köln galt aufgrund seiner umfangreichen Bestände als das größte und als eines der bedeutendsten Kommunalarchive nördlich der Alpen. Köln verfügte über eine geordnete Schriftgutüberlieferung seit dem Mittelalter, die älteste Urkunde stammte aus dem Jahr 922. Über die Jahrhunderte war das Kölner Archivgut weder durch Kriege noch durch Katastrophen wie Feuer oder Hochwasser maßgeblich beschädigt worden. Das 2009 komplett eingestürzte Archivgebäude stammte aus dem Jahr 1971 und beherbergte rund 30 Regalkilometer Archivgut, darunter 65.000 Urkunden und mehr als 800 Nachlässe und Sammlungen

von bekannten Kölner Persönlichkeiten wie Jacques Offenbach oder Heinrich Böll.

Die Bergung des verschütteten Archivgutes in Köln konnte noch im März 2009 nach dem Auffinden der Opfer beginnen und wurde seitdem von Einsatzkräften der Feuerwehr und des THW durchgeführt. Die Unglücksstelle wurde mit einer provisorischen Dachkonstruktion von 50 Meter Spannweite abgedeckt. Im Krater, in dem sich mehrere hundert Kubikmeter Archivgut und Schutt vermischten und der einen acht Meter hohen Kegel auf der Severinstraße bildete, befand sich die Grundwassergrenze rund acht Meter unter Straßenniveau. Dieses waren die Rahmenbedingungen für die Rettung des Archivgutes, bei der weit mehr als 2.000 freiwillige Helfer aus ganz Deutschland und vielen anderen Ländern zum Einsatz kamen. Rasch hatte sich eine große Welle der Hilfsbereitschaft zur Unterstützung der örtlichen Einsatzkräfte gezeigt. In einem „Erstversorgungszentrum“ (EVZ) am Rande von Köln wurden die Hilfskräfte, bei denen es sich vielfach um Fachleute aus Archiven, Universitäten und Fachhochschulen handelte, zur groben Reinigung und Ordnung der geborgenen Archivschätze eingesetzt.

Auch die Evangelische Kirche von Westfalen hat unbürokratisch und rasch Hilfe angeboten und geleistet: Drei Archivmitarbeiter wurden im April 2009 für insgesamt zehn Arbeitstage nach Köln abgestellt, zudem konnte der Archivleiter mit einer Gruppe von 15 Bielefelder Geschichtsstudierenden drei weitere Tage im „Erstversorgungszentrum“ helfen. Dort wurden im Rahmen von zwei siebenstündigen Schichten täglich rund 80 bis 120 freiwillige Helfer eingesetzt. Da rund 90 Prozent des Kölner Archivgutes geborgen werden konn-

ten, haben sich die Ersthelfer-Arbeiten bis in den Herbst 2009 hingezogen. Dabei wurde das Material in sehr unterschiedlichem Zustand mit Hilfe tausender von Umzugskartons von der Einsturzstelle in das EVZ überführt: Vielfach stark durchmischte begehrte einem in den einzelnen Kartons Schriftgut vom Mittelalter bis zur Gegenwart, von Reichstagsprotokollen aus Martin Luthers Zeit bis zu Schallplattenfragmenten von Willy Millowitsch.



Studentische Ersthelfer aus Bielefeld im Erstversorgungszentrum des Stadtarchivs Köln in Schutzkleidung (eig. Foto).

Von nahezu unversehrten Akten über beschädigtes und verschmutztes Material bis hin zu vollständig durchnässtem und zerrissenem Archivgut (sog. „Köln-Flocken“) reichte dabei die Bandbreite. Entsprechend positiv überrascht bis frustrierend konnte sich die körperlich recht anstrengende Arbeit für die Helfer darstellen, wenn sie Schreinsbücher, die die mittelalterlichen Besitzverhältnisse in Köln dokumentieren, fast unbeschädigt auffanden oder aber angeschimmelte Reste von Reichskammergerichtsakten und geborstenen Siegeln. Aufbewahrt und gegebenenfalls der Gefriertrocknung zugeführt wurde jedoch jedes geborgene Stück; die fachmännische Restaurierung des Archivgutes, das auch Bildquellen und Sachgegenstände umfasst, wird

sich später an die Erstversorgung anschließen und sicherlich Jahrzehnte in Anspruch nehmen.

Solange in Köln kein neues Archivgebäude bestand, wurde das gerettete und im EVZ grob vorsortierte und in Archivkartons verpackte Archivgut in anderen Archiven in Köln und anderen Städten deponiert (sog. Asylarchive). Das Archiv des Erzbistums Köln, das damals einen Magazinneubau hatte einweihen können, brachte beispielsweise die aus einem ans Stadtarchiv angrenzenden Gebäude unversehrt evakuierten 65.000 Urkunden bei sich unter. Solidarität mit den Kolleginnen und Kollegen des Kölner Stadtarchivs war jahrelang erforderlich; ebenso notwendig ist auch die gründliche Untersuchung der Ursachen und der Verantwortung für den Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln. Im Jahr 2019 schätzte die Kölner Stadtverwaltung den Gesamtschaden, der durch den Archiveinsturz entstanden ist, auf mittlerweile 1,33 Milliarden Euro. Darin enthalten waren allein mehr als 700 Millionen Euro für die Restaurierung beziehungsweise für den Verlust eines Teils der verschütteten Archivalien. Für die fachkundige Aufbereitung des beschädigten Archivguts veranschlagte man weitere 30 Jahre.

Der Einsturz des Historischen Archivs der Stadt Köln hat bei allen negativen Folgen, insbesondere dem Tod zweier Anwohner und dem Verlust von einzigartigem Kulturgut, auch eine breite öffentliche Resonanz und ein kontinuierlich andauerndes Medienecho hervorgerufen. Die Bekundungen der Solidarität, die Hilfsangebote und die konkreten Unterstützungsleistungen aus der Bevölkerung, der Politik, der Wirtschaft und der Vereine und Verbände waren – vor allem in den ersten Wochen, Monaten und Jahren – hoch, und sie waren

unvergleichlich höher als dieses ohne die eingetretene Katastrophe der Fall oder auch nur notwendig gewesen wäre. Im übertragenen Sinne unbezahlbar und unabhängig von der Kölner Causa war die positive öffentliche Wahrnehmung des Archivwesens und seiner Bedeutung für die Gesellschaft und das Staatswesen. Die Katastrophe als positive Imagewerbung verspüren zu müssen, klingt zynisch und kann keine dauerhafte Marketingstrategie nach sich ziehen. „Katastrophengewinner“ sind temporäre Erscheinungsformen. Und wie das Unglück selbst, so wirkt auch diese janusköpfige Unglücksfolge für die Betroffenen letztlich belastend. Denn offenbar hat erst der Verlust der breiteren Öffentlichkeit die Relevanz vor Augen geführt: im Kölner Fall von Archiven, so wie zuvor – im September 2004 – der Brand der Herzogin Anna Amalia-Bibliothek in Weimar von historischen Bibliotheken.

Archivpädagogik und Soziale Netzwerke

Wäre die Welt (aus archivarischer Sicht) eine ideale Welt, dann würde die öffentliche Hand stets die benötigten Mittel für die Archivarbeit bereitstellen, ein Förderverein die Archivarbeit materiell wie immateriell unterstützen und lediglich wissenschaftlich gut durchgebildete Besucher das Archiv und dessen Bestände nutzen und die Produkte des Archivs in einem sehr guten Licht dastehen lassen. Wäre die Welt (aus archivarischer Sicht) eine ideale Welt, dann wären Pädagogik und Bildungsarbeit von den Zielgruppen selbst, also von den per se interessierten Schülern und von durchweg intellektuellen Studenten, regelmäßig proaktiv nachgesuchte Dienstleistungen des Archivs, die sich allein auf die inhaltliche Erarbeitung historischer Themengebiete konzentrieren dürfen. Ja, wäre die Welt (aus archivarischer Sicht) eine ideale Welt, dann wären „offene Archive“ keine Frage oder These, sondern eine Zustandsbeschreibung und eine Selbstverständlichkeit.

Solange die Welt (aus archivarischer Sicht) aber noch unfertig ist, solange wir die archivische Parusieverzögerung erleben müssen, haben wir es in der Archivpädagogik und in der Historischen Bildungsarbeit mit dem typischen pädagogischen Dilemma zu tun: Die beabsichtigte Wirkung unserer Bemühungen tritt nicht immer ein! Alle Aneignungsvorgänge, alles Verstehen und Lernen der Schüler und Studenten sind nicht erzwingbare Subjektleistungen.¹ Schauen wir einmal, was wir tun können! Bei diesem Schauen verzichte ich auf gesonderte Beispiele, wie dem „Gaming“ oder Geschichtslehrererwartungen.²

Archivpädagogik drückt das Verhältnis zwischen Archiv und Schule aus; Archive verstehen sich dabei als außer-

schulische Lernorte. Archivpädagogik nimmt dementsprechend herkömmlicherweise Jugendliche in ihrer Rolle als Schülerinnen und Schüler in den Blick, nicht Jugendliche in ihrer gänzlichen Lebenswelt. An außerschulische Zielgruppen wiederum wendet sich die „Historische Bildungsarbeit in Archiven“, die gesondert zu betrachten wäre.³ „Das Ziel archivpädagogischer Arbeit ist es“, so eine klassische Definition, „Geschichte sinnlich und persönlich erfahrbar zu machen.“⁴ Archivpädagogik ist auch Teil der archivischen Öffentlichkeitsarbeit und damit archivische Selbstdarstellung. Archivpädagogik ist durchaus auch auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der Archive ausgelegt. Sie ist nicht *nur* zielgruppenorientiert. Archivpädagogik ist vielfach ein zeitlich befristetes Beziehungsangebot der Archive an Schülerinnen und Schüler, geschieht punktuell und unregelmäßig. Auf mehr Kontinuität angelegt sind hingegen jene „Bildungspartnerschaften“, von denen bereits die Rede war, die aber aufgrund der Fluktuation nicht mit Schülern verabredet werden, sondern mit Schulen.

Archivpädagogik hat, selbstkritisch gesagt, durchaus einen deutlichen Anteil an unidirektionaler, frontaler und gelenkter Kommunikation, es gibt beispielsweise Archivführungen und Archivpräsentationen. Archivpädagogik ist zugleich aber durchaus methodisch innovativ und fördert forschend-entdeckendes Lernen und Kompetenzorientierung, beispielsweise durch Gruppenarbeit und Projektarbeit. „Es gibt eine Welt, in der Unterricht Begeisterung entfacht“, hieß es in einer Telekomwerbung für ihre Netzqualität. Man sieht dabei junge Menschen am Tablet. Das kann aber durchaus auch für die gelungene Archivpädagogik gelten. Und schließlich, wenn es um „offene Archive“ geht, ist wohl zu konstatieren, wie es Roswitha Link vom VdA-Arbeits-

kreis „Archivpädagogik und Historische Bildungsarbeit“ in der Diskussion tat, dass es die Archivpädagogik war, die sich in Deutschland verstärkt seit den achtziger Jahren etablierte, und die die Archive und die Archivare (teilweise bis heute) mühsam von der Materialzentriertheit zur Menschenorientierung führte.⁵ Betrachtet man die jetzigen ersten Schritte der Archive in die Sozialen Netzwerke, dann kommen den Archivpädagogen diese Gehversuche sehr bekannt vor. Trotz dieses Déjà vu betreten auch die Archivpädagogen hier zumeist Neuland.

Neuland betreten auch die Schülerinnen und Schüler, die aus guten Gründen und in guter Absicht ins Archiv verbracht werden. Sie werden ja in der Regel dazu angehalten, kommen im Rahmen des Unterrichts ins Archiv. Und auch wenn Archivare und Archivpädagogen es sich wünschen und es anders sehen: Nicht für alle Menschen ist das Archiv auf Anhieb das Größte! Archive sind nicht Teil der Popkultur, die Besucher werden weder ob ihres Aussehens noch ob anderer Talente gecastet. Archivbesuche sind zunächst einmal Zwangsmaßnahmen und verordnet. Das soll nicht heißen, dass eine solche Pflichtübung durch die Mitwirkung der Archivpädagogen nicht zu Freuden und zu Spaß führen kann! Eine große Herausforderung der Archivpädagogik besteht genau darin, den Archivbesuch – den ersten Kontakt mit dieser neuen Welt – zu einer nachhaltig positiven Erfahrung zu machen.

Dafür ist es unerlässlich, dass die Archivpädagogik den Schwenk von der Angebotsorientierung hin zur Nachfrageorientierung vollzieht. Dabei können die Sozialen Netzwerke zum Handwerkszeug, zum Kommunikationsraum und durchaus auch zum Gegenstand werden.

Ein allein instrumentelles Verständnis von Web 2.0-Anwendungen für die Archivpädagogik – nach dem Prinzip „Technologie ist ein Werkzeug“ – würde den auf gegenseitigen Austausch und auf gemeinsames Lernen abzielenden Möglichkeiten der Sozialen Netzwerke – wie der Archivpädagogik selbst – nicht gerecht werden. Die Archivpädagogik hat zielgruppenorientiert zu erfolgen, und damit geht es nicht nur darum, die Schülerinnen und Schüler *fachlich* dort abzuholen, wo sie stehen, sondern lebensweltlich. Denn Archive erfüllen institutionell wie auch gesellschaftlich Querschnittsaufgaben und bieten tief gestaffeltes Orientierungswissen.

Die mediale Lebenswirklichkeit von Schülerinnen und Schülern, die sich nicht einfach in virtuell und real splitten lässt, sieht heutzutage wie folgt aus:

Sechs- bis Dreizehnjährige Kinder nutzen (Angaben ihrer Haupterzieher zufolge) täglich rund 100 Minuten den Fernseher bei gleichbleibender Tendenz über ein halbes Jahrzehnt seit 2005 betrachtet, 33 Minuten das Radio bei deutlich sinkender Tendenz, 21 Minuten das Buch bei leicht sinkender Tendenz, 44 Minuten des PC mit steigender Tendenz, 24 Minuten das Internet mit deutlich steigender Tendenz und 36 Minuten täglich PC-/Online-Konsolenspielen, die stark im Kommen sind. Unter den älteren Schülern, den 12-19-jährigen Jugendlichen nutzten 2011 mehr als drei Viertel täglich oder mehrmals die Woche Online-Communities. Sie taten dies für die Schule, weil man dort neue Freunde findet, weil man auf dem aktuellen Stand bleibt über Angelegenheiten der Gegend, der Schule und der Freunde, weil da auch Partys veranstaltet werden und weil dort auch andere sind, mit denen man sich über dieselben Interessen austauschen kann. Bei wider-

sprüchlicher Berichterstattung vertrauen die Jugendlichen hingegen am ehesten, zu 40%, der Tageszeitung: „Wenn die einmal gedruckt ist“, so äußerten es jugendliche Umfrageteilnehmer, „kann man es nicht mehr ändern, also wird besser recherchiert.“⁶ Nur zu 14 Prozent vertraut man in solchen Fragen dem Internet.⁷ Dem Internet kommt gleichwohl eine zentrale Bedeutung zu; mit zahlreichen Angeboten von Unterhaltung, Information, Spielen und verschiedenen Kommunikationsmöglichkeiten ist das Internet auf vielfältige Weise in den Alltag von Jugendlichen eingebunden. Die tägliche Onlinezeit der 12-19-Jährigen liegt bei durchschnittlich 134 Minuten, die meiste Zeit verbringen Jugendliche dabei mit Kommunikation. Vier Fünftel der Jugendlichen zählen zum Kreis der Computer-, Konsolen- und Onlinespieler; 42 Prozent sind regelmäßige Spieler.⁸ Ich nenne diese Zahl, um die Hinweise auf die Bedeutung des Gamings zu unterstreichen. Dabei ergaben die Studien des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest, auf die ich mich hier stütze, übrigens durchaus, dass die Kinder und Jugendlichen die nicht mehr ganz so Neuen Medien zwar ausgiebig nutzen, aber durchaus noch nicht vollständig kompetent im Umgang mit ihnen sind und die Elterngeneration nicht in allen Belangen übertrumpfen können. Bleiben Sie am Ball – und an der Konsole!

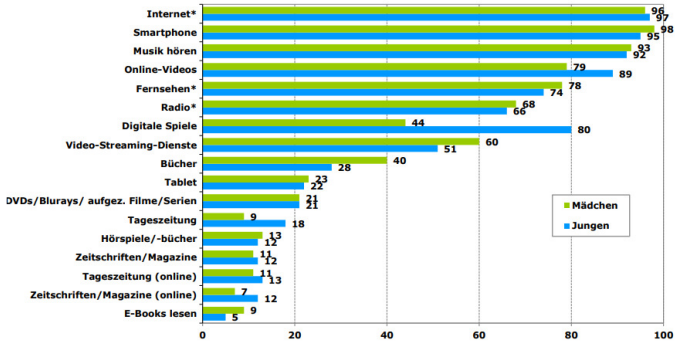
Was tun die Schülerinnen und Schüler, mit denen wir es im Archiv zu tun haben, also? – Sie daddeln, sie gamen, sie chatten, sie talken und sie stalken auch, sie kommunizieren, konsumieren, und sie streamen. Und auch wenn sie uns mitunter gegenüberreten, als wären ihren Körpern schlagartig sämtliche Muskeln entzogen worden, so sind sie doch sehr findig, fokussiert, ausdauernd, konzentriert, geschickt und mitteilsam. Sie

können Geschichten nacherzählen und weiterentwickeln, Chats moderieren, Handel treiben und simulierte Pressekonferenzen abhalten. Ungläubig staunt man: sie lernen forschend und entdeckend, sie handeln genauso, wie es gute Pädagogen im Unterricht und wie es gute Archivpädagogen im Archiv bewirken: durchs „Selbermachen!“ Mein 13-jähriger Sohn hat Geschichtsbewusstsein erlangt durch das Basketballspiel für die Playstation und indem er sich dort intensivst mit der Historie der NBA, der National Basketball Association, auseinandergesetzt hat, und jeden „Pick“ bei den NBA-Drafts der letzten 50 Jahre recherchiert hat, auch Spielzüge der besten Mannschaften und Spieler auf Youtube verglichen hat und sie dann auch am Korb neben unserer Haustür selbst ausprobiert hat. Ich habe großes Vertrauen, dass er nun jedes gestellte schulische Thema wird gründlich recherchieren können (sofern es ihn inhaltlich genauso „packt“ wie Basketball), aber ich habe auch die große Befürchtung, dass er bald besser Basketball spielen wird als sein Vater. – Wie auch immer: Lehrer und Archivpädagogen liegen mit Blick auf die Handlungsorientierung methodisch also gar nicht fern von ihrer Klientel, sie stehen nur medial auf einem anderen Level. Es geht daher darum, von den Schülerinnen und Schülern, von den Jugendlichen, zu lernen und zu erfahren, wo sie im Leben stehen, was sie interessiert, wie sie denken, wie sie sich orientieren, auch zeitlich, wie sie argumentieren, ihre Meinungen austauschen und begründen, was sie anstreben. Ansonsten bliebe es bei ahnungsloser Denunziation der Lebenswirklichkeit der Schüler und Jugendlichen als „beunruhigende Parallelwelt“.⁹ Archivpädagogik muss weiterhin methodisch und inhaltlich flexibel sein, sich

auch auf die Tagesform einer Gruppe einlassen, und sie muss sich selbst kritisch hinterfragen.

Mit welchen Medien beschäftigen sich Jugendliche täglich bzw. mehrmals pro Woche?

Nach Geschlecht, Auswahl, 2019 (Angaben in %)

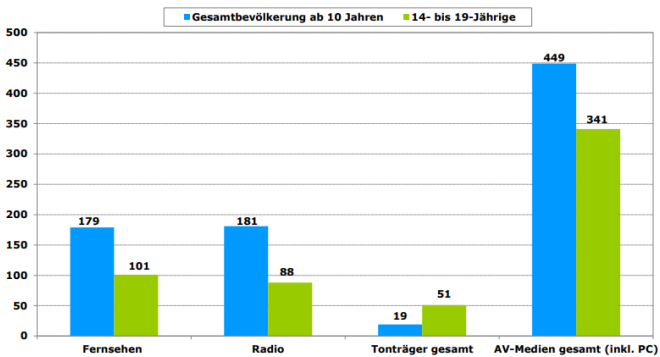


Basis: n= 1.200, 12-19 Jahre.
*Nutzung egal über welchen Zugang.

Quelle: JIM-Studie 2019, mpfs, S. 13.

Tägliche Nutzungsdauer audiovisueller Medien 2018

Nach Altersgruppen, Nutzungsdauer in Minuten/Tag



Basis: ma 2018, deutschsprachige Personen ab 10 Jahren, Mo-So, 5:00-24:00 Uhr.
Tonträger=Schallplatte, Kassette, CD, MP3.

Quelle: Media Perspektiven Basisdaten 2018, S. 69/70.

Quelle: Grunddaten Jugend und Medien 2020. Aktuelle Ergebnisse zur Mediennutzung von Jugendlichen in Deutschland. Zusammengestellt aus verschiedenen deutschen Erhebungen und Studien von Heike vom Orde (IZI) und Dr. Alexandra Durner, Seite 7f.¹⁰

Web 2.0 und Soziale Medien sind ein wichtiger, zeitintensiver Teil der Lebenswirklichkeit, der Weltsicht, des methodischen Zugangs auf Wissensbestände und der Kommunikationsformen der Schülerinnen und Schüler. Die Archivpädagogik hat, wie der Schulunterricht, Teil dieses Kosmos zu sein, will sie den Schülern zu Bildungserfolgen verhelfen.

Ich möchte jetzt dennoch einmal etwas ‚reminiszent‘ und archivromantisch werden und behaupten, dass Archivpädagogik nicht vollständig an Maschinen, Künstliche Intelligenz und TeachBots delegiert werden kann – weder im Web 2.0, noch im Semantic Web 3.0, und selbst im KI-Web 4.0 nicht. Das Internet kann die Archivpädagogik nicht substituieren. Die Archivpädagogik hat maßgeblich in Archiven stattzufinden, sie lebt von der face-to-face-, nicht von der Facebook-to-Facebook-Kommunikation. Es geht nicht darum, ein Bild von sich aufzubauen, wie es in Sozialen Netzwerken geschieht, sondern Bilder und Geschichtsbilder zu dekonstruieren und zu rekonstruieren. Während Web 2.0 Anonymität bietet, bieten Archive einen geschützten Lernraum: Argumente können entwickelt und ausgetauscht werden, ohne Gefahr einer direkten Veröffentlichung via Tweet oder Video. Archive können eine positive Lernatmosphäre bieten, sie sind ein stressfreier Raum. Web 2.0 hingegen kann nachhaltig Stress bedeuten, auch enorme Konkurrenz und durchaus auch Rivalität, nicht nur unter Gamern.

Archivpädagogik hingegen sollte auch ein haptisches Erlebnis sein, nicht nur das Gespräch darüber. Berühren statt Anklicken. Sie sollte mit in ihrer Integrität und Materialität nicht-reproduzierbaren Quellen geschehen, Aufmerksamkeit für die Vorsorge vor Datenverlusten

wecken. Es muss doch ein Qualitätsmerkmal von Archivierung sein, wenn auch Facebook und Google partout versuchen, sich alles zu merken! All das kann dazu verhelfen, die Mechanismen der Web 2.0-Matrix zu entschlüsseln und sich in den sozialen Netzwerken dieser Welt – online wie offline – fundierter zu orientieren. Dennoch sollte der leicht archivromantische Exkurs nicht den Blick dafür trüben, dass auch die gerühmte face-to-face-Kommunikation ihre Defizite haben kann, wenn beispielsweise eine persönliche Begegnung zunächst oder überwiegend Äußerlichkeiten, wie Kleidung und körperlicher Zustand, thematisieren lässt, wohingegen man im Chat oder im Blog selbst und bewusst entscheiden kann, welche Informationen man preisgibt und welche man lieber vorenthält. Etliche Menschen erleben Internetkommunikation daher durchaus als Erleichterung der Kontaktaufnahme.¹¹

Wenn die Welt (aus archivarischer Sicht) eine ideale Welt wäre, dann wären beide, Archivpädagogik und Web 2.0, Ge(h)hilfen für ein besseres Leben. Dies nicht als Instrumente, sondern als Teil der Lebensführung. Archivpädagogen sollten zwar anstreben, dass Archive außerschulische, nicht aber, dass sie außervirtuelle Lernorte bleiben.

Anmerkungen:

¹ Erhard Meueler: Kreativität und Scheitern, in: Stefan Zahlmann/Sylka Scholz (Hg.): Scheitern und Biographie. Die andere Seite moderner Lebensgeschichten, Gießen 2005, 237-253.

² Vgl. dazu Christoph Deeg: Gaming als bibliothekarisches Zukunftsthema, in: Julia Bergmann/Patrick Danowski (Hg.): Handbuch Bibliothek 2.0. (Bibliothekspraxis, Bd. 41), Berlin/New York 2010, 223-244; Daniel Bernsen/Ulf Kerber (Hg.): Praxishandbuch Historisches Lernen und Medienbildung im digitalen Zeitalter, Opladen 2017.

³ Thomas Lange/Thomas Lux: Historisches Lernen im Archiv, Schwalbach/Ts. 2004, 26.

⁴ Ebd., 47.

⁵ Vgl. Volker Schockenhoff: Historische Bildungsarbeit – Aperçu oder „archivische Kernaufgabe“? Die gegenwärtige Diskussion um die zukünftige Rolle öffentlicher Archive, in: Öffentlichkeit herstellen – Forschen erleichtern. 10 Jahre Archivpädagogik und historische Bildungsarbeit. Vorträge zur Didaktik, Bremen 1996, 19-31.

⁶ Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest, Pressemitteilung 03/12.

⁷ JIMplus Nahaufnahmen 2011, hg. v. Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest, 50, 51, 55.

⁸ JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-)Media, hg. vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest, 65.

⁹ So die Regisseurin Aelrun Goette, in: taz, 26.9.2012, 13.

¹⁰ https://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/Grunddaten_Jugend_Medien.pdf

¹¹ Dörthe Sontag: Die modernen Kommunikationsmittel und das Dialogische Prinzip, 57.

III.

Biographische Zugänge zur Geschichte

Erinnerungskultur und Biographie. Zur kommunikativen Praxis der Geschichte

Metaphorisch prägnant stellte Barbara Tuchman, die US-amerikanische Zeithistorikerin und Nichte des Roosevelt-Staatssekretärs Henry Morgenthau, 1964 jene Frage, die die Zeitgeschichte aber nicht erst seither umtreibt, nämlich, ob man Geschichte bereits schreiben könne, „während sie noch qualmt?“ Selbst im Falle der DDR, deren Geschichte aufgrund lange Zeit unbeschränkter Aktenzugänglichkeit nach der Vereinigung Deutschlands ein abgeschlossenes Sammel- und Forschungsgebiet darstellte, sorgten tagespolitische Motivationen, psychologisch begründete Leidenschaften und personelle Verstrickungen, kurzum: die zeitliche Nähe zum Gegenstand historischer Wahrheitsfindung und kritischen Verstehens für Konflikte und Zweifel in der Zukunft. Letztlich aber muss es wohl immer darum gehen, die erweiterte Quellenbasis der „Epoche der Mitlebenden“ (Rothfels) als Chance und Privileg zu nutzen – mit den Zeitzeugen, einer sachkundigen Öffentlichkeit und den interessierten Journalisten verbreitert sich schließlich auch die Gruppe potenzieller Kritiker!¹ Den Mitlebenden gemein ist die Zugehörigkeit zu einer spezifischen Erinnerungskultur, deren gesellschaftlichen und politischen, theologischen und kirchenpolitischen Leitbilder nach einem epochalen Umbruch, wie dem von 1989/90 in Ost- und Mitteleuropa, einer großen Deutungskonkurrenz ausgesetzt sind.² Gleichzeitig wurde durch die politische Wende erstmals Öffentlichkeit im eigentlichen Sinne hergestellt, ist es möglich geworden Einstellungen, Hoffnungen, Wünsche und Kritik zu kommunizieren. So werden neue Deutungsmuster entwickelt und es verändern sich Erinnerungsgemeinschaften mit ihrer speziellen Sicht auf die Ver-

gangenheit. An dieser Stelle ist der Zeithistoriker, gleichsam als teilnehmender Beobachter, gefordert, den Diskurs zu moderieren oder auch die Sichtweisen zu verobjektivieren – sofern die Subjektivität seines Standpunktes sowie die des Gegenstandes seiner Interpretation dies überhaupt gestattet.³ In Bezug auf die aktuelle Identitätskrise der Ökumene, die mit dem Zusammenbruch des Sozialismus auch den Traum einer auf Gerechtigkeit und Gleichberechtigung beruhenden Gesellschaft begraben sah,⁴ ist es für die Kirchliche Zeitgeschichte heute möglich, die Sinn- und Glaubenswelten zu erforschen, die die Kirchen, deren Repräsentanten und Laien, die Christen in Ost- und Mitteleuropa in der Zeit des Ost-West-Konfliktes und danach verbunden und trennten. Wenngleich bisher nicht erinnerungstheoretisch, sondern herkömmlich genutzt, sorgen die Gespräche mit Zeitzeugen und die wechselseitige Konfrontation von Primärquellen und Sekundärliteratur mit deren Aussagen dafür, die eigenen Analyseinstrumentarien zu schärfen, das Vorwissen zu differenzieren sowie angestellte Hypothesen zu modifizieren, und damit auch dafür, die eigene Erinnerungskultur zu aktualisieren.

1. Biographie und Erinnerung in der kulturgeschichtlichen Wende

Es erscheint auf den ersten Blick dennoch konstruiert und laienhaft, *Biographie* und *Erinnerung* zusammenzudenken. Wenngleich literarische Gattung⁵ resp. geschichtswissenschaftliche Methode⁶ sowie kulturwissenschaftliches Paradigma,⁷ so haftet beiden Begriffen umgangssprachlich ein erkennbarer Subjektivismus an. Dies mag mancherlei Skepsis im systematischen Umgang mit ihnen erklären. Zudem verfügt jeder Komplex über eine eigene wissenschaftliche Tradition, das Genre

der Biographie zählt zu den klassischen Ausdrucksformen der Historiographie, die Thematisierung von Erinnerung und Gedächtnis als heuristische Instrumentarien hingegen erfährt erst in den letzten zwei Jahrzehnten Beachtung und Anerkennung in der Zunft und durch die Zunft. Insofern ist seit dieser Zeit eine Art von Methodenpluralismus in der Geschichtswissenschaft zu erkennen, nachdem seit den 1960er Jahren eine unausgesprochene „Arbeitsteilung“ in der historischen Forschung existierte: Gesellschaftshistoriker erforschten die langfristigen Entwicklungen von Strukturen und Mentalitäten, die die Individuen auf einer kollektiven Ebene formen; Psychohistoriker hingegen untersuchten einzelne Individuen mit einem aus der psychoanalytischen Theorie gewonnenen Instrumentarium. Andererseits ist es bis heute aufgrund unterschiedlicher disziplinärer Zugangsweisen noch nicht zu einer Zusammenführung der neueren kulturwissenschaftlichen Theorieangebote gekommen. Alle Ansätze verbindet allerdings ein Verständnis von „Kultur“ als ein die gesamte Lebenswelt ummantelnder Diskurs, „schließt doch der Begriff der Kultur mehr als der der Gesellschaft den gesamten Bereich des Verhaltens der Menschen, ihres Innestehens in konkreten sozialen Strukturen und ihres individuellen und sozialen Handelns ein“.⁸ Kultur wird darüber hinaus als „Chiffre für kollektiv institutionalisierte Sinnwelten“ verstanden, innerhalb derer sich Denken und Handeln entwickeln und tradieren.⁹ Diese Weitergabe spezifisch gedeuteter Vergangenheit an die jeweilige Gegenwart, durch die Gemeinschaft gestiftet und Gruppenidentität gepflegt wird, wird sodann unter die Leitbegriffe „kulturelles Gedächtnis“ bzw. „Erinnerungskultur“ gefasst.¹⁰ Diesen Ansatz für eine moderne Religions- und Kirchengenge-

schichtsschreibung aufgreifend, plädierte Frank-Michael Kuhlemann an dieser Stelle für deren Öffnung zur sozialkulturellen Lebenswelt.¹¹ Diese gelte es systematisch über die Aspekte „Mentalitäten und Kommunikationsräume“, „Vergemeinschaftung und Sozialisierung“, „Affektierung und Ritualisierung“, über die „symbolische Repräsentanz“ sowie nicht zuletzt über „Erinnerung und Gedächtnis“ zu erschließen. Hebt Kuhlemann in Bezug auf diesen Punkt vor allem auf die Bedeutung des kulturellen Gedächtnisses (gleichsam als religiöses Festtagsgedächtnis) für die Identitätsbildung kirchlicher Vereine und Gruppen sowie der Konfessionen ab,¹² so steht er hier in der Tradition moderner Erinnerungsgeschichte, die mit Maurice Halbwachs auch das Individuum, das individuelle Gedächtnis als ein innerhalb bestimmter „sozialer Bedingungen“ ausgebildetes soziales Produkt versteht.¹³ – Doch geht umgekehrt auch der einzelne Mensch darin auf?

Zwar verfügt auch der moderne, westliche Mensch noch über spezifische Kollektiverfahrungen, und sei es nur das alltägliche Ringen um Selbstverwirklichung, doch obliegt es dem Einzelnen, sein Leben in der heutigen aufgabenteiligen und hochspezialisierten Welt konsistent und sinnhaft zu gestalten. „In der sich so herausbildenden Einzigartigkeit des Lebenslaufes wird die eigene Vergangenheit zum letzten Bezugspunkt individueller Sinnstiftungen.“¹⁴ Vor dem Hintergrund derartiger persönlichkeitskonstituierender Erinnerungsfähigkeit stellt es eine notwendige Erweiterung der Gedächtnisauffassung dar, auch die subjektive Lebensgeschichte, die Biographie, zum Forschungsgegenstand der Kulturgeschichte zu machen. Eine derartige biographische Annäherung bzw. Rückbindung würde, protestantischer Auffassung von der Rechtfertigung

tigung des Sünders folgend, vielfältige Lebenswege und durchaus gebrochene Lebensläufe in den Blick nehmen können.¹⁵

2. Dimensionen und soziale Praxis der Erinnerung

Um die verschiedenen, kurz skizzierten Zugänge zum Themenfeld der Erinnerungskultur begrifflich unterscheiden zu können, sind folgende Vorbemerkungen nötig, nicht zuletzt angesichts der zum Teil bereits redundant erscheinenden Literaturfülle: Das Spektrum an Zugangsweisen erinnerungstheoretischer Ansätze reicht von dem reinen Merk- und Reproduktionspotenzial des Gehirns bis hin zur persönlichkeitsstrukturierenden Erinnerungsfähigkeit, bei der die subjektive Lebensgeschichte den Bezugspunkt darstellt.¹⁶ Wir müssen dabei zwischen unterschiedlichen Formen des Gedächtnisses unterscheiden lernen, vor allem zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis, zwischen kulturellem und kommunikativem, aber auch zwischen bewussten und unbewussten Formen des Erinnerns sowie zwischen traumatischen und alltäglichen Erinnerungen.¹⁷

Den wohl größten Einfluss auf die erinnerungstheoretische Forschung übte der bereits erwähnte französische Soziologe und Philosoph Maurice Halbwachs aus. In den 1920er Jahren führte er den Begriff des „kollektiven Gedächtnisses“ ein, das er nicht als Summe individueller Erinnerungen verstand, sondern als Netz sozialer Beziehungen.¹⁸ Das Wissenschaftlerhepaar Jan und Aleida Assmann setzte dann in den neunziger Jahren an die Stelle jener über Alltagskommunikation vermittelten Teilhabe an einem Gedächtnis seine aktive Konstruktion.¹⁹ In seiner Theorie des „kulturellen Gedächtnisses“ geht es Jan Assmann um den Zusammenhang

der drei Faktoren Erinnerung, Identität und kulturelle Kontinuierung.²⁰ Jede Kultur bilde eine „konnektive Struktur“ aus, die zum einen die Menschen eines gemeinsamen Erfahrungs- und Handlungsraumes an den Mitmenschen bindet und die zum anderen auch das Gestern an das Heute bindet, indem sie die prägenden Erfahrungen und Erinnerungen formt und im fortschreitenden Gegenwartshorizont präsent hält, letztlich Erinnerung stiftet. Deutlicher als Halbwachs trennt der Ägyptologe Assmann zwischen kommunikativem und kulturellem Gedächtnis, die den beiden Ebenen entsprechen, auf denen das historische Bewusstsein arbeitet (Ursprungszeit und jüngste Vergangenheit). Dabei umfasst das kommunikative Gedächtnis gleichsam als „Alltagsgedächtnis“ Erinnerungen, die sich auf die jüngste Vergangenheit beziehen. Es wächst einer Gruppe oder Generation historisch zu und vergeht mit dem Tod seiner Träger. Als persönlich verbürgte und kommunizierte Erfahrung ist es der Gegenstand der Oral History, d.h. der mündlich erfragten Geschichte. Kommunikabel sind allerdings nur jene Erlebnisse, die in eine sozial vermittelte, also vor allem in eine sprachliche Form gebracht worden sind, da sie sonst dem Individuum nicht bewusst zur Verfügung stünden.²¹ Das kulturelle Gedächtnis, dem als „Festgedächtnis“ etwas Sakrales anhaftet, bezieht sich hingegen nicht auf biographische Erinnerungen, sondern auf symbolische Erinnerung. Vergangenheit gerinnt zu symbolischen Figuren, an die sich Erinnerung heftet. Es zählt hier nicht die faktische, sondern allein die erinnerte Geschichte, so dass auch der Unterschied zwischen Mythos und Geschichte hinfällig wird. Anders als bei der diffusen Partizipationsstruktur des kommunikativen Gedächtnisses

besitzt das kulturelle Gedächtnis spezielle Träger, wie Priester, Lehrer oder Künstler.²²

Sich von dem vorwiegend intentionalen Umgang mit Vergangenheit abgrenzend, so wie er bei den kulturellen und kommunikativen Gedächtnisformen zugrunde gelegt wird, schlägt der Sozialpsychologe Harald Welzer nunmehr das „soziale Gedächtnis“ als eine dritte Gedächtnisform vor, die all das bezeichnen soll, was absichtslos, nicht-intentional, gleichsam en passant Vergangenheit und Vergangenheitsdeutungen transportiert und ebenfalls vermittelt.²³ Als Überrestquellen mit mnemischer Energie und subtextuellen Eigenschaften sollen dabei jene Interaktionen, Aufzeichnungen, Bilder und Räume verstanden werden, die eben nicht zu Zwecken der Traditionsbildung verfertigt wurden, aber dennoch Vergangenheit im sozialen Gebrauch bilden.²⁴

Allen Ansätzen gemeinsam ist neben der sozialen Praxis des Erinnerns die Vorstellung, dass kollektive Großgedächtnisse ihre Bindekraft in der sich rasch wandelnden Welt verloren haben. An ihre Stelle treten subjektive Sinnbezüge, die dem menschlichen Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und Identität Ausdruck verleihen. Der Einzelne sieht sich also vor die Aufgabe gestellt, „sein Leben in der Erinnerung stets neu als sinnhaftes Ganzes zu entwerfen.“²⁵ So schlagen sich die gesamtgesellschaftlichen Tendenzen zur Individualisierung der Lebensführung als Rückkehr des Subjekts in die Geschichtswissenschaft nieder sowie als Individualisierung des Erinnerns.²⁶ Zwar ist nach wie vor die Suche nach Wahrheit und Objektivität die regulative Idee einer an wissenschaftlicher Aufklärung sich orientierenden Geschichts- und auch Zeitgeschichtsforschung. Gerade die junge Disziplin Zeitgeschichte grenzte sich

durch eine betonte Verwissenschaftlichung von der Erinnerung ab, und zwar im Rückgriff auf die historische Methode, d.h. indem man durch Quellenkritik Tatsachen feststellt, durch deren Kontextualisierung die Ursachen von Entwicklungen erklärt und durch Fachdiskussionen die jeweiligen Ergebnisse überprüft.²⁷ Mittlerweile empfehlen aber selbst ursprünglich klassisch gesellschaftsgeschichtlich arbeitende Historiker, dass Erinnerungen, die lange Zeit als Gegenstück fachwissenschaftlicher Analysen behandelt worden sind, ein integraler Bestandteil dieser werden müssen.²⁸ Der Autoritätsanspruch historischer Forschung wurde zudem durch die postmoderne Kritik am Wahrheitsgehalt wissenschaftlicher Erkenntnis erheblich geschwächt. Insofern hat eine Deutungskonkurrenz zwischen wissenschaftlicher Geschichte, im speziellen: Zeitgeschichte, persönlicher Vergegenwärtigung und kollektiver Erinnerung eingesetzt. Der Konflikt zwischen dem rationalen Erklärungsanspruch der Forschung und dem vermeintlich moralisierenden Duktus der Erinnerung lässt sich pointiert in den bekannten Bonmots, der Zeitzeuge sei der natürliche „Feind des Historikers“ bzw. „er lügt wie ein Zeitzeuge“ ablesen, wohingegen von der anderen Seite der Vorwurf einer „Enteignung von Erfahrungen durch unbeteiligte Forscher“ geäußert wird.²⁹ Vergleichbar mit dieser Konfliktlinie in der Zukunft ist auch die Zwietracht zwischen Historikern und Biographen,³⁰ nicht zuletzt weil das erzählerische Genre der Biographie das Rad der Geschichte bzw. der Historiographiegeschichte zurückzudrehen schien.

3. Die Biographie in der Kirchengeschichte

Die Kirchengeschichte favorisiert bekanntlich traditionell die Biographie als Methode wissenschaftlichen Arbeitens. Dies liegt ursächlich begründet in der reli-

gionspädagogischen Bedeutung der einzelnen Persönlichkeit als sinnfälliges Vorbild für einen gelungenen religiösen Lebensvollzug. Viten wurden vielfach als apologetische Gutachten in Heiligsprechungsverfahren verfasst und waren auch bei nicht sonderlich heiligem irdischem Lebenswandel des Protagonisten neben dem Bericht immer auch Belehrung.³¹ Dass die Biographie neben jenen auf das Publikum abhebenden Absichten insbesondere bei einer zeitgenössischen Autorenschaft auch Rückwirkungen auf den Verfasser zeitigen kann, wusste bzw. befürchtete bereits Caesarius von Heisterbach (um 1180-1240), der in seiner mit Kritik nicht sparenden Schilderung des aus einer Adelsverschwörung resultierenden Mordes an Erzbischof Engelbert 1225 die Namen einiger Hintermänner nicht nannte, um seine persönliche Sicherheit nicht zu gefährden.³² Dass seine Biographie Engelberts zugleich fundiert die Krise in der mittelalterlichen Adelskirche aufzeigen konnte und wollte, verdeutlicht schließlich eine weitere Funktion dieses Genres, nämlich die Wechselbeziehung zwischen der Ernst genommenen Persönlichkeit auf der einen und den zu berücksichtigenden sozialen und politischen Zeitumständen auf der anderen Seite. Diese theoretische Einsicht gilt es mehr noch heute, im Zeitalter eines kritischen Wissenschaftsverständnisses, zu pflegen, gerade wenn die längst christentums- und auch kulturgeschichtlich überformte Theologiegeschichte sich so zeitlos oder vorhistorisch anmutender, zumindest historiographisch nicht weiterführender Themen annimmt, wie jenes der evangelischen Märtyrer, die als Blut- oder auch nur als Leidenszeugen so gar nicht in unsere postmoderne, zivilgesellschaftliche westeuropäische Kultur zu gehören scheinen.³³ Märtyrer würden als Glaubenszeugen und Vorbilder der

Lebensführung aber gerade an jene christlichen Wurzeln erinnern, von denen die heutige Gesellschaft nichts mehr wisse.³⁴

Der Beitrag der biographischen Annäherung an Glaubenszeugen für die prekäre Erinnerungskultur der deutschen evangelischen Kirche im 21. Jahrhundert mag gewichtig erscheinen; die Anschlussfähigkeit der kirchengeschichtlichen Biographieforschung an die kulturhistorische Debatte ist dadurch jedoch noch nicht gewährleistet. Das liegt nicht zuletzt auch darin begründet, dass vorwissenschaftliche Vorannahmen nachhaltig und bis heute anhaltend erkenntnisleitend wirken, wie Ulrike Gleixner für das Forschungsfeld Pietismus und Bürgertum erarbeitet hat.³⁵ Gerade im Blick auf institutionell wenig gefestigte religiöse Erneuerungsbewegungen lassen sich offenbar vergleichsweise massive Traditionsbildungen mit Hilfe von Biographien nachzeichnen: Durch das dynamische Aktualisieren der sich sukzessive verändernden historischen Umwelt erfolgte aber nicht nur eine heldische Traditionsbildung, die das historische Erbe in der jeweiligen Gegenwart popularisierte, sondern es fand auch seinen Niederschlag in der Geschichtsschreibung, wie Gleixner anhand der familialen und publizistischen Tradierung des württembergischen Pietisten Albert Knapp (1798-1864) herausarbeitet,³⁶ dessen Tagebücher Generationen später die Vorlage für heldische, erbaulich pietistische Lebensbeschreibungen bzw. Legendenbildungen liefern. Dass der ältere Pietismus angesichts der eigenen Marginalisierung auf dem Weg in die Moderne tatkräftiger erschien, verstärkte noch die Ehrfurcht vor den Vätern der Erweckungsbewegung und sorgte für eine hagiographische Geschichtsschreibung, die „mit einer

nie dagewesenen Exklusivität von Männern produziert und über Männer verfaßt“ worden war.³⁷

Unter diesen Vorzeichen mag es ungewöhnlich erscheinen, auf Innovationen der ansonsten von der Sozialgeschichte und der Gender-Forschung kritisierten „Männer-machen-Geschichte“-Historie des 19. Jahrhunderts zu verweisen, wie es Martin Greschat für die Diskussion der kirchenhistorischen Bedingungen einer Biographie getan hat.³⁸ Der Kirchenhistoriker und Theologe hebt zunächst einmal den innovativen Anteil des Historismus gegenüber einer konfessionell-dogmatisch geprägten Kirchengeschichte hervor. Denn durch die Konzentration der Kirchengeschichte auf herausragende Persönlichkeiten auch in Zeiten des Historismus habe der unverwechselbare, der nicht prognostizierbare, eben der individuelle Anteil an der Ausgestaltung von Lehre und Verkündigung der Kirche deutlich werden können. Die wissenschaftliche Konzentration auf die Persönlichkeit gehöre somit „zu den positiven Einsichten der Neuzeit“.³⁹ Der Mangel dieses auf das Individuum konzentrierten Geschichtsverständnisses liegt hingegen in seiner elitären Ausrichtung, da der Wert und die Würde des Menschen diesem nach evangelischem Verständnis nicht von der Gesellschaft, sondern von Gott geschenkt beigelegt werden. Daher sei, so fordert es Greschat, „eine 'demokratische' Sicht der Kirchengeschichte notwendig“.⁴⁰ Eine zweite wichtige wissenschaftliche Prämisse sei sodann die „Vielfältigkeit des methodischen Zugriffs“.⁴¹ Denn der einfache Umkehrschluss, hin zu einer Stilisierung der Massen, ist aus der 'Demokratisierung' der Kirchengeschichte ebenso wenig wie jedes andere monokausale Erklärungsmodell zu ziehen. Ausgangspunkt biographischer Darstellungen müsse die Frage sein, wie die jeweils

vorzustellende Person in ihre Zeit und Umwelt einzuordnen sei oder, um mit den Worten Jaques Le Goffs dessen Anspruch an eine „wahre Biographie“ zu zitieren: „Präsentation und Deutung eines individuellen Lebens innerhalb der Geschichte.“⁴² Hierbei geht es um die verstehende Untersuchung der Chancen und Grenzen individueller Handlungsspielräume, um mentale Prägungen, die politische Symbolik, den Einfluss des sozialmoralischen Milieus, aber auch um Rückwirkungen auf und Interaktionen mit der Umwelt. Denn obschon die einzelne Persönlichkeit voll und ganz in den verobjektivierbaren Gegebenheiten und Strukturen wurzelt, geht sie doch niemals in diesen auf, wie es schon im Programm von Greschats „Gestalten der Kirchengeschichte“ hieß.⁴³ Das notwendige Verständnis für die Zeitumstände führt nicht sogleich zu dem beabsichtigten Verstehen des Individuums. Wichtig ist es, die entscheidenden zeitgenössischen Fragestellungen und Entscheidungsprozesse freizulegen, wenngleich es natürlich nicht darum geht, die vorgegebenen und ausgeführten Lösungen der damals Handelnden zu übernehmen.⁴⁴ Die sich uns hier offenbarende Diskrepanz zwischen Individuum und Umwelt, ja, die bleibende hermeneutische Lücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart schlug sich belastend, gewissermaßen aufgrund fehlenden Mutes zur selbigen, auch auf die christliche Traditionsbildung nieder, insbesondere dann, wenn geistes- und theologiegeschichtlich gewandete Biographien rein werkimmanent und damit gleichsam überzeitlich oder heilsgeschichtlich zu argumentieren versuchten. Dies ist zwar, wenn man so will, eine spezielle wissenschaftliche Erinnerungskultur, die die Gruppenidentität festigen soll. Sie verweigert sich jedoch der notwendigen wissenschaftlichen Dekonstruktion

durch die „scientific community“, da es hier immer auch um die Bewahrung der Kirchengeschichte als theologischer Disziplin, um die methodischen und theoretischen Konflikte zwischen theologischer und geschichtswissenschaftlicher Hermeneutik ging und geht.⁴⁵

4. Zeitzeuge und Zeithistoriker

Einen Zugang zur Realität von Biographie bietet das biographische oder lebensgeschichtliche Interview.⁴⁶ Die Darstellungsform dieser Interviews ist die Erzählung. Auch für Oral History-Projekte mit einem inhaltlich oder zeitlich eng umrissenen Thema hat sich das Führen lebensgeschichtlicher Interviews bewährt. Hier dient die gesamte Biographie als Kontext für das Schwerpunktthema, wobei der Interviewer erfährt, welchen Stellenwert dieses Thema im Leben des Zeitzeugen besitzt. Auch für die Oral History gilt es – vergleichbar den oben genannten Kriterien für das kollektive Gedächtnis –, dabei mehrere Kennzeichen des Erzählens und Erinnerns zu berücksichtigen: Mit der Erzählung geht eine Selbststrukturierung der Lebensgeschichte einher. Ereignisse und Erfahrungen werden zu Sinnabschnitten zusammengefasst. Durch diese retrospektive Neuinszenierung werden die Lebensphasen, wenn nicht gar das ganze bisherige Leben, unter ein Leitthema gestellt und erhalten damit eine Stringenz, die es ermöglicht, auch biographische Brüche und persönliche Schicksalsschläge sinnvoll zu verknüpfen (man spricht von dem sog. „Kontinuitätsgebot“). Die erzählerische Verknüpfung macht aus dem Kalender ein Tagebuch, aus den Erfahrungen ein Drehbuch und aus den Erinnerungsspuren eine Geschichte. Individuelle Schwerpunktsetzung, aber auch die Verknüpfung womöglich ganz unterschiedlicher Episoden ist per se die Lebensleistung eines jeden Menschen, der stets den größten Kontinui-

tätsfaktor der Zeitgeschichte ausmacht; die Artikulation dieser Geschichte im Laufe der Oral History verdeutlicht aber, dass es sich bei der Erzählung nicht um eine Wiedergabe von Erfahrungen, sondern um eine Argumentation handelt, die dem Zeitpunkt des Berichts und nicht des Berichteten angehört, also dem Heute und nicht dem Gestern. Mit ausgeprägter Skepsis betrachtet, geschieht derartiges vordergründig, in der Absicht, eigenes Tun oder Unterlassen zu verteidigen, zu rechtfertigen oder zu glorifizieren. Jedoch ist zu beachten, dass nicht nur die *Lebenserinnerung* von Menschen Rhetorik ist, sondern auch ihre Lebensplanung, ihre Hoffnungen, Wünsche, Träume, selbst ihre Ängste und Befürchtungen. Die Realität stellt stets die Projektion der Selbstwahrnehmung dar. – Um es an dieser Stelle zu betonen: Zu Bruch gegangen ist im 20. Jahrhundert einer der neuzeitlichen Leitgedanken, nämlich die Vorstellung von einer kohärenten und konsistenten Ganzheit der Subjekte und ihrer Lebensentwürfe. Und dennoch ist aber auch in den „brüchigen, heteroklitischen Collagen“, um es mit Ulrich Raulff zu sagen, immer noch ein gestaltender und komponierender, ein kreativer Wille spürbar – die Handschrift eines sich selbst entwerfenden Subjekts.⁴⁷ Dabei stützt biographische Forschung – und dies drückt das Selbstverständnis der meisten ihrer Vertreter aus und ist ein wichtiger zu ergänzender Aspekt – implizit oder explizit ein interaktionistisches Konzept, das die Ich-Identität als „individuelles Austarieren zwischen einem personalen und einem sozialen Identitätsanteil“ versteht.⁴⁸

Kritisch nachzufragen wäre, ob bei einem konstruktivistischen Geschichtsverständnis, wie dem Vorgestellten, das Eingestehen von Subjektivität nicht die historische Aufarbeitung verhindert. Dies sei jedoch, so der Zeit-

historiker Konrad Jarausch, nicht der Fall, sondern vielmehr die Voraussetzung zur weitgehenden Überwindung von Subjektivität.⁴⁹ Die Rolle des Historikers gestaltet sich eben so, dass er eingebunden ist in den wechselseitigen Sinnbildungsprozess zwischen erinnernder Selbstvergewisserung und sozialer Gegenwartserwartung. In einer erinnerungstheoretischen Konzeption der Geschichtswissenschaft bildet die eigene Lebensgeschichte die Basis jeder Auseinandersetzung mit der Vergangenheit. Damit ist natürlich *nicht* eine unmittelbare Rückführung der Inhalte historischer Untersuchungen auf die Erlebnisse des Wissenschaftlers gemeint. Dennoch ist die lebensgeschichtliche Selbstreflexion für den Wissenschaftler unabdingbar, vermittelt doch erst sie ihm ein Bild realisierbarer Betrachtungsweisen des Geschichtlichen.⁵⁰

5. Gedächtnisorte und die Erinnerungskultur des Protestantismus

Geht es dem Zeithistoriker allerdings vor allem um die „lebende Erinnerung“ der Zeitgenossen,⁵¹ so interessieren sich Gedächtnishistoriker meist für das längere kulturelle Gedächtnis. Bei diesem erstreckt sich die „erfolgreiche gesellschaftliche Institutionalisierung“ gemeinschaftlicher Sinnwelten häufig über Generationen, so dass mit jeder weiteren Generation die explizite „Legitimation einer nicht mehr alltäglich-selbstverständlichen Sinnwelt notwendiger“ wird, die Tradition also im Rückgriff auf die Geschichte verlängert bzw. erfunden wird.⁵² In der Absicht zur Überlieferung und Fixierung im kulturellen Gedächtnis definieren sich auch die sog. „Gedächtnisorte“ oder „Erinnerungsorte“. Bei diesem Konzept geht es um eine Bestandsaufnahme des gegenwärtigen Wissens und der Hypothesen über Erinnerung im historischen Kontext einer Großgruppe, einer

Konfession oder einer Nation beispielsweise. Intendiert ist aber mehr noch die Verankerung, ja, geradezu die Rettung ansonsten entschwindender Gedächtnisinhalte für die Gegenwart: „Fehlt diese Absicht, etwas im Gedächtnis festzuhalten, so werden aus Orten des Gedächtnisses Orte der Geschichte.“⁵³ Diesen ermangele es jedoch an einer selbstverständlichen Identitätsbeziehung, sie seien der lebendigen Gedächtnisgemeinschaft entrissen.

Das Problem des Gedächtnisorte-Konzeptes liegt in seiner komplizierten Handhabbarkeit begründet, da die Menge der Betrachtungsgegenstände „kaum überschaubar“ ist.⁵⁴ Als Gedächtnisort kann jede Gedenkstätte, jeder Gebäudekomplex, Embleme, Gedenkfeiern, Devisen und Formeln, Rituale, Museen, Wörterbücher, Lexika und Geschichtsbücher, jeder Text, der eine Tradition begründete, jedes Schulbuch, jedes Testament, ein Archiv oder ein Verein, ja, jede Gedenkminute verstanden werden, eben alles, mit dem „bewußte Überlieferungsabsichten verbunden sind“.⁵⁵ In ihrer sinn- und identitätsstiftenden Eigenart ist all diesen Gedächtnisorten eine symbolisch aufgeladene Aussage beigelegt; Kuhlemann erinnert hier beispielsweise an die eindeutig national und protestantisch besetzten Sedanfeiern, mit denen des Sieges über Frankreich und der Gründung des zweiten Deutschen Kaiserreiches gedacht wurde.⁵⁶ Gerade im 19. Jahrhundert, in der Verbindung von Nation und Konfession, erlebte die protestantische Erinnerungskultur ihren Höhepunkt. Man denke in diesem Zusammenhang etwa an die Baukonjunktur von „Gedächtniskirchen“, die, wie alle Kirchen, „das Gedächtnis der großen Heilsthaten Gottes in uns lebendig erhalten“ sollten, die an die „große Geistes that der Reformation“, aber auch an die „Segenströme“

erinnern sollten, „die unserm Lande zugeflossen sind durch das ruhmreiche Geschlecht der Hohenzollern, ganz besonders unter unseren drei Kaisern“.⁵⁷ Die oben genannten speziellen Träger, aber auch Multiplikatoren des kulturellen Gedächtnisses waren in diesem Falle eben auch die protestantischen Pfarrer und Theologen, die für die beinahe symbiotische Verbindung von nationaler Politik und religiöser Heilserwartung sorgten. Dass es bei der nationalstaatlichen Übernahme religiöser Deutungskultur auch zu einer autoritär-staatlichen Instrumentalisierung der Religion kam, führte nicht nur zu unterschiedlichen historiographischen Interpretationen, die von „Dechristianierung“ bis „Rechristianisierung“ in jener Epoche reichen.⁵⁸ Es erklärt auch den nachwirkenden Bruch in der protestantischen Erinnerungskultur, die sich nach 1918 ihrer spezifischen Gedächtnisorte beraubt sah.⁵⁹ Die sich in der zweiten Kriegshälfte allmählich durchsetzende, wenngleich nicht mehrheitsfähige theologische Rückbesinnung auf die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu, auf Nächstenliebe und Frieden sowie auf die reformatorische Botschaft von der Rechtfertigung des Sünders ließ die Verschmelzung von Christentum und Nation kritisch hinterfragen – und eben auch aktuelle Gedächtnisobjekte, wie Martin Luther eines war, der „alles das nicht war, was man gegenwärtig aus ihm machen wollte, sondern Theologe“.⁶⁰

Das Ringen um eine Deutungsmacht, in deren Zentrum letztlich auch die „reformatorische Entdeckung“ Luthers steht, begegnet uns noch in der Gegenwart am Beispiel eines der unumstritten augenfälligsten protestantischen Gedächtnisorte, nämlich dem „Lutherhaus“ in Wittenberg.⁶¹ Allein die Schwierigkeiten der Namensgebung bis zu der im Jahre 2002 abgeschlosse-

nen Sanierung⁶² des langjährigen Wohn- und Arbeitshauses des Reformators, das bei seiner 1883 eröffneten Nutzung als Museum „Reformations-Halle“ genannt werden sollte, vom preußischen Kronprinzen und späterem 100-Tage-Kaiser Friedrich bei seiner Einweihung jedoch kurzerhand „Lutherhalle“ getauft wurde und nunmehr „Lutherhaus“ heißt, symbolisieren verschiedene motivierte und begründbare Adaptions- und Erinnerungsoptionen. Über mehr als 450 Jahre lang haben sich unterschiedliche Aneignungs- und Deutungsversuche auch architektonisch auf die Ausstattung und damit auf die Repräsentation der bereits 1655 als „Museum Lutheri“ bezeichnete Lutherstube und ihre angrenzenden Räume niedergeschlagen. Fraglich war, an welche Epoche man denn nun erinnere und welche zukünftige Nutzung und Erinnerung man vor Augen habe, wenn eine Restaurierung des Gebäudekomplexes ansteht und man sich beinahe archäologisch, Schicht für Schicht durch verschiedene Übermalungen und Stilrichtungen, Geschichtsverständnisse und Erinnerungskulturen arbeiten kann.

6. Anknüpfungspunkte zur Gedächtnisgeschichte

Die vorgestellten Konzepte von Gedächtnisorten und Erinnerungskultur, individuellem und kollektivem Gedächtnis sowie die biographische Annäherung daran gehen nicht ineinander auf. Der wissenschaftliche Diskurs über Erinnerung verfährt vielmehr selektiv, indem er vermeintlich stützende Argumentationen zu integrieren versucht.⁶³ Er gründet jedoch in einem theoretischen Verständnis von Geschichte, das zumindest von folgenden gemeinsamen Determinanten bestimmt ist: Die Erinnerung des Einzelnen, wie auch die einer Gruppe oder einer ganzen Gesellschaft wird als Selbstkonzept, als Argumentation und Reflexionspunkt zur

Erfindung und Stützung von Tradition verstanden. Dabei muss sich Erinnerung ihrer eigenen „Produktionsgeschichte“ bewusst bleiben, wenn sie Kontinuität und Deutungsmacht erlangen will. In dieser Bindung an die Gegenwart weist sie über die Vergangenheit hinaus und kann „zu einem aktiven Element individueller Sinngebungen“ werden.⁶⁴ Im Zuge dieser Personalisierung, als zweiter Determinante, gerät die lebensgeschichtliche Erinnerung, die die Konstruktionsprinzipien der Vergangenheit beinhaltet, in das Blickfeld des Historikers. Er hat aber nicht nur die zugrunde liegenden Deutungsmuster zu entdecken, sondern muss auch seine eigenen lebensgeschichtlichen Entwürfe reflektieren, da sie sein erkenntnisleitendes Interesse, seine Hypothesen und seine Geschichtserzählung strukturieren. Die kommunikative Praxis, die, als dritte Determinante, im Zuge sozial vermittelter Erinnerungsbildung zwischen Mitmenschen (als Sozialgenossen) und Mitlebenden (als Zeitgenossen resp. Zeitzegen) bestehen muss, verdeutlicht schließlich die Dynamik der Erinnerung auf dem mitwandernden Zeithorizont. – Obwohl auf einem anderen, nicht-diskursiven Geschichtsverständnis beruhend, knüpft hieran meist die grundlegende Kritik an der Gedächtnisgeschichte an, deren Erkenntnisse man nicht jene Validität und Authentizität von schriftlichem Quellenmaterial zubilligt.⁶⁵ Die verbreitete Dichotomie von Gedächtnis und Geschichte sei aber zumindest für die Zeitgeschichte unpassend, wie Lutz Niethammer betont.⁶⁶ Denn die Historiker der klassischen Moderne seit dem 19. Jahrhundert traten ja gerade aus den Traditionen heraus und versuchten deren Wahrheitsanspruch in Frage zu stellen. Sie verorteten die Gültigkeit bestimmter Wahrheiten in früheren Zeiten und relativierten somit die Akzeptanz der

Tradition in der Gegenwart. Historische Forschung stellt insofern stets selbst einen Erinnerungsprozess dar, dessen Ergebnisse immer nur ein debattierbarer Versuch seien, aus gelegentlichen und zufälligen Überlieferungsspuren „plausible Vorstellungen über die Vergangenheit zu rekonstruieren“.⁶⁷ In dieser Zurücknahme bestehen die Anknüpfungspunkte zur Gedächtnisgeschichte.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Hans Günther Hockerts: Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Historisches Jahrbuch 113/1993, 110-115, 115; vgl. zur Zäsur der 1990er Jahre jetzt auch: Hans-Peter Schwarz: Die neueste Zeitgeschichte, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1/2003, 5-28.

² Vgl. auch zum Kontext dieses Beitrags: Kurt Nowak: Die Konstruktion Vergangenheit. Zur Verantwortung von Theologie und Kirche für den Gedächtnisort ‚1989‘, in: ders.: Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984-2001, hg. v. Jochen-Christoph Kaiser, Stuttgart 2002, 418-432.

³ Vgl. insb. zu verschiedenen Konzeptionen des Erinnerungsbegriffs: Katja Patzel-Mattern: Geschichte im Zeichen der Erinnerung. Subjektivität und kulturwissenschaftliche Theoriebildung, Stuttgart 2002, 71-242.

⁴ Vgl. Katharina Kunter: Die Kirchen – Europa – die Ökumene, in: Claudia Lepp/Kurt Nowak (Hg.): Evangelische Kirche im geteilten Deutschland (1945-1989/90), Göttingen 2001, 274.

⁵ Vgl. Helmut Scheuer: Biographie. Studien zur Funktion und zum Wandel einer literarischen Gattung vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Stuttgart 1979.

⁶ Vgl. Hedwig Röckelein (Hg.): Biographie als Geschichte, Tübingen 1993.

⁷ Vgl. Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992.

⁸ Rudolf Vierhaus: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung, in: Hartmut Lehmann (Hg.): Wege zu einer neuen Kulturgeschichte, Göttingen 1995, 9.

⁹ Clemens Wischermann: Wettstreit um Gedächtnis und Erinnerung in der Region, in: Westfälische Forschungen 51/2001, 1-18, 1.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. Frank-Michael Kuhlemann: Die neue Kulturgeschichte und die kirchlichen Archive, in: Aus evangelischen Archiven 40/2000, 7-29.

¹² Ebd., 25-27.

¹³ Vgl. Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt/M. 1985.

¹⁴ Katja Patzel-Mattern: Erinnerung verbindet uns, Erinnerung trennt uns. Zur Bedeutung lebensgeschichtlicher Erinnerung für die historische Forschung, in: Westfälische Forschungen 51/2001, 31.

¹⁵ Vgl. Karl Gabriel (Hg.): Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biographie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität, Gütersloh 1995.

¹⁶ Vgl. Patzel-Mattern: Erinnerung verbindet uns, Erinnerung trennt uns, a.a.O., 30.

¹⁷ Vgl. Harald Welzer: Das soziale Gedächtnis, in: ders. (Hg.): Das soziale Gedächtnis, Hamburg 2001, 11.

¹⁸ Vgl. Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis, Frankfurt/M. 1985.

¹⁹ Vgl. Wischermann: Wettstreit um Gedächtnis und Erinnerung, a.a.O., 2.

²⁰ Vgl. auch zum Folgenden Assmann: Das kulturelle Gedächtnis, a.a.O.

²¹ Vgl. dazu insbesondere auch die anschaulichen Beispiele in: Harald Welzer: „Das kommunikative Gedächtnis“. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002.

²² Vgl. auch Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: ders./Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/M. 1988, 10f.

²³ Welzer: Das soziale Gedächtnis, a.a.O., 12.

²⁴ Ebd., 16.

²⁵ Patzel-Mattern, Erinnerung verbindet uns, Erinnerung trennt uns, a.a.O., 34.

²⁶ Vgl. Wolfgang Hartwig: Fiktive Zeitgeschichte? Literarische Erzählung, Geschichtswissenschaft und Erinnerungskultur in Deutschland, in: Konrad H. Jarausch/Martin Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt, Frankfurt/M. 2002, 119.

²⁷ Konrad H. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?, in: ders./Sabrow: Verletztes Gedächtnis, a.a.O., 9-37, 21.

²⁸ So z.B. Christoph Kleßmann, während der Tagung „Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Historische Kontroversen und politische Kultur nach 1945“; vgl. den Tagungsbericht von Albrecht Wiesener vom 16.8.2002 in H-Soz-u-Kult: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-70>.

²⁹ Vgl. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung, a.a.O., 10.

³⁰ Dazu: Ulrich Raulff: Inter lineas oder Geschriebens Leben, in: ders.: Der unsichtbare Augenblick. Zeitkonzepte in der Geschichte, Göttingen 1999, 118-142.

³¹ „Der Herr Erzbischof hätte es nicht nötig gehabt, nach seinem Tod durch Wunder zu glänzen, wenn er vor seinem Tod ein vollkommeneres Leben geführt hätte“, so hieß es in der die Heiligsprechung von

Erzbischof Engelbert († 1225) vorbereitenden Schrift: Caesarius von Heisterbach: Leben, Leiden und Wunder des heiligen Erzbischofs Engelbert von Köln, hg. von Karl Langosch, Münster 1955, 102.

³² Vgl. Wilhelm Ribhegge: Die Grafen von der Mark und die Geschichte der Stadt Hamm im Mittelalter, Münster 2002, 70.

³³ Vgl. Gertraud Grünzinger: Bericht über das Forschungsvorhaben „Evangelische Märtyrer/Glaubenszeugen des 20. Jahrhunderts, in: Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Kirchliche Zeitgeschichte. Mitteilungen 20/2002, 43-48; vgl. die kritischen Anmerkungen Ursula Büttners: Opfer politischer Verfolgung als „Märtyrer“? Einleitende Bemerkungen aus der Sicht einer Historikerin, in: ebd., 54.

³⁴ So wird Christoph Strohm zitiert, in: Grünzinger, a.a.O., 45.

³⁵ Ulrike Gleixner: Pietismus und Bürgertum. Eine historische Anthropologie der Frömmigkeit, Württemberg 17.-19. Jahrhundert, Göttingen 2005.

³⁶ Vgl. Ulrike Gleixner: Wie fromme Helden entstehen. Biographie, Traditionsbildung und Geschichtsschreibung, in: WerkstattGeschichte 30/2001, 38-49.

³⁷ Ebd., 49.

³⁸ Vgl. Martin Greschat: Die Biographie in der Kirchengeschichte, in: Revue d'Allemagne et des Pays de langue allemande 4/2001, 385-394.

³⁹ Ebd., 386.

⁴⁰ Ebd., 388.

⁴¹ Ebd., 389.

⁴² Jaques LeGoff: Wie schreibt man eine Biographie?, in: Fernand Braudel u.a.: Der Historiker als Menschenfresser. Über den Beruf des Geschichtsschreibers, Berlin 1990, 103-112, 106.

⁴³ Martin Greschat: Gestalten der Kirchengeschichte V, Stuttgart 1981, 10.

⁴⁴ Vgl. Greschat: Die Biographie in der Kirchengeschichte, a.a.O., 394.

⁴⁵ Vgl. zu den Spannungen zwischen Theologie und Geschichte den wieder abgedruckten wissenschaftsgeschichtlichen Aufsatz von Kurt Nowak: Wie theologisch ist die Kirchengeschichte? Über die Verbindung und die Differenz von Kirchengeschichtsschreibung und Theologie, in: ders.: Kirchliche Zeitgeschichte interdisziplinär. Beiträge 1984-2001, Stuttgart 2002, 464-473.

⁴⁶ Vgl. Michael Corsten: Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität, in: BIOS 7/1994, 201.

⁴⁷ Raulff: Inter lineas, a.a.O., 140.

⁴⁸ Armin Nassehi: Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht, in: BIOS 7/1994, 47.

⁴⁹ Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung, a.a.O., 35.

⁵⁰ Das Vorherige nach: Patzel-Mattern: Erinnerung verbindet uns, Erinnerung trennt uns, a.a.O., 36.

⁵¹ Vgl. Jaraus: Zeitgeschichte und Erinnerung, a.a.O., 12.

⁵² Wischermann: Wettstreit um Gedächtnis und Erinnerung, a.a.O., 1.

⁵³ Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, 27.

⁵⁴ Etienne François/Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Band 1, München 2001, 18.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Vgl. Kuhlemann: Die neue Kulturgeschichte, a.a.O., 25; vgl. für eine differenziertere Betrachtung politisch-kulturellen Verhaltens beider christlichen Konfessionen jetzt auch Frank Becker: Umkämpfte Erinnerung? Sedantage in Münster und Minden (1870-1895), in: Westfälische Forschungen 51/2001, 211-233.

⁵⁷ So antwortete Superintendent König auf die Frage nach dem Namen „Gedächtniskirche“, in: Die Gedächtniskirche in Witten. Zur Erinnerung an die Einweihung am 13. Dezember 1892, Witten 1893, 20.

⁵⁸ Vgl. Gangolf Hübinger: Sakralisierung der Nation und Formen des Nationalismus im deutschen Protestantismus, in: Gerd Krumeich/Hartmut Lehmann (Hg.): „Gott mit uns“. Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, 233-247. Vgl. ebd., 1-6, auch die Einführung der Herausgeber.

⁵⁹ Vgl. zu protestantischer Erinnerungskultur und Erinnerungsorten speziell im 20. Jahrhundert den Tagungsbericht des Vf. vom 9.5.2003 auf H-Soz-u-Kult: <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-218>.

⁶⁰ Martin Greschat: Begleitung und Deutung der beiden Weltkriege durch evangelische Theologen, in: Bruno Thoß/Hans-Erich Volkmann (Hg.): Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, Paderborn 2002, 506.

⁶¹ Vgl. Stefan Laube/Karl-Heinz Fix (Hg.): Lutherinszenierung und Reformationserinnerung, Leipzig 2002; vgl. auch Andreas Kuhn/Gabriele Stüber: Jede Zeit hat ihr eigenes Lutherbild, in: Unsere Kirche, Nr. 44, 27.10.2002, 15.

⁶² Vgl. Karsten Wiedener: Aus der Lutherhalle wurde das Lutherhaus, in: epd-Wochenspiegel 43/2002, 18.

⁶³ Vgl. zu den Versuchen einer Ordnung der Begriffe noch einmal: Patzel-Mattern: Geschichte im Zeichen der Erinnerung, a.a.O., 243.

⁶⁴ Ebd., 246, 263ff.

⁶⁵ Vgl. z.B. Gerhard Besier: Psychophysiologie und Oral History als Faktoren der Sozietät. Anmerkungen zur Akkuratessse von Erinnerungen, in: Kirchliche Zeitgeschichte (KZG) 1/1994, 102-116.

⁶⁶ Lutz Niethammer: Gedächtnis und Geschichte. Erinnernde Historie und die Macht des kollektiven Gedächtnisses, in: WerkstattGeschichte 30/2001, 32-37, 33.

⁶⁷ Ebd.

Hans Ehrenberg (1883-1958) als Namenspatron einer Schule

Name, Schulform und Standort sorgen für die Identifizierbarkeit, ja, für die Identität einer Lehranstalt. Man kann da kaum dran vorbei. Und man ist gezwungen, sich damit auseinanderzusetzen, egal, ob Sie in der Pestalozzischule oder der Marienschule, am Ceciliengymnasium oder am Bavink unterrichten. Der Name scheint Programm zu sein – auch oder selbst dann, wenn die „Taufe“ einer anderen Zeit oder einer anderen Geisteshaltung entsprang. Man steht in einer Traditionslinie, und wird als Angehörige einer solchen Schule selbst damit identifiziert, muss zumindest in gewisser Weise auskunftsfähig sein. Denn ein Name ist ein Präjudiz, wurde – zumindest von den zeitgenössischen Namensgebern – als Leitmotiv verstanden. Ein Patrozinium, ein Name, ist insofern eine stete Herausforderung. Man trägt nicht immer leicht daran. Man muss ihn, andererseits, aber auch nicht nur passivisch erdulden, sondern kann ihn immer wieder neu zu Leben erwecken. Man kann sich – zu jeder Gegenwart, in jeder politischen oder schulischen Situation –, dazu positionieren, und dies, im besten Falle, kontrovers. Der Name, die Biographie und das Wirken des Patrons stellen dadurch ein gleichermaßen veränderliches wie kontinuierliches Referenzmodell für die Schule und ihre wechselnden Angehörigen dar. Die Schulzeit als prägende Lebensphase insbesondere für die Schülerinnen und Schüler schafft hierbei eine Verbindung über viele Generationen hinweg, eine verlässliche biographische Stütze und Ausgangsbasis für das weitere Leben, in dem man das historisch tief gestaffelte Orientierungswissen, das man über die differenzierte Beschäftigung mit seiner schulischen Umwelt – gleichsam im ge-

schützten Lernraum – erworben hat, anwendet und ausbaut.

Man kann sich Hans Ehrenberg aus schulischer Perspektive auf verschiedenen Wegen, unter verschiedenen Fragestellungen, nähern. Man kann 1. die Namenspatenschaft der Schule 1963 zum Ausgangspunkt machen, man kann 2. fragen, Hans Wer? und sich mit dem Lebensweg von Hans Ehrenberg vertraut machen, 3. kann man versuchen, Positionen Ehrenbergs herauszuarbeiten – Positionen mit Blick auf die Philosophie, auf die Politik, auf die Kirche und die Theologie, auf die Bildung. Man kann 4. interreligiöse Dialogformen kennenlernen, konkret den christlich-jüdischen Dialog oder die Ökumene, aber auch ganz allgemein den Dialog als Beziehungsform zwischen Individuen und Gruppen. Man kann sich 5. mit den existenziellen und sozialen Oberthemen „Inklusion und Ausgrenzung“, „Solidarität“, „Anpassung und Widerstand“ beschäftigen. Man kann 6. Ehrenberg als Schulprogramm problematisieren. Und man kann, um meine nähere Profession einzubringen, 7. die Archivpädagogik kennenlernen, die Bildungspartnerschaft von Archiv und Schule. – Das alles hat mehr oder weniger historische Konnotationen, dessen bin ich mir bewusst. Aber ich verstehe die Zugänge auch überzeitlich und interdisziplinär. Ich werde diese Perspektiven erwähnen, wenn ich den Lebensweg Hans Ehrenbergs nachzeichne. Hans Ehrenberg ist am 4. Juni 1883 in der selbständigen Stadt Altona bei Hamburg geboren worden und dort auch aufgewachsen. Er war Jude. Ehrenberg war etwa sechs Jahre jünger als Adenauer und sechs Jahre älter als Hitler. Bekannte Jahrgangsgenossen waren Karl Jaspers, Walter Gropius, Franz Kafka, Friedrich Flick, Benito Mussolini, Joachim Ringelnatz und Käthe Kruse.

Ehrenbergs Vater war von Beruf Bankkaufmann, sogar Prokurist bei der Dresdner Bank. Seine Mutter entstammte einer Fabrikantenfamilie in Prag. Beide Elternteile gehörten dem sog. liberalen Judentum an. Sie waren im jüdischen Glauben erzogen worden, gaben ihren drei Söhnen diese Prägung aber nicht weiter. Ehrenberg stellte dazu später fest: „Ich empfang als Kind nur geringes religiöses Erbgut“.¹ Ehrenberg hatte zwei jüngere Brüder, Paul und Viktor. Viktor wurde später ein bekannter Althistoriker an der Deutschen Universität Prag und in London. Aber auch der Großvater als Realschuldirektor an einer ursprünglich reinen Talmud-Schule sowie die zum Protestantismus übergetretenen Onkel Ehrenbergs waren Akademiker, letztere ordentliche Universitätsprofessoren. Hans Ehrenberg besuchte das altsprachliche Gymnasium Christianeum in Altona bis zum Abitur 1902. Er nahm dort einige Jahre lang am christlichen Religionsunterricht teil. Später erhielten die Brüder privaten jüdischen Religionsunterricht. Ehrenberg besaß in der Schulzeit eine mathematische Begabung und interessierte sich für Geschichte und Deutsch. „Besondere Talente fehlten mir aber“, sagte er rückblickend. Für sein Leben bestimmend wurde allerdings – als Erbschaft seiner Mutter – eine „starke geistige Leidenschaft“.² Ehrenberg bezog 1902 die Universität, im selben Jahr, als sein mittlerweile pensionierter Vater mit der Familie nach Kassel verzog. Dieser Schritt ist insofern von Bedeutung, als dort in Kassel befreundete Verwandte wohnten, nämlich die Familie Rosenzweig. Hans Ehrenberg freundete sich besonders mit seinem drei Jahre jüngeren Cousin Franz Rosenzweig (1886-1929) an. Sie lesen und diskutieren gemeinsam die herausragenden Werke der Literatur und Philosophie, unternehmen gemeinsame Bildungsreisen.

Über Verwandtschaft verfügte Ehrenberg auch in seiner ersten Universitätsstadt Göttingen. Dort lehrte sein Onkel Victor Rechtswissenschaften. Hans Ehrenberg ließ sich als Jurastudent im selben Fach einschreiben, wandte sich aber zunehmend den Staatswissenschaften und speziell der Nationalökonomie zu. Nach weiteren Semestern in Heidelberg und München legte er 1906 dort eine erste Dissertation zum Thema „Eisenhüttentechnik und der deutsche Hüttenarbeiter“ vor. Diese Arbeit war ungewöhnlich, Ehrenberg hatte dafür im Hüttenwerk des Hörder Vereins in Dortmund empirische Forschungen zum Arbeitsprozess der Hüttenarbeiter betreiben können. Es ist die erste soziologische Studie über die technischen und sozialen Bedingungen der Arbeit von Hüttenarbeitern. Seit dieser Zeit ließ Ehrenberg das Schicksal der abhängig beschäftigten Proletarier, insbesondere im westfälischen Teil des Ruhrgebiets, nicht mehr los.

Als selbstverständliche vaterländische Pflicht erachtete er seinen sich anschließenden Militärdienst als Einjährig-Freiwilliger. Anschließend bezog Ehrenberg erneut die Universität Heidelberg, widmete sich vor allem philosophischen und religionsphilosophischen Studien und entwickelte sich zu einem exzellenten Kenner der deutschen Aufklärung und des deutschen Idealismus, d.h. u.a. von Kant, Hegel und Fichte. In den Heidelberger Jahren kommt Ehrenberg mit Ernst Bloch und Georg Lukács zusammen, setzte sich selbst intensiv mit den Schriften von Karl Marx auseinander, verkehrt im Kreis um Max Weber und in der „russischen Kolonie“. Bereits seit den Unruhen 1861 waren viele studentische Flüchtlinge nach Heidelberg gekommen, nachdem die zaristischen Behörden die Petersburger Universität zeitweise geschlossen hatten. Die deutschen Universi-

täten waren, sofern es sich nicht um preußische handelte, weitaus liberaler als die russischen. Eine diskriminierende Quote für jüdische Studenten gab es hier auch nicht. Heidelberg galt als ein „Mekka der russischen Wissenschaft“ und war ein wichtiger Umschlagplatz für anti-zaristische, revolutionäre Literatur. Das alles galt vor allem für die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg, während Ehrenbergs zweitem Studium. Trotz des anregenden Milieus resümiert er: „Das Facit meines Lebens war etwa im 25. Lebensjahr durchaus negativ.“³ Das lag am Wandel seiner Interessen. An dem prägenden Philosophen dieser Zeit, an Friedrich Nietzsche, arbeitete sich Ehrenberg ebenso ab wie am Kulturliberalismus. Es zeigte sich bei ihm geradezu eine „Abneigung gegen jede Art von Liberalismus“.⁴ Schließlich trat die Religion zunehmend an die Stelle der Philosophie. „Mitten in den Stürmen meiner Entwicklung“, wie Ehrenberg schreibt, entschloss er sich damals, im Alter von 26 Jahren, zur Taufe. Sein Vetter Franz Rosenzweig, der vor seinem frühen Tod zu einem wichtigen jüdischen Religionsphilosophen wurde, bestärkte Ehrenberg in diesem Schritt zur evangelischen Kirche. Rosenzweig schreibt: „Wir sind in allen Dingen Christen. Wir leben in einem christlichen Staat, wir gehen in christliche Schulen, lehren christliche Bücher, kurzum: unsere ganze ‚Kultur‘ ist ganz und gar auf christlicher Grundlage.“⁵ Deshalb sei es ein leichter Entschluss, das Christentum anzunehmen. Das Judentum könne man hingegen im damaligen Deutschland nicht annehmen, so Rosenzweig weiter, das müsse einem „anbeschnitten“ sein.

Im Jahr seiner Taufe 1909 beendete Hans Ehrenberg sein Philosophiestudium, und zwar mit einer zweiten Dissertation über „Kants mathematische Grundsätze

der reinen Naturwissenschaft“. Zur Habilitation aufgefordert, legte Ehrenberg binnen Jahresfrist seine Habilitationsschrift vor, die den Titel trägt „Kritik der Psychologie als Wissenschaft. Forschungen nach den systematischen Prinzipien der Erkenntnislehre Kants“. Ehrenberg stand nunmehr, mit 27 Jahren, nach zwei absolvierten Studiengängen als Privatdozent vor einer hoffnungsvollen Universitätskarriere. Mittlerweile war er evangelischer Christ, denn er hatte sich Ende 1909 in Berlin taufen lassen. 1913 heiratete er die Lehrerin Else Zimmermann (1890-1970). Dann kam der Erste Weltkrieg, den Ehrenberg als legitimen Verteidigungskrieg erachtete. Er nahm an ihm vom ersten bis zum letzten Tag teil, zunächst als Leutnant an der Front und Kompanieführer, später als Ausbilder für Artillerie in Brandenburg. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg und den Untergang des Kaiserreichs empfand Ehrenberg als „Unglück unseres Volkes“. Für ihn ergab sich daraus aber auch ein „Neuaufbruch“, den er als „christlich-völklich“ bezeichnete und der ihn sehr schnell ins evangelische Gemeindeleben hineinbrachte. Sein Sehnen war, dass Kirche und Arbeiterschaft sich versöhnten; „reichlich schwärmerisch“, wie er selbst eingestand, aber bestimmend für ihn.

Nach dem Krieg veränderte sich Ehrenbergs Sicht auf ihn; er betrachtete ihn an Unrecht und Verbrechen und sprach von deutscher Schuld. Ehrenberg ist im Krieg politischer Publizist geworden. Und er wurde Sozialist, schloss sich 1918, noch vor der Novemberrevolution, der SPD an, war Mitglied eines Arbeiter- und Soldatenrates und sogar anderthalb Jahre SPD-Stadtverordneter in Heidelberg. Er tat dies aus „Volksliebe“, wie er es nannte, und begann um 1919/20 zu wissen, dass er Pfarrer werden wollte. Dies zu einem Zeitpunkt, als man

den habilitierten Doppeldoktor in Heidelberg bereits zum Professor gemacht hatte: er war Inhaber einer außerordentlichen Professur für Philosophie in Heidelberg. „Dreierlei Inneres“ bestimmte ihn jedoch allein: „das Wort Gottes (die Predigt), der Dienst am Nächsten, Praxis statt Theorie! Heraus aus der liberalen Lebensform!“, so sein Credo.⁶ Das Erlebnis des Ersten Weltkrieges hatte Ehrenberg aber endgültig dazu gebracht, den alten deutschen Idealismus als überwundene und für die moderne Zeit unfruchtbare Philosophie zu erkennen. Die Welt des 19. Jahrhunderts war für Ehrenberg – und andere wache Zeitgenossen – endgültig zusammengebrochen.

Anschließend entschied er sich aber für ein neues Berufsfeld. Er wollte nun evangelischer Pfarrer werden. Über seine schwierige Entscheidungsfindung in den Jahren 1910 bis 1920 für die Theologie schreibt er: „Über den Primat des Glaubens über das Denken war ich früh klar, aber zwischen einer geistig erkannten Klarheit und einem wirklich gelebten Leben kann eine unendliche Wegstrecke liegen.“ Die Jahre 1914 bis 1919 bedeuteten für ihn eine „Durchrüttelung des ganzen Menschen“, die ihn zur Entscheidung für den neuen Weg brachte.⁷

Ehrenberg studierte Evangelische Theologie und verstand sich in dieser Phase als „Religiöser Sozialist“. Christentum und Sozialismus, Kirche und Proletariat, Kirche und Arbeitswelt – das waren die Themen und Probleme, die ihn über Jahre in Theorie und Praxis bewegten. Anfang der 1920er Jahre standen Reflexionen über das Verhältnis von Theologie und Politik im Vordergrund seiner zahlreichen Arbeiten. Ehrenberg beobachtete sehr genau die Vorgänge im bolschewisti-

schen Russland. Vor allem das Schicksal des östlichen Christentums hat ihn sehr bewegt. Überhaupt zeigte er ein ausgeprägtes ökumenisches Interesse, so dass man ihn zu den Vätern der modernen ökumenischen Bewegung zählen kann. Später war er Teilnehmer an der Weltkirchenkonferenz in Stockholm, an der rund 600 Teilnehmer aus etwa 37 Ländern und Vertreter fast aller Konfessionen teilnahmen – ausgenommen jedoch die römisch-katholische Kirche.

Ehrenberg Wirken für die Sozialdemokratie und die Religiösen Sozialisten entfremdete ihn unweigerlich von seiner bürgerlichen Herkunft und seinem bürgerlichen Leben in Heidelberg. Die Universitätskollegen konnten nicht verstehen, wie sich der Professor und bekannte Autor mit „Genosse“ anreden ließ. Ehrenberg zog es wiederum von der reformunwilligen Universität fort. Er verabredete mit dem westfälischen Generalsuperintendenten die formale, verkürzte Absolvierung des Theologiestudiums. Sein 2. Theologisches Examen legte er 1924 in Münster vor der Kirchenbehörde ab. Zeitgleich mit Ehrenberg war auch Martin Niemöller in den westfälischen Kirchendienst eingetreten. Er war nach einer Offizierslaufbahn, dem Kommando über ein U-Boot während des Ersten Weltkriegs und einer anschließenden Landwirtschaftsausbildung zur Theologie gekommen. Martin Niemöller wurde Geschäftsführer der Inneren Mission, also der Diakonie, in Westfalen. Hans Ehrenberg ging hingegen bewusst als Gemeindepfarrer in ein Arbeiterviertel des Ruhrgebiets.

Mitte 1925 wählte man Hans Ehrenberg in eine der Pfarrstellen der Bochumer Altstadt. Der Pfarrbezirk lag beiderseits der Eisenbahnlinie nahe beim alten Bochumer Hauptbahnhof. Dort lebten überwiegend Arbeiter-

familien. Die Reichsbahn, die Post und die Stahlwerke waren ihre Hauptarbeitgeber. Viele kleine Gewerbetreibende, städtische Angestellte und Werksangestellte kamen hinzu. „Kleine Leute“ bestimmten die Struktur seiner Gemeinde. Sehr gering war hingegen der Anteil an Akademikern. Ehrenberg war ein wenig stolz, als er, noch als Hilfsprediger, zum ersten Mal von der Kanzel der Bochumer Christuskirche gepredigt hatte und anschließend beim Ausgang aus der Kirche vernahm: „Gar nicht wie ein Professor!“ Gleichwohl sah er ein: „Trotzdem hat mich hernach der Professor beinahe wie ein Unglück begleitet, und es ist auch sicher zutreffend, dass man mit 40 [Lebens]jahren seinen Sprach- und Ausdrucksstil nicht mehr vollständig umwerfen kann. So ist etwas Akademisches an mir hängengeblieben, nicht in meinem Herzen, nicht in meinem Glauben, aber in meiner geistigen Artung.“⁸ Ein Ausdruck dieses akademischen Charakters war übrigens zeitlebens die Neigung, Abhandlungen zu verfassen und zu veröffentlichen, nicht nur Bücher, Aufsätze und Artikel, sondern gern auch Denkschriften. Mitte der 1920er Jahre entstanden beispielsweise mehrere kleine Schriften zu Themen wie „Kirche und Sozialdemokratie“ oder „Der Mann ohne Arbeit“. Aber in Bochum wurde Ehrenberg ein Gemeindepfarrer, ohne Arroganz und Allüren. Er arbeitete sich in seine beruflichen Felder ein, also in Predigt, Unterricht, Seelsorge und praktische Diakonie. Er baute im Laufe der Jahre eine Jugend-, Frauen- und Männerarbeit auf, die sich in zweierlei Hinsicht auszeichneten: strenge theologisch-kirchliche Arbeit und Arbeit über aktuelle Fragen aus Politik, Wirtschaft und Kultur. Dass sich Ehrenberg als Theologe an der Bibel und an den lutherischen Bekenntnisschriften orientierte, das verlieh ihm die Freiheit, sich in offener Weise

den existenziellen und sozialen Problemen seiner Zeitgenossen zu stellen. Seine Modernität und eine kirchlich gebundene Lehre sowie eigene Kirchlichkeit waren insofern kein Widerspruch.

Für Hans Ehrenberg war die Methode, mit allen über alles zu diskutieren, der Dialog. In dieser Form geistiger Kommunikation war er ein Meister. In seiner Zeit als Bochumer Pfarrer bildeten sich um ihn mehrere Gesprächskreise: Im „Pfarrer-Lehrer-Gesprächskreis“ ging es um die Begründung und Praxis eines Religionsunterrichts unter den Bedingungen einer säkularen Industriegesellschaft. Man traf sich in der Ehrenbergschen Wohnung oder im Gemeindehaus. Auch die Lehrerin von Ehrenbergs Sohn Andreas gehörte dem Gesprächs- bzw. Studienkreis an. Sie stellte in ihrer Volksschulklasse einmal die Frage, wessen Vater denn arbeitslos sei. Neben anderen Kindern meldete sich auch Andreas. Sie wandte sich an Andreas und sagte ihm, dass das aber nicht stimme. „Dein Vater ist nicht arbeitslos!“ – Entrüstet antwortete Andreas: „Mein Vater ist doch arbeitslos. Entweder besucht er die Leute oder er spielt den ganzen Tag an der Schreibmaschine!“

Anders als im Pfarrer-Lehrer-Gesprächskreis ging es im „apologetischen Gesprächskreis“ um die Auseinandersetzung mit Atheismus, Freidenkertum, moderner Literatur, Philosophie und Psychologie. Kurzum: Es ging um kirchliches Reden mit Niveau, das in dem Andersdenkenden den Partner sieht und nicht nur das Missionsobjekt.

Ehrenberg hielt aber auch öffentliche Vorträge. Bald nach seinem Amtsantritt als Pfarrer im 6. Bezirk der Evangelischen Kirchengemeinde Bochum-Altstadt eskalierten die in der Bochumer Gegend bereits latent

vorhandenen Ablehnungen Ehrenbergs als Jude, Theologe und politisch Engagierter. Ehrenberg hatte nämlich in Hattingen im März 1927 zwei Vorträge gehalten mit dem Titel „Kirche und Antisemitismus“. Hierauf entwickelte sich eine Kampagne völkisch-nationaler und nationalsozialistischer Kreise gegen Ehrenberg mit Leserbriefen und sogar Denunziationen bei der damals in Münster angesiedelten Kirchenleitung. Diese hielt die Ausführungen Ehrenbergs für zulässig, was Ende 1928 zu folgendem Beschwerdebrief führte, der den damaligen Zeitgeist recht gut spiegelt: „500 evangelische Nationalsozialisten der Stadt Hattingen, die treu zur evangelischen Kirche stehen, haben mit Erschütterung das [Münsteraner] Urteil [...] über die Vorträge des Herrn Pfarrers Prof. Dr. Ehrenberg [...] gelesen. [...] Wir können nicht glauben, dass eine die Oberaufsicht leitende Behörde unserer Kirche es billigt, dass ein rassenbewusster Jude als evangelischer Geistlicher vom rassistischen Standpunkt aus die deutschen evangelischen Christen über den politischen Antisemitismus belehren soll.“⁹

Diese ersten massiven Angriffe auf Ehrenberg von Seiten der NS-Bewegung waren nur ein Vorgeschmack auf die systematischen Attacken, die nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 folgen sollten und vor denen schließlich auch die Kirchenleitung einknickte und 1937 die Entlassung Ehrenbergs aus dem kirchlichen Dienst und aus seinem Bochumer Pfarramt nicht zu verhindern wusste.

Hans Ehrenberg versuchte von Anfang an, jedoch vergeblich, den Christen gegen die beginnende Judenverfolgung auch ein Bekenntnis zu ihrer Herkunft aus dem Judentum abzurufen. Er erkannte früh, dass die Frage der Juden in der christlichen Kirche angesichts des

militanten Antisemitismus im Lande zu einem theologischen und kirchenrechtlichen Hauptproblem werden würde. Bereits im Juli 1933 veröffentlichte er die bereits erwähnten „72 Leitsätze zur judenchristlichen Frage“. Er verurteilt darin jede Beeinträchtigung der kirchenrechtlichen Stellung der Christen jüdischer Herkunft scharf. Sein pointierter Satz „Halbe Christen gibt es nicht“ stammt aus dieser Thesenreihe, die er im Kontakt mit anderen Theologen mehrfach überarbeitete. Unter anderem formuliert Ehrenberg in seinen Leitsätzen: „Die Entscheidung in der judenchristlichen Frage lautet für eine Kirche mit völkischem Willen: entweder Rottenkirche (ohne Judenchristen) oder wahre Kirche (Heiden- und Judenchristen, beide aus der Kindschaft Abrahams). [...] Die judenchristliche Frage wird im letzten Teil des Kirchenstreites zu seinem Sinnbild und Kern.“ Bereits während der ersten Phase der NS-Verfolgung, als man mit dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. April 1933 erstmals den „Arierparagraphen“ formulierte, da traf die Diskriminierung alle so genannten „Nichtarier“ bis hin zu den Menschen mit nur einem Juden oder einer Jüdin unter den Großeltern. Ausnahmen gab es anfangs auf Betreiben der konservativen Verbündeten der Nationalsozialisten für „Frontkämpfer“ des Ersten Weltkriegs, wie ja auch Hans Ehrenberg einer war. Die Konfession spielte hingegen keine Rolle.

Ehrenbergs Lage war also seit Frühjahr 1933 „bescheiden“, wie er es selbst äußerte. Schon damals stand Ehrenberg seine prekäre berufliche Situation deutlich vor Augen, wenngleich er nicht noch dramatischer dachte. Im Juli 1933 schrieb er angesichts der bereits bestehenden NS-Gesetze gegen „Nichtarier“: „Komme ich aus dem Amt, dann gibt es nur Eines für mich, in die letzte

restlose Stille. Ich füge mich darin. Aber dann muss ich wie ein ‚nach innen Verbannter‘ leben, jedoch eben nicht ohne Gemeinschaft. In der Stille würde ich gleichwohl nicht untätig sein. Und ob dann später einmal etwa irgend eine Nebenbeschäftigung hinzukommen würde, daran denkt man dann wohl auch, aber das sei jetzt nicht mit erwogen. Nun mag es wohl sein, dass die Lösung hier langsam geht. In anderen Kirchenprovinzen sind allerdings schon Beurlaubungen und Absetzungen ja genug erfolgt. Hier am Ort mögen allerdings inbezug auf mich selbst die meisten Deutschen Christen Scheu davor haben. Die Gemeinde und gar mein Bezirk werden mich nie verlassen. Aber selbst wenn die Kirche im Kirchenrecht treu bleibt und die in mir und meinesgleichen gestellte Frage, die man immer als pudendum [Scham] behandelt, als Centralfrage im gegenwärtigen Streit herausgestellt hat und sich dann ans Evangelium darin hält, selbst dann hat der Staat durch die Ordnung des Reichsbürgerrechts, wie es jetzt angekündigt ist, einfach mir das volle Reichsbürgerrecht genommen – es ist ja letzthin hierin wohl gleich, dass ich Frontkämpfer bin – und könnte man einer Gemeinde einen, und sei es noch so geliebten – Pastoren zu muten, der nicht das volle Reichsbürgerrecht besäße? Ich will nicht weiter fortfahren. Nur wenn die Kirche es fertig brächte, in diesem Punkt mit ihrem Recht über das Staatsrecht zu siegen, sodass der Inhaber eines kirchl. Amtes ohne weiteres das volle Staatsbürgerrecht besäße, nur dann wäre meines Bleibens, so schwierig es wegen der nie aufhörenden Feindschaft eines Teiles der Gemeinde auch dann wäre.“

Auch in der Kirche sollte der Arierparagraph nach dem Willen der Deutschen Christen Einzug halten. Nach den Kirchenwahlen vom Juli 1933, bei denen die DC eine

Zweidrittelmehrheit erreichten, fand am 6. September die Generalsynode der Evangelischen Kirche der alt-preußischen Union statt. Diese beschloss als erste von den DC gelenkte Teilkirche ein Kirchengesetz betreffend die Rechtsverhältnisse der Geistlichen und Kirchenbeamten. Geistliche und kirchliche Verwaltungsbeamte „nichtarischer Abstammung“ waren danach in den Ruhestand zu versetzen, ebenso solche, die in Mischehen mit einer Person „nichtarischer Abstammung“ lebten. Die „nichtarische Abstammung“ war entsprechend dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums definiert: Es genüge also, wenn „ein Elternteil oder ein Großelternteil“ nicht arisch sei. Am 21. September 1933 schlossen sich evangelische Theologen, Pastoren und kirchliche Amtsträger als Pfarrernotbund gegen die Einführung des Arierparagraphen in der Deutschen Evangelischen Kirche zusammen. Geleitet wurde diese Evangelische Kirche nun von einem Deutschen Christen, von Ludwig Müller, Hitlers bisherigem „Bevollmächtigten für die Angelegenheiten der Evangelischen Kirche“, den die am 27.9.1933 in Wittenberg zusammengetretene Nationalsynode zum neuen Reichsbischof wählte. Aus dem Pfarrernotbund aber entwickelte sich binnen weniger Monate die Bekennende Kirche.

Dass sog. „nichtarische“ Christen bzw. Christen jüdischer Herkunft zwischen allen Stühlen saßen, hatte Hans Ehrenberg frühzeitig erkannt und dieses Problem theologisch und ekklesiologisch zu einer für seine Kirche zu klärenden Lebensfrage zu machen versucht. Ausgangspunkt ist dabei die Erkenntnis, dass die nationalsozialistische Judenpolitik durch eine Einheit der Verfolgung gekennzeichnet war, nicht durch eine Einheit der Verfolgten. Die Abgrenzung der Opfergruppe

erfolgte nach rassistischen Kriterien und nahm auf Unterschiede der religiösen und politischen Überzeugung keine Rücksicht. Die antijüdischen Gesetze und Willkürmaßnahmen trafen gleichermaßen Glaubensjuden, Judenchristen sowie Atheisten jüdischer Herkunft. Selbst die gemeinsame Verfolgungssituation ließ meist keine Solidarität zwischen den verschiedenen Verfolgtengruppen aufkommen (wenngleich Ehrenberg und viele andere aus dem KZ auch anderes berichten). Aber für die Christen waren Judenchristen häufig nur Mitchristen „auf Bewährung“, und die jüdischen Kultusgemeinden betrachteten die Judenchristen als Abtrünnige. Auch die Judenchristen grenzten sich zumeist mit theologischen und sozio-kulturellen Argumenten nachdrücklich vom Judentum ab. In ihren Kreisen wurde die traditionelle theologische Aussage über die Schuld Israels am Tod Jesu und den Übergang der göttlichen Heilzusage auf die Kirche Christi nachdrücklich vertreten.

Die Nationalsozialisten machten trotz dieser Abgrenzungen aber keine Unterschiede. Für sie galt es, alle Juden aus dem deutschen Volk und aus dem deutschen Herrschaftsbereich zu entfernen. Das galt auch und gerade für die Judenchristen, die sich am stärksten der deutschen Mehrheit assimiliert hatten und nach Meinung der Rassenfanatiker durch die Taufe lediglich „getarnt“ hatten. Für die Nationalsozialisten war daher allein die Abstammung, die „Rassenzugehörigkeit“, entscheidend. Diese konnten sie jedoch nur unter Rückgriff auf die Religion der Großeltern bestimmen. Ein Gestapo-Beamter brachte das auf die griffige Formel: „Wenn man einen Hund mit Wasser übergießt, so bleibt er doch ein Hund.“

Zugleich sah er sich nach der NS-Machtübernahme verstärkten persönlichen Angriffen und Denunziationen ausgesetzt. Diese verunsicherten selbst jene Kreise, aus denen die Bekennende Kirche hervorgehen sollte – die sich zwar in Sachen Kirchenordnung und Theologie gegen die von den Nazis protegierten „Deutschen Christen“ stellte, im Übrigen aber weit überwiegend aus derselben deutschnationalen, antijudaistischen und obrigkeitshörigen Klientel stammte, wie die restliche Pfarrerschaft. Auch diesen BK-Kreisen gegenüber meinte Ehrenberg sich erklären zu müssen, wie ein Brief von Ende November 1933 dokumentiert, in dem er seinen Lebenslauf, insbesondere mit Blick auf die Novemberrevolution, darstellt. Darin gibt er an, dass er 1918 „Socialist“ wurde: „Ich war alter Nationalsocialer seit 1904 gewesen, antiliberal eingestellt; daher war für mich der Weg zum Socialismus leicht. Ich bin nie pacifistisch gewesen, in keinem Wort und auch in keinem Gedanken. Ich bin andererseits Gegner der Alldeutschen gewesen, die ich für schlechte Anwälte der Volkskraft gehalten habe und halte. [...] In Summa: ich war Republikaner, aber genau erst, nachdem die Monarchie sich selber aufgegeben hatte, und Socialist, weil ich nicht liberal und auch nicht chauvinistisch sein konnte. [...] Artikel aus den Jahren 1920 bis 23 beweisen, wie streng national-social ich geblieben bin. Vom jetzigen Nationalsocialismus trennen mich politische Ideologie der Rassentheorie und der Kollektivismus, sonst nichts.“¹⁰

Man muss an dieser Stelle vielleicht kurz dazu Folgendes erläutern: Ehrenberg war in seinem Elternhaus national-liberal erzogen worden. Die Nationalliberale Partei war nach der Reichsgründung 1871 für einige Jahre die stärkste Fraktion im Reichstag und durch ihre

Zusammenarbeit mit Reichskanzler Otto von Bismarck gleichsam die Regierungspartei. Sie vertrat die Interessen des national und liberal gesinnten protestantischen Bildungs- und Besitzbürgertums sowie des industriellen Großbürgertums. Etwa zur Zeit von Ehrenbergs Geburt brachten sich die Nationalliberalen endgültig auf einen konservativen Kurs, schwenkten auf eine „bismarcktreue, stramm nationale, etatistische und imperialismusfreundliche“ Politik ein (Wehler). In diesem Fahrwasser entstand einige Jahre später, 1891, auch der „Alldeutsche Verband“, ein Agitations- und Lobbyverband, zu dessen frühen programmatischen Zielen der Imperialismus, der Flottenaufbau, die Förderung des Deutschtums und der Kampf gegen Minderheiten gehörten.

Hans Ehrenberg sprach in seinem Lebenslauf davon, ein „Nationalsozialer“ geworden und gewesen zu sein. Ende des 19. Jahrhunderts gab es, nicht nur in Deutschland, politische Strömungen, die nach einem „Dritten Weg“ zwischen den sich bekämpfenden Richtungen des Nationalismus und des Sozialismus suchten. Beeinflusst von Max Weber, der den Machtstaat nach außen und Sozialreformen nach innen als gegenseitige Bedingungen erachtete, gründete in Deutschland der evangelische Pfarrer Friedrich Naumann im Jahr 1896 den „Nationalsozialen Verein“ als politische Partei. Ein Hauptziel der Partei war es, die Arbeiter durch politische und soziale Reformen an den bestehenden Staat heranzuführen. Dazu gehörte die Forderung nach einer Demokratisierung des politischen Systems und nach einem „sozialen Kaisertum“. Eine wichtige Rolle spielte dabei zudem eine Art gemäßigter Imperialismus. Der Nationalsoziale Verein war aber letztlich, das muss man für das damalige politische Spektrum verstehen, die

erste bürgerliche Partei mit einer sozialliberalen Ausrichtung. Friedrich Naumann wandte sich dem Linksliberalismus zu. „Linksliberale“ oder auch „freisinnige“ oder „fortschrittliche“ Gruppierungen hatten sich bewusst von der Bismarck unterstützenden und als konservativ geltenden Nationalliberalen Partei distanziert. Heutzutage ist Naumann ja noch als Namenspatron für die FDP-nahe Parteistiftung ein Begriff. Die Stiftung wurde im Frühjahr 1958, etwa zu der Zeit, als Hans Ehrenberg verstarb, in der Villa Hammerschmidt gegründet. Die Namensgebung ging dabei auf Bundespräsident Theodor Heuss zurück, dessen Mentor der 1919 verstorbene Friedrich Naumann einst gewesen ist. Als Naumann sich 1903 mit seinem Nationalsozialen Verein der „Freisinnigen Vereinigung“ anschloss, nachdem man zuvor die Reichstagswahl verloren hatte, da war Hans Ehrenberg, wie er ebenfalls im erwähnten Lebenslauf schrieb, diesen Weg „bei Naumanns Wendung zum Freisinn nicht mitgegangen“. Er verstand sich ja hingegen als „alter Nationalsozialer seit 1904“ und betonte damit, weit mehr Anhänger sozialer als liberaler politischer Ideen zu sein. Die Alldeutschen, die Ehrenberg rundweg ablehnte, hatten sich hingegen zur selben Zeit – 1903 – radikalisiert. Sie waren nicht nur in eine offene Opposition gegenüber der Reichsleitung, Kanzler und Kaiser, eingetreten, sie hatten auch den Rassegedanken in ihren Satzungen verankert. Anders als die Nationalsozialen werden die Alldeutschen, die sich 1918 erstmals öffentlich auch zum Antisemitismus bekannten, als direkte ideologische Vorläufer des Nationalsozialismus eingestuft, wenngleich sie mit der NSDAP Konflikte über die bessere Anwaltschaft für die „nationale Idee“ austrugen.

Damit wären wir zurück in der NS-Zeit: Hans Ehrenberg verlor, trotz der Solidarität seiner großen Bekenntnisgemeinde im 6. Bochumer Pfarrbezirk, irgendwann die Unterstützung seiner Landeskirche. Er kam zu dem bitteren Schluss, dass diese „Wehrlosigkeit und Glaubenschwäche“ nicht eingetreten wären, „wenn das Bekenntniswort der Kirche zur Frage des judenchristlichen Amtsträgers schon gelöst worden wäre“. Die Verteidigung der Judenchristen gelang nicht, auch weil die Bekennende Kirche keine verbindliche theologische Aussage über die Stellung dieser Christen in der Kirche und ihrer Situation in der Welt verabschiedete. Bonhoeffers und Ehrenbergs Bekenntnisansätze, so wie die weniger anderer, blieben folgenlos. Auch der berühmten Barmer Theologischen Erklärung von 1934 fehlt ein Satz zur „Judenfrage“.

Hans Ehrenberg beantragte selbst seine Versetzung in den Ruhestand, nachdem er sich zu diesem Schritt gezwungen sah: Die NSDAP übte Druck auf die Kirchenbehörde aus. Da man Ehrenberg aus politischen Gründen nicht schützen konnte, empfahl man ihm den Rücktritt. Er vollzog diesen Schritt Anfang Mai 1937; Mitte des Monats konnte er noch drei Abschiedspredigten vor Tausenden von Menschen halten. Eine Kanzelabkündigung der westfälischen Bekennenden Kirche unter der Leitung von Präses Koch „an die Glieder der Bekennenden Gemeinde Bochum“ zur Entlassung Ehrenbergs drückt die Ohnmacht der Kirche gegenüber dem NS-Staat aus und ist zugleich so etwas wie eine erste Schulderklärung der evangelischen Kirche. Ich zitiere daraus: „Pfarrer Dr. Ehrenberg hat seinem Bezirk seit 12 Jahren mit dem Worte Gottes gedient. Dieser Dienst kam in den letzten Jahren unter immer schwereren Druck. [...] Dieser Kampf war schwer, aber er ist

nicht ungesegnet geblieben. Es ist dem Bezirk in sonderlicher Weise geschenkt worden, Bekennende Kirche zu sein. Der Sinn dieses Ringens war ja nicht, dem Pfarrer seine Stelle zu erhalten, sondern es galt das Taufsakrament und die Berufung zum Amt ernst zu nehmen. Wenn Pfarrer Ehrenberg jetzt aus seinem Gemeindepfarramt scheidet, so geschieht das, weil die Kirche keine Möglichkeit hat, für ihn und für seinen Bezirk so einzutreten, wie es die Sache erfordert.“

Ehrenberg setzte sich anschließend, ehrenamtlich, für die Belange der Christen jüdischer Herkunft im Rhein-Ruhr-Gebiet ein. Damals lebten noch rund 85.000 Judenchristen im Altreich, davon mehr als 65.000 evangelischer Konfession. Im September 1938 belegte die Gestapo Ehrenberg dann mit einem Predigt- und Redeverbot. In der Reichspogromnacht am 9. November 1938 wurde Ehrenbergs Haus in seiner Abwesenheit von SA-Leuten verwüstet. Er kehrte am Tag danach nach Bochum zurück, stellte sich der Polizei und wurde tags drauf, zusammen mit Bochumer Juden, in das Konzentrationslager Sachsenhausen, nördlich von Berlin, verbracht.

Hans Ehrenberg ist im März 1939 vom englischen Bischof Georg Bell mit ökumenischen Geldern aus dem KZ herausgekauft worden. Er ging mit seinen Kindern über Holland in die Emigration nach England, seine Frau folgte ihm kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Bis 1945 übte er unterschiedliche Tätigkeiten in deutschen Kriegsgefangenenlagern in England aus und unterrichtete an verschiedenen Instituten. Ehrenberg wurde aber kulturell und theologisch in England nicht heimisch. Er kehrte 1947 nach Deutschland und nach Westfalen zurück. Solange hatte es gedauert, bevor

man die Voraussetzungen für Ehrenbergs erneuten Dienst in der westfälischen Kirche geschaffen hatte! Er erhielt aber nicht, entgegen seiner Hoffnung, seine Bochumer Pfarrstelle zurück, sondern einen Auftrag im Volksmissionarischen Amt. Hier war er direkt der Kirchenleitung unterstellt. Sein Tätigkeitsfeld war ganz Westfalen. Es stellten sich jedoch bald Schwierigkeiten und Konflikte ein, die nicht zuletzt konzeptioneller Natur waren. Anders als bei den herkömmlichen Zeltmissionen hatte Ehrenberg andere Zielgruppen und Methoden vor Augen, um die „Mission an den Unkirchlichen“ zu betreiben. Statt publikumsträchtiger Großveranstaltungen mit Bekehrungserlebnissen setzte Ehrenberg auf Seminare und kleinere Wochenendtagungen mit anspruchsvollen Themen und sehr persönlichen Gesprächen. Diese sog. „Jedermannfreizeiten“ setzten ganz auf den partnerschaftlichen Dialog, waren aber kostenintensiv und in ihrer Wirkung bzw. ihrem Erfolg schwer messbar. Die letzten vier Jahre seines Lebens verbrachte Hans Ehrenberg wieder in Heidelberg, wohin er 1954 mit seiner Frau zog. Er hat also nur und erst nach dem Zweiten Weltkrieg, von 1947 bis 1954, in Bielefeld gelebt. In Heidelberg verstarb Hans Ehrenberg am 31. März 1958, knapp 75 Jahre alt.

Die Namenspatenschaft der Schule (1963)

Im April 1962 nahm das Gymnasium in kirchlicher Trägerschaft in Senne II seinen Betrieb auf. Dies geschah damals noch in einigen Räumen des kurz zuvor eröffneten „Matthias-Claudius-Hauses“, dem Gemeindehaus Oststadt der Evangelischen Kirchengemeinde Senne II. Erster Schulleiter wurde Karl Heinz Potthast, 1924 geboren, 2011 verstorben. Potthast hatte Pfarrer Hans Ehrenberg als Dozenten in der englischen Kriegsgefangenschaft kennengelernt. Als späterer Freund der

Familie Ehrenberg sollte Potthast dann den Nachlass des Theologen dem Landeskirchlichen Archiv in Bielefeld sichern. Potthast hatte auch den Anstoß dazu gegeben, die Schule im werdenden Stadtteil Sennestadt nach Hans Ehrenberg zu benennen.¹¹ Am 16. November 1963 erhielt die Schule den Namen Ehrenbergs. Das damals bereits im Bau befindliche Schulgebäude der Hans-Ehrenberg-Schule auf der Maiwiese konnte im September 1963 und im April 1964 mit den ersten beiden Bauabschnitten im Betrieb genommen werden. Im November 1967 wurde diese Schule erst offiziell eingeweiht.¹²

Wilhelm Niemöller hielt die Laudatio auf den Namensgeber der Schule 1963.¹³ Wilhelm Niemöller war Hans Ehrenberg einige Male begegnet und von ihm als Erbe seines theologischen Nachlasses eingesetzt worden. Der Nachlass Hans Ehrenberg im Landeskirchlichen Archiv Bielefeld wurde in den 1980er Jahren durch Karl Heinz Potthast, mittlerweile Landeskirchenrat in Ruhe, übergeben. Potthast hatte, auf sein Drängen hin, immer wieder Dokumente von der Familie Ehrenbergs erhalten, sie treuhänderisch verwahrt und vorsortiert. Bereits vor der Übergabe ans Archiv war der Nachlass von Professor Günter Brakelmann in Bochum ausgewertet worden; viele Dokumente flossen in dessen zweibändige Biographie Ehrenbergs ein.¹⁴ Für die Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der „HES“ verfasste Brakelmann ein kurze biographische Skizze unter der – wohl nicht von ihm stammenden Überschrift: „Hans Ehrenberg – ein ‚Christ aus Israel‘ – ein würdiger Namensgeber für unsere Schule“. Wie Günter Brakelmann, so bewahrte auch Wilhelm Niemöller Hans Ehrenberg „ein dankbares Gedenken“, wie er in seiner Laudatio 1963 ausführte. Ansonsten hielt er sich für diese Aufgabe

eigentlich nicht berufen, da Ehrenberg als „Mann besonderer Spannweite“ kaum in Kürze gerecht präsentiert werden konnte. Wilhelm Niemöller war im Übrigen der jüngere Bruder des Hitlergegners, Pfarrernotbundbegründers und späteren hessischen Kirchenpräsidenten Martin Niemöller. Seit 1930 war Wilhelm Niemöller Pfarrer an der Jakobuskirche in der äußeren Bielefelder Neustadtgemeinde gewesen. 1963, kurz vor seinem Amt als Laudator, war er dort erst in den Ruhestand getreten. Während des „Kirchenkampfes“ führte er seine Gemeinde unter die Fittiche der Bekennenden Kirche, war selbst in der BK Westfalens, Preußens und Deutschlands tätig. Niemöller sah sich deshalb zahlreicher Schikanen und Verfolgungen ausgesetzt, wurde verhaftet, erhielt Redeverbote, durchlebte Gerichtsverfahren und zahlreiche Hausdurchsuchungen. Sein größtes Verdienst aus archivischer Sicht ist die Sammlung zahlloser Unterlagen der Bekennenden Kirche. Diese Sammlung des Kirchenkampfes bildete, ebenfalls 1963, den Anlass und einen Grundstock für das Landeskirchliche Archiv Bielefeld. Im Zuge der Übergabe (bzw. des Verkaufs) kam es dann, nebenbei erwähnt, damit Sie einen Eindruck davon gewinnen können, welch vermintes Gebiet ein Archiv sein kann, gleichsam zu einem „Kampf um das Kirchenkampfarchiv“. Denn Niemöller hatte sich Sondernutzungsrechte vorbehalten, die der neue und erste Archivleiter der Landeskirche aber bestritt. Teile der Sammlung Niemöller gingen aus diesem Grunde dann nach Darmstadt an das dortige Kirchenarchiv. Zu Wilhelm Niemöller ist noch zu sagen, dass er, wie sein eingangs erwähnter Bruder Martin, der U-Boot-Kommandant, in der Weimarer Zeit zu den Wählern der NSDAP gehört hat. Ja, Wilhelm Niemöller ist sogar seit 1923 NSDAP-Mitglied gewesen, ein „Alter Kämpfer“. Er

engagierte sich zur Zeit der Machtübernahme 1933 sogar kurzzeitig bei der kirchenpolitischen Gruppe der Deutschen Christen, bevor er dann seinen theologischen Irrweg erkannte und zur Opposition umschwenkte. Für die Kreissynode Bielefeld war Wilhelm Niemöller Vertrauensmann im Pfarrernotbund, Westfalen vertrat er gemeinsam mit anderen auf der ersten Bekenntnissynode in Barmen Ende Mai 1934.¹⁵ Ob man die Niemöllers oder Hans Ehrenberg betrachtet – die Wege und Motive, in der Bekennenden Kirche mitzuwirken, bestanden vielfach in der Ablehnung der Zumutungen der Deutschen Christen, nicht aber notwendigerweise in einer Übereinstimmung in politischen Fragen oder im Hinblick auf die religiöse Sozialisation.

Zum Abschluss seiner Festansprache bei der Namensgebung dieser Schule gratulierte Wilhelm Niemöller allen Lehrenden und Lernenden dazu, „daß der Name von Hans Ehrenberg hier eine Stätte gefunden hat.“ Er hielt den Namen zwar nicht für besonders klingend, besonders interessant oder „ausgefallen“, aber: „Der Name führt zu dem Träger des Namens, und es wird gut sein, wenn der Träger dieses Namens bei uns zu den ‚Unvergessenen‘ gehört. Das meine ich nun nicht allein in dem pädagogischen Sinn, daß man von ihm ‚etwas lernen‘ könne. Hans Ehrenberg hat nicht nur zu den Denkern gehört, nicht nur zu den Gebildeten, nicht nur zu den Kampf- und Verantwortungsbereiten. Er gehörte zu den Glaubenden. Und von diesen Menschen hat Jesus Christus gesagt, daß von ihnen Ströme des lebendigen Wassers fließen werden.“¹⁶

Im Jahr 2008 haben wir uns im Rahmen zweier Studientage des „Evangelischen Forums Westfalen“ der Emigration und Heimkehr Ehrenbergs gewidmet, wir waren

hier im Haus, und haben eine – gemeinsam mit Geschichtsstudierenden der Uni Bielefeld – erarbeitete Ausstellung zu Hans Ehrenberg in der Hans-Ehrenberg-Schule eröffnen und dauerhaft platzieren können. In einer Publikation der Beiträge der Studientage hat Ihr früherer Kollege Jörg van Norden über eine Unterrichtsreihe aus dem Jahr 1998 zum Thema „Juden und Christen“ informiert, in der auch Hans Ehrenberg thematisiert worden ist und in der er seinen Schülerinnen und Schülern die Frage gestellt hat, ob sie „ihn“ – Ehrenberg – „als Namenspatron ihrer Schule für geeignet erachten“. Van Nordens Aufsatz dokumentiert eine Reihe von Schülerantworten, die elaboriert, reflektiert und kenntnisreich Argumente pro und contra aufführen – vor allem pro und contra einer näheren Beschäftigung mit Hans Ehrenberg. Das Spektrum reicht von: „Für viele Schülerinnen und Schüler ist Hans Ehrenberg einfach irgendein Name ohne jegliche Funktion“ bis: „Menschen und insb. die Schüler der HES sollen sich mit der Geschichte Ehrenbergs befassen und von dem Verhalten der Kirche im NS-Reich erfahren. Hierdurch wird ihr Auge für derartige Probleme geschärft und sie können dazu beitragen, sie in Zukunft wirksam zu verhindern“. Van Norden hielt Ehrenberg gerade aufgrund seiner Vielschichtigkeit für unterrichtstauglich, denn er zwinge zu „differenziertem Denken und Urteilen“. Das ist sicherlich fächerübergreifender Konsens! – Hans Ehrenberg also gewissermaßen als Schulprogramm ... – Übrigens war Karl Heinz Potthast, wie er anlässlich des 40. Todestages Ehrenbergs 1998, also zur selben Zeit, als die Schüler sich mit dem Namenspatron beschäftigten, der Auffassung, dass Ehrenberg ohne diese Namensgebung „längst dem Vergessen anheimgefallen“ wäre.¹⁷ – Ich denke das nicht, denn schließlich gibt es

das Landeskirchliche Archiv in Bielefeld, das den Nachlass Ehrenbergs für die Archivpädagogik und die historische Bildungsarbeit einsetzt und Bildungspartnerschaften anbietet.

Anmerkungen:

¹ Hans Ehrenberg: Lebenslauf, in: Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen (LkA EKvW) Best. 1 neu/Personalakte 151 (Nr. 16).

² Ebd.

³ Ebd.

⁴ Ebd.

⁵ Günter Brakelmann: Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland, Teil 1: Leben, Denken und Wirken 1883-1932, Bochum 1997, 23.

⁶ Günter Brakelmann: Kirche und Judenchristentum. Hans Ehrenberg – ein judenchristliches Schicksal im „Dritten Reich“, in: ders.: Kirche in den Konflikten ihrer Zeit. Sechs Einblicke, München 1981, 133.

⁷ Hans Ehrenberg: Lebenslauf, in: LkA EKvW 1 neu/151 (Nr. 16).

⁸ Günter Brakelmann: Kirche und Judenchristentum. Hans Ehrenberg – ein judenchristliches Schicksal im „Dritten Reich“, in: ders.: Kirche in den Konflikten ihrer Zeit. Sechs Einblicke, München 1981, 135.

⁹ Ebd., 137.

¹⁰ Hans Ehrenberg an Karl Lücking, 27.11.1933, in: LkA EKvW 5.1/328, F3/35.

¹¹ LkA EKvW 3.17 (Nachlass Hans Ehrenberg); Karl Heinz Potthast: Christ sein und Jude bleiben? – Prof. Dr. Dr. D. Hans Philipp Ehrenberg (1883-1958), in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 91/1997, 169-182, hier: 169ff.; Günter Brakelmann: Vortrag am 9. November 1978 zum Gedenken an Hans Ehrenberg, masch., 22; Die Hans-Ehrenberg-Schule in Bielefeld-Sennestadt, hg. im Auftrag des Kollegiums der Hans-Ehrenberg-Schule, Bielefeld-Sennestadt 1997, 2; HES 1962 bis 2012. 50 Jahre. Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum der Hans-Ehrenberg-Schule, Bielefeld-Sennestadt 2012, 26f.

¹² Günter Brakelmann: Vortrag am 9. November 1978 zum Gedenken an Hans Ehrenberg, masch.; Ulrich Klemens: Die Sennestädter Beispielschule – Die ersten Jahre der Hans-Ehrenberg-Schule, in: Verantwortung für Schule und Kirche in geschichtlichen Umbrüchen. Festschrift für Karl Heinz Potthast zum 80. Geburtstag Münster/New York 2004, 129.

¹³ Hans Ehrenberg – Festansprache bei der Namensgebung des Evangelischen Gymnasiums in der Sennestadt am 16. November 1963, in: Kirche

im Revier. Mitteilungsblatt des Vereins zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets e.V., Bochum 2008, 4-7.

¹⁴ Günter Brakelmann: Hans Ehrenberg. Ein judenchristliches Schicksal in Deutschland, 2 Bände, Bochum 1997-1999.

¹⁵ Wilhelm Niemöller: Bekennende Kirche in Westfalen, Bielefeld 1952, 78-80; Gerhard Niemöller: Die erste Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche zu Barmen,

Band 2. Text – Dokumente – Berichte, Göttingen 1959, 14.

¹⁶ Junge Kirche 2/1964, 65-69.

¹⁷ Unsere Kirche (UK), 15/98, 5.-11.4.1998.

„Halbe Christen gibt es nicht“

*Der evangelische Pfarrer und
Christ jüdischer Herkunft
Hans Ehrenberg (1883 – 1958)*



Wer war Hans Ehrenberg?

Ehrenberg hatte viele Talente. Er machte 1902 Abitur in Hamburg und studierte anschließend in München. Er wurde zweifacher Doktor, in Volkswirtschaft und in Philosophie. Er nahm als Offizier am Ersten Weltkrieg teil und arbeitete anschließend als Professor in Heidelberg. Er wurde Mitglied der Sozialdemokratischen Partei SPD. Schon 1920 begann er mit theologischen Studien – und erlernte einen weiteren Beruf: Er wurde evangelischer Pfarrer. 1909 war er vom Judentum zum Christentum konvertiert und hatte sich im Alter von 26 Jahren taufen lassen. Seit 1925 arbeitete er dann als Pfarrer in der Evangelischen Kirchengemeinde Bochum. Wenige Jahre später, am 30. Januar 1933, übernahmen die Nationalsozialisten die Herrschaft in Deutschland ...

Halbe Christen gibt es nicht. Der evangelische Pfarrer und Christ jüdischer Herkunft: Hans Ehrenberg (1883–1958)



Eine Ausstellung des Landeskirchlichen Archivs der EKvW
mit Geschichtsstudierenden der Universität Bielefeld



Die Wanderausstellung des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen wurde 2008 gemeinsam mit Studierenden der Universität Bielefeld erarbeitet. Sie wurde an verschiedenen Standorten, u.a. in der Uni gezeigt, und sie hängt bis heute als Dauerausstellung in der Hans-Ehrenberg-Schule in Bielefeld-Sennestadt.

Mehr als das gesprochene Wort – Zur Methode der Oral History

Was bedeutet es eigentlich für die Akzeptanz der Methode und der Disziplin „Oral History“ in der historischen Zunft, wenn man einen hörens- und lesenswerten Vortrag des Nestors der Oral History in Deutschland, Lutz Niethammer, zu ebendiesem Thema vor dessen Publikation zu einem „fiktiven Interview“ umarbeitet, „obwohl es erkennbar nicht den von ihm selbst entwickelten Ansprüchen an Oral History-Interviews entspricht“?¹ Gilt die Oral History auch nach 40-jährigem Relevanznachweis immer noch als fachlich nicht seriös und satisfaktionsfähig? Und – darüber hinaus – muss man eigentlich noch mehr über die Methode der Oral History schreiben, wenn deren wichtigste Fachvertreter bereits selbst ihr Narrativ über ihr Handwerkszeug reflektieren und gleichsam Meta-Oral History betreiben?² – Man sehe mir meine nachfolgende knappe berufsbio-graphische Selbstauskunft zu einer gleichwohl recht mühevollen Methode daher nach. Aber Archivarinnen und Archivare sind methodische Mühen ja gewohnt, und wie auf vielen Feldern der Historischen Hilfswissenschaften gilt auch auf dem Gebiet der Oral History: Stetes Üben und regelmäßiges Praktizieren führen zur Meisterschaft (zumindest bis zur nächsten überraschenden Interviewsituation ...).³

Die eigene Oral History-Erfahrung prägt das methodische Vorgehen dauerhaft. Das Erlernen und Aneignen, ja das Studium der Oral History hat theoretische und praktische Anteile. Insofern stellt die Darstellung der Methode stets auch eine Reflektion des Oral History-Treibenden dar. Die Oral History ist seit Niethammers Aufsatz aus dem Jahr 1978 „Oral History in den USA“

auch hierzulande dem geschichtswissenschaftlichen Fachpublikum bekannt.⁴ Als ich selbst fünfzehn Jahre später damit begann, geschah das im Bewusstsein der fachlichen Außenseiterrolle, die man in dem damals sozialhistorisch und modernisierungstheoretisch geprägten Fach damit einnahm.⁵ Die überspitzte Kritik, die die Bielefelder Schule am wortgewandtesten formulierte, richtete sich gegen die Alltagsgeschichte und die „Geschichte von unten“, gegen die vermeintlich „weiche“ Erhebungsgrundlage der Grabe-wo-du-stehst-Bewegung, gegen die Inszenierung des „kleinen Mannes“ und gegen Geschichtserzählungen überhaupt. Populär, aber dadurch in der Historikerzunft nicht gerade aufgewertet, wurde die Zeitzeugenbefragung als Kernelement der Oral History zur selben Zeit durch zeitgeschichtliche Fernsehformate, die bald als „Histotainment“ etikettiert und in die fachlichen Randbezirke abgeschoben wurden.⁶



„Oral History wird normalerweise von jungen Menschen mit alten betrieben“ (Lutz Niethammer). Im Bild: intergenerationelles Gespräch im Rahmen eines Geschichtsprojektes, 2012 (eig. Bild)

Die Oral History als Forschungsfeld und Methode der Zeitgeschichtsforschung besaß Anfang der 1990er Jahre bekannte Referenzpunkte durch die jeweils in einem größeren Forschungsverbund entstandenen Projekte zur Ruhrgebiets- und zur DDR-Geschichte,⁷ und sie war geprägt von der Auseinandersetzung mit den Methoden der Sozialwissenschaften, der Soziologie und der Ethnologie. Das entsprach meinem Forschungshorizont weder in der Form noch in der Herangehensweise. Ich gehörte eher zu den „Einzelkämpfern“, von denen es auf lokaler Ebene mittlerweile zahlreiche Exemplare gab. Und wie sie benötigte ich vielmehr eine griffige Erläuterung sowie eine praktikable Handreichung, um Oral History für meine solitären zeitgeschichtlichen Arbeitsvorhaben rasch, reflektiert und überprüfbar anwenden zu können. Nachhaltige Wirkung auf mein Verständnis von Oral History erzielte das gleichnamige, 1990 von Herwart Vorländer herausgegebene Bändchen mit dem Untertitel „Mündlich erfragte Geschichte“.⁸ Auch seine Hinweise auf die Übertragungsmöglichkeiten des Begriffs als „erinnerte Geschichte“, als „erlittene“ und nicht bloß „gestaltete“ Geschichte, sowie auf die kanadische Variante der „Aural History“ und damit auf den Perspektivwechsel hin zur „gehörten Geschichte“ nahm ich als dankbare Erweiterung für das Verständnis der Methode an.⁹ Der zentrale Gegenstand der Oral History, nämlich die subjektive Erfahrung und Selbstdeutung einzelner Menschen, wird mit Hilfe von Erinnerungsinterviews abgefragt.¹⁰

Die Oral History wurde in etablierten Fachkreisen zunächst nur dort hingenommen, wo es um die Schließung „weißer Flecken“ in der zeitgeschichtlichen Überlieferung ging, gleichsam rein kompensatorisch. Vorländer stellte die Oral History zwar ebenfalls als Ergän-

zung und Korrektiv vor, erachtete sie aber nicht als Lückenfüller, sondern als Instrument für den alltagsgeschichtlichen Ansatz in den Geschichtswissenschaften. Er unterschied zwischen „Betroffenen“ und „Experten“, stellte die Befragungsformen von „standardisiert/interaktiv“ und „offen/narrativ“ einander gegenüber und brachte überdies mir damals noch Kinderlosem meine geburtshelferische Verantwortung im Zeitzeugenkontakt mit dem Fachbegriff der „Mäeutik“ sehr bildhaft vor Augen.¹¹ Der mäeutische Dienst steht bei einem Verständnis der Oral History als „mündlich erfragter Geschichte“ im Zentrum; als „gehörte Geschichte“ gelangt die Interpretation des Historikers stärker in den Mittelpunkt. Während für die erste Konstellation eine typische Reaktion auf Gesprächsanfragen (insbesondere bei Frauen) lautet: „Ich weiß doch gar nicht, ob ich etwas Wichtiges zu sagen habe!“, muss man bei der zweiten Konstellation damit rechnen, dass der Gesprächspartner auf die Transkription abwehrend reagiert: „Das habe ich doch gar nicht gemeint!“ Zur Transkription gehört neben der Erfassung des Inhalts auch die Übertragung des auf den Audio- und Videoaufzeichnungen nicht Gehörten oder nicht Gesehenen, angefangen bei der Interpunktion, die den ersten Eingriff in das „Original“ darstellt, bis hin zur Kommentierung und Interpretation der Gefühlswelt des Gesprächspartners.

Der Zeitzeugenkontakt sollte als ein befristetes Beziehungsangebot seitens des Oral History-Treibenden kommuniziert werden; gleichwohl gehören Vorfeld- und Nachbetreuung der Zeitzeugen zur Aufgabe und Herausforderung. Legendär und unvergesslich ist daher auch Vorländers Sentenz über die notwendige Vorbildung zum Betreiben der Oral History, die sich zwi-

schen den beiden Polen bewege: „Wenn man mit einem Kassettenrecorder umgehen kann“ und „Wenn man vorher Soziologie, Psychologie und möglichst Politik studiert hat“.¹² Die Praxis sollte indes bald beweisen: Ersteres ist tatsächlich ein Ausschlusskriterium. Und Frieder Stöckle gab mit seinem Beitrag „Zum praktischen Umgang mit Oral History“¹³ weitere wertvolle Hinweise nicht nur zur Gesprächsführung in engeren Sinne, sondern zum gesamten „Workflow“ der Arbeit mit Interviewpartner („Zeitzeugen“) von der Kontaktaufnahme bis hin zur technischen Dokumentation und Auswertung.

Zu den verschiedenen Phasen rechnet man üblicherweise die Vorbereitung des Interviews, die Erhebungsmedien (Interview-Karte, Protokolle, Audio- und Video-Aufzeichnungen, Fotodokumentation, Hinzuziehung von Dokumenten) und die Durchführung des Interviews (Gesprächsort, Einzelinterview, Gruppeninterview, Interviewerguppe, Interviewunterbrechungen, Mehrfachinterviews). Man unterscheidet zwischen Experteninterviews und lebensweltlichen Narrativen, zwischen qualitativer und quantitativer Forschungsintention, zwischen Einzel- oder Gruppeninterviews und seriellen Befragungen. Zu beachten sind dabei die Gesprächsphasen (Beginn, lebensgeschichtliche Erzählung, Eingangserzählung, Hemmnisse und Stützen der Erzählung, Nachfragen, Interventionen, Reflexion und externes Nachfragen), sowie die Nachbereitung und Transkription, schließlich die Publikationsform.¹⁴ All' diese Phasen gilt es zu dokumentieren, denn letztlich hängt die Archivwürdigkeit einer Oral History-Dokumentation nicht nur von der Aufnahmequalität des Interviews ab, sondern von dessen Kontextinformationen und „Metadaten“.

Nicht nur aus archivarischer Perspektive ist heutzutage der Aspekt der Schaffung neuer Quellen durch Oral History noch stärker zu betonen als es früher der Fall gewesen ist. Das zuletzt aufgekommene Interesse der Forschung an der Sekundärnutzung von Zeitzeugen, ausgelöst durch den „Tod des Zeitzeugen“ (Lutz Niethammer)¹⁵, d.h. den offenkundigen Mangel an Mitlebenden der Epoche des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs,¹⁶ offenbart dabei eklatante Mängel in der Überlieferungsbildung: Ungeklärte Urheber- und Verwertungsrechte, unbeachtete Datenmigration, Schädigungen an den ursprünglich entstandenen Medien, geringe Anbietung von Oral History-Materialien an in Frage kommende Archive, mangelnde archivische Fachkenntnisse im Umgang mit den erzeugten Oral History-Aufzeichnungen, unzureichende Dokumentation der Oral History-Projekte, der geführten Interviews und der dafür aufgebauten Kontakte, z.B. durch die Führung von Forschungstagebüchern, und nicht zuletzt unvollständige Transkriptionen, die vor allem der einmaligen Nutzung für eine Publikation, nicht aber der ausgedehnten Belegführung oder Zweitverwertung dienen sollten. Zugespitzt formuliert sind die im Zuge der Oral History in der Vergangenheit bewusst geschaffenen Quellen aufgrund des hier kurz skizzierten mangelhaften Problembewusstseins für die Anforderungen an die Überlieferungsbildung und an die Archivierung von „Traditionsquellen“ zu „Überrestquellen“ geworden.

Intersubjektiv überprüfbar ist die Oral History nur dann, wenn die erzeugten Quellen so „authentisch“ wie möglich, so nah wie möglich am Ursprung dokumentiert werden. Die Oral History-Treibenden sorgen durch ihr Forschungssetting für die „Geburt“ der Quellen, aber

sie verursachen im selben Moment bereits deren Transformation.



„Die lebensgeschichtlichen Erzählungen von Frauen in offenen Interviews unterschieden sich deutlich von denen ihrer Männer“ (Karen Hagemann). Im Bild: Doppelinterview zum Aufwachsen von Mädchen auf dem Lande in den 1950er Jahren, Ramsau am Dachstein, 2018 (eig. Foto)

Die Auswertung bezieht sich auf die Aufzeichnung und ihre Verschriftlichung, sowie auf die Erinnerung an das Gespräch, die Erzählung, die Befragung. Bei diesem Aspekt schwingen nicht nur Empathie für die Oral History als Methode, sondern Sympathie oder Antipathie in Bezug auf die interviewte Person, der Erzählinhalte und die Gesprächssituation und -konstellation insgesamt mit. Bei der Oral History geht es im Wesentlichen um Erfahrung – um die abgeschöpften Lebenserfahrungen der Zeitzeugen,¹⁷ aber auch um die Forschungserfahrung und Methodensicherheit derjenigen, die sich in diese Disziplin begeben. Es gilt dabei weit mehr als nur das gesprochene Wort.¹⁸

Anmerkungen:

¹ Oral History in der deutschen Zeitgeschichte. Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Settele und Paul Nolte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43/2017, 110-145, hier: 110.

² Vgl. jetzt auch Dorothee Wierling: *Fünfundzwanzig Jahre: Oral History*, in: *WerkstattGeschichte* 75/2017, 83-88.

³ Vgl. Lutz Niethammer: „Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History“, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): *„Wir kriegen jetzt andere Zeiten“*. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, (LUSIR, Bd. 3), Bonn 1985, 392-445.

⁴ Lutz Niethammer: *Oral History in den USA. Zur Entwicklung und Problematik diachroner Befragungen*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 18/1978, 457-501.

⁵ Vgl. Alexander von Plato: *Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der „mündlichen Geschichte“ in Deutschland*, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebenslaufanalysen* 4/1, 1991, 97-119.

⁶ Durch das „Zeitzeugen-Fernsehen“ und die Platzierung der Zeitzeugen in professioneller Studioumgebung wurde auch der bis dahin verwendete Begriff des „Interviewpartners“ abgelöst; vgl. Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen 2012.

⁷ Vgl. Lutz Niethammer (Hg.): *Lebensgeschichte und Sozialstruktur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960*, 3 Bde., Berlin 1983-1985; Lutz Niethammer/Alexander von Plato/Dorothee Wierling: *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*, Berlin 1991.

⁸ Herwart Vorländer (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990.

⁹ Herwart Vorländer: *Mündliches Erfragen von Geschichte*, in: ders. (Hg.): *Oral History*, aaO., 7-28, hier: 26, Anm. 4.

¹⁰ Vgl. Uwe Kaminsky: *Oral History*, in: Hans-Jürgen Pandel/Gerhard Schneider/Ursula A. Becher (Hg.): *Handbuch Medien im Geschichtsunterricht*, Schwalbach 1999, 451-467, hier: 451; vgl. die Sammlung klassischer Beiträge und Referenzwerke zum Thema von Julia Obertreis (Hg.): *Oral History*, Stuttgart 2012.

¹¹ Herwart Vorländer: *Mündliches Erfragen von Geschichte*, in: ders. (Hg.): *Oral History*, aaO., 13-15, 18f.

¹² Ebd., 11.

¹³ Frieder Stöckle: *Zum praktischen Umgang mit Oral History*, in: Herwart Vorländer (Hg.): *Oral History*, aaO., 131-158.

¹⁴ Vgl. Roswitha Breckner: *Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews*, in: *Berliner Geschichtswerkstatt* (Hg.): *Alltagskultur, Subjektivität und*

Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, 199-222.

¹⁵ Christoph Classen: Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur, in: Sabrow/Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen, aaO., 300.

¹⁶ Vgl. die Beiträge im Abschnitt „Zeitzeugenschaft und mündliche Erinnerung. Chancen und Probleme der Sekundäranalyse von Interviews und Ego-Dokumenten zum Zweiten Weltkrieg und zur Nachkriegszeit“, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 237-333.

¹⁷ Vgl. Lutz Niethammer unter Mitarbeit von Werner Trapp (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/Main 1980.

¹⁸ Vgl. Knud Andresen/Linde Apel/Kirsten Heinssohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen 2015.

Ego-Oral History. Zur Rolle der Oral Historians in zeitgeschichtlichen Erinnerungsprojekten

Man könnte beinahe meinen, dass man früher, als es noch „Zeitzeugen“ gab, mehr über die Vergangenheit gewusst habe als heute. Mit dem „Tod des Zeitzeugen“ droht dieses Wissen unweigerlich in Vergessenheit zu geraten. Und mit dem Verlust der Geschichte gerät die Gegenwart ins Wanken. Unsere Gesellschaft wäre erfahrungslos, ethisch haltlos, in jeglicher Hinsicht orientierungslos und wohl selbst dem Untergang geweiht. Geschichtsvergessenheit als Problemanzeige. Wie anders also könnte man aus der Geschichte lernen als durch das Befragen der letzten Frauen und Männer aus der Epoche der Mitlebenden? Die Oral History umschreibt die Disziplin und die Methode, mit der man sich seit rund 50 Jahren in den Geschichtswissenschaften auf die Spur der kollektiven Identität der Bevölkerung begibt, auf die Suche nach der volkseigenen Erfahrung.¹ „Man“? Genau genommen ist die Oral History nicht ohne die sie durchführenden Oral Historians denkbar. Als Oral Historians verstehen sich Historikerinnen und Historiker, die auf der methodischen Grundlage der Oral History mündliche Interviews mit Zeitzeugen anbahnen, durchführen, dokumentieren und wissenschaftlich auswerten. Zudem haben sie den theoretischen und inhaltlichen Rahmen ihres Projektes zu erläutern. Oral Historians sind keine wissenschaftlichen Hilfsarbeiter, die im Hintergrund eines Interviewprojektes bleiben und dieses für die weitere Auswertung Dritter aufbereiten. Sie sind Mitproduzenten der im lebensgeschichtlichen Interview geformten Oral History-Quelle. Erst ihr Hebammendienst hat die „Geburt des Zeitzeugen“ eingeleitet und begleitet, sofern

ihre Rolle im Prozess des „gemeinsamen Verfertigen von Erinnerung im Gespräch“² zeitlich nicht noch früher anzusetzen ist. Daher erscheint es notwendig, dass die Oral Historians neben den Interviewäußerungen ihrer Zeitzeugen auch ihren eigenen impulsgebenden Beitrag zur Entstehung von Oral History, zur Rekonstruktion von Vergangenheit und zur Schaffung von Geschichtsbildern deutlicher offenlegen.

1. Orale Geschichte

Die Oral History setzt weder bei der schriftlichen Hinterlassenschaft und den archivwürdigen Nachlassteilen ihrer Zeitzeugen an noch setzt sie die Existenz solcher Zeitzeugnisse als Belegstellen für ihr eigentliches Kerngeschäft voraus: das biographische Interview. Denn wie der Name besagt, betreibt man die Oral History im Wesentlichen mündlich, durch das Befragen von Menschen, beim Hören ihrer Erzählungen, beim Artikulieren ihrer Erinnerungen. Aber gehört die mündliche Tradierung von Überlieferungen nicht in eine geradezu mythische Vorgeschichte der Volkssagen und Märchen, deren Behandlung damit auch nicht ernsthaft als Geschichtswissenschaft tituliert werden kann? Üblicherweise wird der Beginn menschlicher Hochkultur erst mit deren Schriftlichkeit festgemacht, wenn die Entwicklungsepoche der Literalität die der Oralität ablöst.³ Der Übergang von der oralen zur schriftlichen Überlieferung ermöglicht es uns heute vermeintlich eher, eine Kultur anzuerkennen.⁴ – Und wenngleich es lange Traditionen gibt, mündliche Überlieferungen als Geschichtsquellen zu nutzen, ließe sich einwenden: Stellt die Oral History für die Geschichtswissenschaft nicht einen Rückschritt ins Reich der Fabeln und Legenden dar?

2. Geschichte von unten

Tatsächlich entstand aus einem eher ethnologischen Interesse heraus die Oral History in den USA schon vor der Mitte des 20. Jahrhunderts, als man damit begann, die beiden dortigen Kulturen ohne eigene schriftliche Überlieferung – die Indianer und die Nachkommen der afrikanischen Sklaven – als Teil der Vorgeschichte der Vereinigten Staaten anzuerkennen.⁵ Die Oral History hat verschiedene Wurzeln, setzte aber stets dort an, wo es an schriftlichen Quellen mangelte. Zugleich ging es um eine sozialgeschichtliche Perspektivenweitung der Geschichtswissenschaft und der Gesellschaft: um die Geschichte „von unten“, darum, den Unterdrückten eine Stimme zu geben. Es drehte sich nicht nur darum, deren Selbstäußerungen wahrzunehmen oder bloß zu registrieren, sondern sie überhaupt erst einmal anzuregen. Die Oral History war insofern von Anfang an ein dialogisches Unterfangen.

Zugegebenermaßen entstammten die frühen Oral Historians, blickt man auf Deutschland, nicht selten selbst dem Milieu der Außenseiter und der Nicht-Etablierten, der Links-Alternativen und der Graswurzelrevolutionäre. Sie gingen mit einem hohen Maß an politischem Eifer daran, Minderheiten und benachteiligte gesellschaftliche Gruppen ihre eigene Geschichte als „gleichsam emanzipatorische[n] Akt erzählen zu lassen“.⁶ Damit sollte nicht nur ein Beitrag zur befreienden Artikulation über das in der Vergangenheit Erlebte und Erlebte geleistet werden, sondern zur gesellschaftlichen Emanzipation benachteiligter Gruppen selbst. Entsprechend lautet der erste Satz in Lutz Niethammers frühem Sammelband zur Oral History-Praxis: „Eine demokratische Zukunft bedarf einer Vergangenheit, in der nicht nur die Oberen hörbar sind“.⁷ In zweifacher Hin-

sicht betrieb man Oral History als Geschichte von unten: Man nutzte sie in außeruniversitären Geschichtswerkstätten, in Kreisen des wissenschaftlichen Nachwuchses und setzte schließlich auch Schülerinnen und Schüler darauf an. Und zugleich erschien sie als die geeignete Methode für viele neue Perspektiven der Geistes- und Geschichtswissenschaften, die das Interesse am Individuum wiederentdeckt hatten: Alltagsgeschichte, Mikrogeschichte, Historische Anthropologie, Erfahrungsgeschichte, Lokalgeschichte, Kulturgeschichte, Psychohistorie und anderes mehr waren Ingredienzien der Ursuppe der Oral History.⁸

3. Kritik an der Oral History

Deren Subjektorientierung und ihr mangelndes Interesse an Strukturen waren wie ihre lokalgeschichtliche Herangehensweise Anlass für Kritik seitens der etablierten Wissenschaftskreise, aber auch der Medien und der Politik, wie sie vor allem der neue Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten in den 1970er Jahren zu spüren bekam. Man solle nicht nur negative Themen behandeln, wie den Zweiten Weltkrieg.⁹ Methodisch seien Gesprächsanbahnung und Gesprächsdurchführung für Schüler und Jugendliche zu anspruchsvoll und zu zeitaufwändig. Politisch hielt man der Oral History – sicherlich nicht zu Unrecht – vor, sie verfolge die Agenda des alternativen Milieus.¹⁰ Die Oral History sei insofern aus vielerlei Gründen nicht nur für Schüler ungeeignet, die hervorgebrachten Interviews wären zudem ebenso wenig überprüfbar, wie andererseits auch dem menschlichen Erinnerungsvermögen nicht zu trauen sei. Vielen Interviews würde es letztlich an der wissenschaftlich notwendigen kritischen Distanz zu den Zeitzeugen mangeln. Befangenheit und das Bedürfnis nach Identifikation lauteten typische Vorwürfe in

Richtung der frühen Oral History, bei der man insbesondere durch Empathie und Affirmation in den Interviewsituationen den Boden der Objektivität verlassen würde. Genau dies aber gehört zur DNA der Oral History und zur Herausforderung des Oral Historians im Zusammenwirken mit seinem Zeitzeugen. Man grenzte sich von der politischen Zeitgeschichte und von der Strukturgeschichte ab, rückte hingegen das Individuum ins Zentrum des historischen Interesses und befähigte dieses zur biographischen Selbstäußerung und zur Erkenntnis seiner eigenen Geschichtsmächtigkeit. Dabei ging es den frühen Oral Historians tatsächlich erst einmal darum, Überlieferungslücken der Alltagsbedingungen, Alltagserfahrungen und AlltagsEinstellungen durch Interviews empirisch aufzufüllen.¹¹ Man zielte noch nicht auf eine Verortung der Oral History als Aktualisierung eines Geschichtsbildes und als Sinnstiftung eines Lebenslaufes ab, sondern führte auch ihre Funktion für die Klärung historischer Wissenslücken – weißer Flecken der Geschichte – an.¹²

Auch hierbei begegnete der Oral History von Anfang an und bis heute Skepsis, wenn es um die Glaubwürdigkeit und den Wahrheitsgehalt des Erzählten ging. Man wies auf die vermeintliche Gefahr hin, in der Oral History unzuverlässige Daten zu produzieren, denn es handele sich bei Oral History-Interviews nicht um Quellen im eigentlichen Sinne, weil sie nicht aus der Zeit stammten, über die sie Zeugnis geben sollen. Da die nachträglichen Umdeutungen und Sinngebungen des Erlebten die „Hauptprobleme der Oral History“ seien, empfehle es sich, Oral History-Mitteilungen höchstens als Bausteine unter anderen zu verwenden und ihre Ergebnisse mit zusätzlichem Material zu konfrontieren.¹³ Doch handelt es sich schlechterdings um eine Fehlein-

schätzung, Oral History-Interviews als nachträglich erzeugte Dokumente zu bezeichnen, die man vermeintlich in die Vergangenheit und in die zeitgenössische Überlieferung einfügen könnte. Wie jede andere historische Quelle, so muss auch die Oral History-Quelle vor ihrem jeweiligen Entstehungskontext analysiert werden.

4. Lebensgeschichten und Gedächtnis

Es ist leichter zu begreifen, dass Oral History-Quellen nicht der Zeit angehören, auf die sie inhaltlich rekurrieren, als dass man die soziale Konstruktion von Erinnerung akzeptiert. So liegt auch der „perspektivische Fluchtpunkt“ autobiographischen Erzählens nicht in der Vergangenheit, sondern stets in der jeweiligen Gegenwart.¹⁴ Erinnerungen an Erlebnisse der Vergangenheit sind keine Erlebnisse, wie sie in der historischen Situation geschehen sind.¹⁵ Bei dem im Oral History-Interview erzählten Lebensrückblick handelt es sich insofern um einen „aktuelle[n] Entwurf der individuellen Erfahrungsrekapitulation“.¹⁶ Die Erinnerung wird anwendungsbezogen gestaltet, das heißt sie entsteht anhand aktueller Bedürfnisse. Identität ist kein Zustand, sondern ein Prozess. Die Gedächtniscodes erfahren ein Leben lang Modifizierungen, Transformationen und Neuinterpretationen.¹⁷ In diesem Verständnis von biographischer Erinnerung als Verarbeitungs-, Konstruktions- und Sinnstiftungsprozess¹⁸ ist das gesamte Leben ein „Konstrukt, das in der Erzählung hergestellt wird“.¹⁹ Die Gedächtnisforschung führt dabei mindestens zwei Gedächtnissysteme an, „nämlich ein eher kognitiv bestimmtes Wissensgedächtnis und ein stark emotional gesteuertes autobiographisches Gedächtnis“.²⁰ Die Oral History widmet sich beidem und umfasst beides.

5. Erinnerungsräume

Jenseits eines im Objektivismus und Positivismus verhafteten Wissenschaftsbildes, wie es insbesondere die Kritik verkörperte, kann die Oral History durchaus dazu beitragen, Quellenlücken zu schließen, insbesondere dort, wo schriftliche Dokumente fehlen, vernichtet wurden oder auch bewusst nicht angelegt worden sind, wie in Diktaturen und repressiven Systemen. Es geht dabei weniger um Daten und Ereignisse, als vielmehr um Lebensumstände, Handlungsspielräume und soziale Netzwerke. Insofern können mit der Oral History wichtige Quellen für Fakten²¹ bzw. für deren Kontextualisierung gewonnen werden. Nicht zuletzt aus diesem Grunde scheint die Oral History besonders relevant für die Erforschung von Diktaturen, wie dem Nationalsozialismus oder der DDR, sowie von gesellschaftlichen Randexistenzen und Minderheiten, Unterdrückten und Gefangenen, Nonkonformisten und Geheimbünden, Dissidenten und Systemgegnern zu sein. Dabei muss deren Geschichte in gewisser Weise abgeschlossen sein, in einer Vergangenheit oder an einem Ort liegen, wo der Zeitzeuge zumindest körperliche Unversehrtheit genießt – ansonsten müsste man bei dem Vorgehen wohl von investigativem Journalismus oder von einem staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsverfahren sprechen. Hierfür ist der Oral Historian nicht zuständig, was er bei der Kontaktaufnahme zu potenziellen Zeitzeugen, insbesondere in epochal nicht unumwunden abgrenzbaren alltagsgeschichtlichen Projekten, zu verdeutlichen hat.²² Die Gesprächspartner müssen sicher gehen können, dass ihre Aussagen nicht vorfristig in andere als die wissenschaftlichen Zusammenhänge – Nachbarn, Arbeitskollegen, Geheimdienste – einfließen, ansonsten gelänge es den Oral Historians nicht, „in

Interviews hinter die Zensuren der Konformität zu kommen".²³ Gleichwohl ist die Anfrage berechtigt, ob denn lebensgeschichtliche Erzählungen „etwa nur für Zeiten von Repression und Diktatur interessant“ seien.²⁴ Wie steht es um strukturelle Gewalt, um Diskriminierung, Wohlstandsgefälle und Bildungschancen beispielsweise, die auch in modernen Demokratien zum Alltag gehören? Politisch-emanzipatorische Eigenschaften der Oral History mögen hier ansetzen, letztlich benötigt man auch hier ein, beispielsweise durch Gesetzesänderungen, Rechts- und Wertewandel, abgrenzbares Sammelgebiet resp. einen abgeschlossenen Datenerhebungszeitraum.

6. Bühnenbilder der Oral History

Ganz offenkundig liegt die autobiographische Erinnerung, auf die die Oral History abhebt, nicht griff- und abholbereit, unabhängig und unbeeinflusst von den jeweils bestehenden Gesprächsumgebungen und -konstellationen vor. Neben der Beziehung zwischen Zeitzeuge und Interviewer bedarf es zur intersubjektiven Überprüfbarkeit der durch sie gemeinsam produzierten Erinnerungsquellen auch einer genauen Beschreibung der Interviewumstände. Oral History-Projekte haben im Laufe der Zeit durch methodische Einflüsse aus der Sozialforschung zunehmend Aufmerksamkeit auf diesen Aspekt gelegt. Sie gehen dennoch zumeist pragmatisch damit um; als „praktikable Mindestanforderungen“ gelten die Dokumentation des Projektkontextes (Vorgehensweise), des kommunikativen Kontextes (Interviewinhalte) und des situativen Kontextes (Interviewatmosphäre).²⁵ Es sind neben den objektiven Bedingungen gleichermaßen die subjektiven Wahrnehmungen, die der Oral Historian für die Erhebungsphase und die Auswertung seiner Interviews darzulegen hat. Die Bezie-

hung zum Zeitzeugen beginnt bereits vor dem ersten Gespräch mit Art und Inhalt der Kontaktaufnahme. Diese kann auf Seiten des Zeitzeugen von Skepsis, Unsicherheiten und Ängsten ebenso begleitet sein, wie von Hoffnungen und Vorfreude. Spätestens im Zuge der Verabredung zu einem Interview und im Vorgespräch²⁶ gehört es zu den vordringlichsten Aufgaben des Oral Historians, eine emotionale Verbindung zum Zeitzeugen herzustellen, sich einfühlsam zu zeigen. Die Schaffung eines Vertrauensverhältnisses ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für den Erfolg eines Interviews. Ebenso muss das Interviewsetting vorab einvernehmlich verabredet worden sein. Der Ort der Interviewdurchführung beispielsweise hat erheblichen Einfluss auf das Gespräch. Finden Interviews beim Zeitzeugen zuhause statt, dann ist er gleichsam in die Rolle eines Gastgebers gerückt, das Projektmanagement liegt nicht mehr vollständig in den Händen des Oral Historian. Die Wohnung des Interviewten ist dessen Wagenburg und Wohlfühlzone, er agiert im vertrauten Umfeld. Hier befindet sich zunächst der Interviewer in der Rolle des Befragten und des Reagierenden, wenn er gefragt wird: „Sie nehmen doch noch ein Stück Torte?“ oder „Sie haben doch keine Angst vor Hunden?“. Zugleich aber kann der Interviewte Unsicherheit darüber empfinden, ob seine Wohnung überhaupt den Ansprüchen und Erfahrungen des Interviewers sowie den Anforderungen an die Projekttechnik genügt.

So nimmt der Interviewte – stillschweigend oder explizit – in vielerlei Hinsicht sehr genau Bezug auf den Interviewrahmen und auf die ihn interviewende Person, auf die biographischen und kulturellen Unterschiede zwischen ihnen beiden. Aus dem Interesse des Interviewers an der Lebensgeschichte und damit am Leben des

Zeitzeugen kann in umgekehrter Richtung auch eine Faszination des Interviewten für den Interviewer einhergehen, ausgehend von dessen Herkunft oder Alter beispielsweise, was bis hin zu einer Art Pseudo-Adoption führen kann. Hört man nicht immer wieder den verständnisvoll, in pädagogischer Absicht geäußerten Satz von Zeitzeugen zum jüngeren Interviewer: „Das können Sie ja nicht wissen!“? Dabei stellt es eine Herausforderung dar, die wirklich erlebte Geschichte vom historischen Fachwissen des Befragten abzugrenzen, wobei der Wahrheitsgehalt der Aussagen der Zeitzeugen im Gespräch nicht bestritten werden sollte.²⁷ Auch versuchen die Gesprächspartner gegenüber ihren Interviewern im Zweifelsfalle eher vorteilhaft dazustehen, als dass sie durch eine verpönte Einstellung auffallen.²⁸ Es ist an dem Oral Historian, in derartigen Situationen, wie überhaupt im Interview, einen Kampf um die Deutungshoheit zwischen Interviewer und Zeitzeuge, zwischen Akademiker und Befragtem zu vermeiden.²⁹ Die Zugehörigkeit des Interviewers zu einer bestimmten wissenschaftlichen Disziplin sorgt nicht nur für eine spezifische Einstellung des Interviewten, sondern wirkt sich auch auf die Inhalte und Schwerpunktsetzung der Erzählung aus. „Profession und Habitus des Interviewers [rahmen] schon das Interview, bevor das erste Wort überhaupt gefallen ist“.³⁰ Der Interviewte übersetzt für sich nicht nur die im Vorfeld mitgeteilten Erwartungen und den Forschungskontext des Oral Historian.³¹ Er beurteilt im Gespräch zudem en passant dessen verbale und nonverbale Reaktionen, fühlt sich ermuntert oder empfindet Unsicherheit darüber, den wissenschaftlichen Anforderungen an das Gespräch gerecht zu werden. Und es erzeugt geradezu Unmut und Frustration auf Seiten des Interviewten, wenn der Inter-

viewer seinen Erzählfaden unterbricht oder ein angeschnittenes Thema nicht aufgreift, weil es den Forschungskontext nicht angemessen berührt.³² Da die Erzählung über sich selbst die wichtige Funktion der Selbstvergewisserung erfüllt,³³ hat der Oral Historian im lebensgeschichtlichen Interview vermeintliche Abschweifungen vom ursprünglichen Kernthema hingegen nicht nur zuzulassen, sondern darauf gegebenenfalls auch spontan und erzählermunternd-stützend zu reagieren. Die Erwartungshaltung des Interviewers sollte sich nicht themenbeschneidend oder gesprächsregulierend auf den Interviewten auswirken.³⁴ Es liegt an dem Oral Historian, Raum für die „Relevanzsetzung der interviewten Person“ zu lassen,³⁵ sicherzustellen, dass die Interviewten ihr Symbol- und Relevanzsystem entfalten können.³⁶ Insofern bedingen sich Interviewkonstellation und Erinnerungsleistung gegenseitig, beeinflussen sich Rahmen und Inhalte des Gesprächs maßgeblich.

Zahlreiche unausgesprochene Faktoren begleiten und beeinflussen das Interview in der Wohnumgebung des Zeitzeugen, bis hin zur Ablenkung durch den häuslichen Alltag, die situative Einbeziehung oder Einmischung von Familienangehörigen oder Gesprächsunterbrechungen durch das Hinzuziehen von Unterlagen und Fotos aus Schränken und Nachbarräumen. Eine Interviewtranskription allein kann über all diese und weitere Umstände nur unzureichend aufklären. Der Oral Historian hat hingegen über seine zwischenmenschliche Beziehung zum Zeitzeugen, über Gesprächssondierungen und beiderseitige Erwartungshaltungen sowie über subjektive Relevanzstrukturen Auskunft zu erteilen, zeitnah ein Erinnerungsprotokoll anzulegen oder ein Projekttagbuch zu führen. Seine Kontextsensi-

tivität und die Breite des zu dokumentierenden Interviewrahmens sind nicht nur maßgeblich für die Nachvollziehbarkeit der Primäranalyse eines Oral History-Projektes. Sie werden auch zunehmend als Voraussetzung dafür angesehen, „eine wissenschaftlich redliche Sekundäranalyse zu ermöglichen“.³⁷

7. Metadaten und Sekundäranalyse

Unter Sekundäranalyse oder Reanalyse ist die abermalige wissenschaftliche Auswertung von Oral History-Interviews zu verstehen.³⁸ Oral History-Interviews in privatem Rahmen führt man zumeist für alltags- und sozialgeschichtliche Forschungsprojekte durch. Unterscheidet man üblicherweise drei Interviewarten, nämlich lebensgeschichtliche, themenzentrierte und Experten-Interviews, so sind in der Oral History lebensgeschichtlich narrative oder biographische Interviews zur gängigen Praxis geworden.³⁹ Aber es werden auch themenzentrierte Interviews geführt.⁴⁰ Diese nehmen im Gespräch nicht den Lebenslauf des Zeitzeugen in den Blick, der dann umso mehr durch den Oral Historian metadatengleich im Projektkontext dargelegt werden muss. Die Möglichkeit eines intersubjektiven Nachvollzugs der Forschungsergebnisse sollte intendiert und in der Projektdokumentation angelegt sein.⁴¹ Gleiches gilt für Experteninterviews oder auch für Interviews mit professionellen Zeitzeugen, die das Erzählen über ihre Vergangenheit mit einer gewissen Routine auch außerhalb eines sie stützenden Settings absolvieren, hier aber aufgrund ihrer medialen Präsenz und ihres außerwissenschaftlichen Einsatzes nicht im Fokus stehen sollen. Bereits 1978 empfahl Lutz Niethammer,⁴² bei Befragungen „regelmäßig einen lebensgeschichtlichen Ansatz [zu] wählen, weil dadurch sehr viel mehr analysierbares Material über die Herkunft, Ausbildung, Um-

gebung und die Einstellungen des Interviewten generiert werde". Dieses Material tritt im Gespräch zutage, wird von dem Interviewten eingebracht oder vom Interviewer evoziert. Ohne den Oral Historian entstünden keine Oral History-Quellen. Die Erinnerungen des Zeitzeugen und das Erkenntnisinteresse des Forschers generieren diese Quellen. Die doppelte Subjektivität der Zeitzeugeninterviews⁴³ stellt eine Herausforderung für die Auswertung wie auch für eine Sekundäranalyse dar.

Die Bandbreite der Oral History-Quellen reicht von selbst erhobenen Interviews, die der ursprüngliche Interviewer zeitnah ein zweites Mal unter neuer Fragestellung auswertet bis hin zur Wiederverwendung nicht selbst erhobener älterer Daten. Dabei ist anzuzweifeln, dass lebensgeschichtliche Interviews aufgrund ihrer offenen, erzählgenerierend wirkenden Form per se eine Sekundärnutzung in neuen oder anderen Zusammenhängen ermöglichen.⁴⁴ Notwendige Voraussetzung dafür ist vielmehr, dass gehaltvolle Kontextinformationen der ursprünglichen Projektdurchführenden zu den Interviews angelegt worden sind und ebenfalls zur Auswertung herangezogen werden können. Denn, wie dargestellt, handelt es sich bei Zeitzeugeninterviews um mediatorische Quellen.⁴⁵ Ohne Dokumentation und Kenntnisnahme der Mikro-, Para- und Metadaten einer Primärquelle ist eine Sekundäranalyse von Oral History-Quellen unmöglich durchführbar.⁴⁶ Die Sekundäranalyse bedarf zudem einer Audio History⁴⁷ respektive einer Video History, handelt es sich doch bei der Transkription von Medienaufzeichnungen bereits um eine Art Abschrift, die unter Berücksichtigung spezifischer Transkriptionsregeln Verbalisiertes und Non-Verbales, das sich zudem zumeist zeitgleich ereignete, in einen Fließtext überführt. Es ist wiederum Lutz Niethammer

gewesen, der nicht nur frühzeitig auf die Möglichkeiten der Zweitauswertung, zumindest der Überprüfung von Oral History-Quellen hingewiesen hat. Als Voraussetzung sah er dafür aber die Tonbandaufzeichnung des Interviews an.⁴⁸

8. Schutzfristen und Archivierung

Als technisch, psychologisch und methodisch fragil erweist sich bereits die Aufzeichnung von Zeitzeugengesprächen. Hieran wirken Zeitzeuge und Interviewer gemeinsam mit. Die wissenschaftliche Auswertung obliegt dem Oral Historian allein, aber die Form der Publikation seiner (Primär-)Analyse geschieht wiederum in Absprache, zumindest in Tuchfühlung mit dem Zeitzeugen. Auf Audio- und Videomitschnitte, aber insbesondere auf deren redaktionell wenig manipulierten Transkriptionen reagiert der Zeitzeuge dabei ganz unterschiedlich – von einvernehmlich-befürwortend bis konfrontativ-ablehnend. Eine Anonymisierung der Quelle gehört insofern regelmäßig zur Voraussetzung für deren Nutzung, ja, die Garantie, dass das Interview oder Passagen daraus nur unter Verzicht auf eine Namensnennung und die Identifizierbarkeit des Zeitzeugen weiterverwendet werden, ist Bedingung für die Einwilligung in ein Interview. Letztlich dient eine Anonymisierung aber auch dazu, dem Ruf der projektdurchführenden Einrichtung – Universität, Museum, Verein – nicht zu schaden.⁴⁹ Vereinbarungen über Datenschutz und Persönlichkeitsrechte, über Aufbewahrungsbedingungen und Nutzungsrechte gehören zum beschriebenen Kontext von Oral History-Projekten, die in der Verantwortung des Oral Historians liegen.⁵⁰ Zwar ging die Etablierung der Oral History zeitlich auch mit der Professionalisierung des Archivwesens einher. Doch trotz vieler quellensichernder Projekte fehlt es weiterhin,

auch in technologischer Hinsicht, an etablierten Oral History-Archiven zur dauerhaften Archivierung von Oral History-Quellen.⁵¹ Daher stellt die systematische Archivierung von Oral History-Quellen bislang ein Desiderat dar.⁵² Mit der Übergabe von Oral History-Quellen an ein Archiv greifen die üblichen archivgesetzlichen Schutzfristen von 30 oder gar 60 Jahren seit Entstehung der Unterlagen. Urheberrechtlich relevante Daten dürfen nur durch Zustimmung der Rechteinhaber verwendet werden. Erst 70 Jahre nach dem Tod des Urhebers sind Texte, Musik oder Bilder frei zu verwenden. Der Schutz bezieht sich nicht nur auf den Zeitzeugen und die im Interview namentlich erwähnten Menschen, sofern sie keine Personen des öffentlichen Lebens sind, sondern auch auf den Oral Historian im hier vorgestellten Sinne. Eine vorfristige Zweitverwertung von Oral History-Quellen kann nur in einvernehmlicher Absprache mit den ursprünglichen Projektbeteiligten oder durch eine nachträgliche Anonymisierung des Materials durch ein Archiv erfolgen. Eine vorgezogene Anonymisierung dieser Quellen ist keine Voraussetzung für deren Archivwürdigkeit und Archivierung, da die Fristen der Archivgesetze den Schutz der Privatsphäre gewährleisten. Dies scheint offenkundig nur die Bedingung von wissenschaftlichen Interviewprojekten zu sein, nicht aber von populären Zeitzeugenformaten.

9. Der Zeitzeuge als Medienfigur

Das letzte Fünftel des 20. Jahrhunderts erlebte den „Aufstieg des Zeitzeugen als Medienfigur“.⁵³ Stand der Zeitzeuge zunächst für eine demokratische Gegenerzählung von unten, die das Erleben von Verfolgung und Verstrickung konkret machte, so scheint sich dessen Rolle und Attraktivität „vom kritischen Herausforderer

der historischen Meistererzählung zu ihrem affirmativen Belegspender“ gewandelt zu haben.⁵⁴ Die verbesserten technischen Möglichkeiten der Video- und Filmaufzeichnung nutzten die „suggestive Kraft der Zeitzeugenschilderung“⁵⁵ und provozierten geradezu den medialen Missbrauch der Zeitzeugen, deren ursprünglich widersprüchlichen und langen Erzählungen für ebenso populäre wie vielkritisierte Fernsehformate zu „passenden Zitatenhäppchen zurechtgeschnitten“⁵⁶ und zu „zeit- und ortlosen Versatzstücken dokumentarischer Diktaturaufarbeitung montiert“ wurden.⁵⁷ Der kritische Impuls der subjektiven Überlieferung ging durch die neue affirmative Rolle des Zeitzeugen verloren. Das 21. Jahrhundert stand bislang im Zeichen des bevorstehenden „Todes des Zeitzeugen“, dessen Rolle sich dadurch reduzieren würde auf die des Anklägers oder Verteidigers von Ereignissen und Unfällen.⁵⁸ Doch sollte die Kritik am Zeitzeugen-TV und am Histotainment, an der „Hybrid-Geschichte“ und an der „Para-Historie“, die nicht nur Fakten und Fiktionen vermischen, sondern beim Publikum als authentische Geschichte verstanden werden,⁵⁹ nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und sich gegen den Zeitzeugen selbst richten, sondern gegen dessen Instrumentalisierung. Deutlich erkennbar ist doch, dass die Medialisierung von Zeitzeugenschaft wenig mit seriöser Geschichtswissenschaft zu tun hat, hingegen „weit hinter der methodischen Differenzierung zurück[bleibt], die in der Oral History entwickelt wurde“.⁶⁰ Merkmal wie Dilemma der Geschichtswissenschaft ist, dass sie nicht in einem elaborierten Fachjargon oder mit Formeln operiert, sondern wissenschaftliche Werke produziert, die über den engen akademischen Rahmen hinaus ein breites Publikum ansprechen wollen. Die Deutungs-

konkurrenz von Wissenschaft und Medien ist dabei notwendiges Kennzeichen ihrer jeweiligen gesellschaftlichen Verantwortung. Die Historisierung des Zeitzeugen und des wissenschaftlichen Umgangs mit ihm steht noch ebenso aus,⁶¹ wie die Historisierung und Archivierung der Oral History.

Seit der Transformation des Zeitzeugen in eine mediale Kunstfigur⁶² entstanden reine Interviewsammlungen, wie das „Visual History Archive“ oder das „Zeitzeugen-Portal“, ohne primären Forschungskontext. Insbesondere den Videoaufnahmen von Zeitzeugeninterviews eignet die Fähigkeit zur unmittelbaren Affizierung. Diese verleihe den Interviews eine besondere Kraft und mache sie für Film und Fernsehen attraktiv.⁶³ Angesichts des Verlustes von Zeitzeugen des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und insbesondere des Holocaust geht es bei den systematischen Interviewsammlungen um die spätere Verfügbarkeit der Aussagen, insbesondere aus der Kohorte der Survivor. Verstorbene Zeitzeugen verlieren ihren öffentlichen Kurswert in der Regel rasch, was ebenfalls zur Krise der Zeugenschaft beitrage.⁶⁴ Die Zweitverwertung von Zeitzeugeninterviews in wissenschaftlichen Zusammenhängen unterliegt neben den bereits erwähnten Kriterien auch der Herausforderung, dass bei ihr der Prozess der Datenerhebung und der Prozess der Auswertung getrennt sind.⁶⁵ Hinzu kommt, dass bei der Reanalyse durch Dritte eine gänzlich verschiedene Beziehung zwischen Interviewtem und Auswertendem besteht – in der Regel wird gar keine persönliche Beziehung, die stets Einfluss auf die Entstehung einer Oral History-Quelle hat, aufgebaut werden können. Bei der Sekundäranalyse geht in puncto Kontextwissen am meisten die Erfahrung in der Erhebungssituation der

Daten selbst verloren. Dazu zählen deren Stimmungen und Emotionen.⁶⁶ Auch gehört sie einer anderen Zeit an, als die der womöglich zeitnah zum Interview entstandene Primäranalyse. Man kann wohl sagen, es herrscht ein anderer Diskurs. Schließlich prägt die Gegenwartserfahrung die Konstitutionsleistung von Historikern maßgeblich, „während eine Reflexion der eigenen diskursiven Gebundenheit bekanntlich außerordentlich problematisch“ ist.⁶⁷ Gleichwohl setzt die Sekundäranalyse auch eine Berücksichtigung der zeitgeschichtlichen Dimensionen und Diskurse aus der Phase der Primärstudien voraus.⁶⁸ Der Oral Historian als Historiker seiner eigenen Epoche.

10. Ego-Histoire

Tritt der Historiker als Zeitzeuge und Autobiograf in Erscheinung, dann kaschieren nicht selten die von ihm in Anspruch genommenen Objektivitätsstandards die Homogenisierungsarbeit am eigenen Gedächtnis.⁶⁹ Gedächtnis und Erinnerung von Historikern unterliegen denselben Konstruktionsleistungen wie beim Zeitzeugen. Auch ihre Lebensgeschichte ist die Synthese individueller Erfahrungen, die in der Rückschau mit einem Sinnstiftungsprozess einhergehen.⁷⁰ Im Zuge einer Zeitgeschichte des Selbst⁷¹ stößt der Historiker mit dem eigenen Leben insofern auf eine – wie Lutz Niethammer ironisch konstatiert – hochkomplexe Geschichte.⁷² Auch die wissenschaftliche Unterspezies der Oral Historians agiert selbstreferenziell und wirkt an einer Meta-Oral History mit.⁷³ Dabei kann die Umkehrung der gewohnten Laborbedingungen für Oral History, wenn also der Interviewer zum Interviewten wird, nachweislich eine Rollenverwirrung auslösen.⁷⁴ Niethammer reflektiert seine Erfahrungen als Oral Historian in Anlehnung an das Vorbild intellektueller Autobiog-

graphien französischer Historiker selbstbewusster in Gestalt einer Ego-Histoire.⁷⁵ Seine Definition nimmt aber die Engführung auf eine arbeitsbiographische Selbstreflexion vor.⁷⁶ Ob Autobiographie oder Arbeitsbiographie – der Oral History ist die Ego-Histoire immanent. Denn durch den in emanzipatorischer Absicht vorgenommenen sozialgeschichtlichen Perspektivwechsel der Geschichtsschreibung begann man, sich „für uns selbst und für die Herkunft der eigenen Lebensbedingungen, Verhaltensweisen, Deutungsmuster und Handlungsmöglichkeiten zu interessieren“.⁷⁷ Im Zuge der Oral History ist der Historiker aus dem wissenschaftlichen Elfenbeinturm nicht nur in die Geschichtswerkstätten hinabgestiegen, sondern er hat sich, einer Feldforschung nicht unähnlich, zur direkten Kontaktaufnahme mit seinem Untersuchungsgegenstand entschlossen, das Gespräch, ja, die Konfrontation mit dem Zeitzeugen gesucht. Oral History als Lackmusktest der Zeitgeschichte.

11. Teilnehmende Beobachtung

Verschiedentlich wird das Desiderat einer ausgefeilten Methodenkunde der Oral History benannt und nicht selten ist es auch evident. Dabei ist es nicht immer weiterführend und ratsam, sich an den US-amerikanischen Altmeistern und Profis zu orientieren. Die Universität von Santa Barbara in Kalifornien empfiehlt den Oral Historians große Zurückhaltung im Projektverlauf, so, als hätte dies dann keine Auswirkung auf das Interviewergebnis: „The skilled practitioner must remain impartial, listen, and stay in the background. And yet he or she must also serve as a catalyst and direct the line of inquiry by asking questions that probe areas of interest, clarify ambiguous statements, and produce transitions for the reader. The final objective is not to interpret, but

to record factual evidence and, thereby, to create primary documents from which historians can reconstruct the past".⁷⁸ Typisch für die deutsche Oral History-Szene sind methodische und theoretische Annäherungen an dieses Fachgebiet über dessen Genese. Dabei kommt es vereinzelt zu Eingeständnissen, Oral History-Interviews fehlerhaft praktiziert zu haben. Niethammer sieht in den theoretischen Referenzen seiner Arbeiten immer wieder Anzeichen eines ungenierten Eklektizismus.⁷⁹ Die Durchführung von Oral History-Projekten bedarf neben aller Medienkompetenz auch der Erfahrung im Führen von lebensgeschichtlichen Interviews mit ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten. Annette Leo spricht in anerkennenswerter Offenheit von einem allmählichen Prozess des Erlernens eines angemessenen Oral History-Interviews. Sie habe sich in sehr vielen Interviews aus den verschiedenen methodischen Zugängen mein eigenes Konzept gebastelt.⁸⁰ Zentrales Element ist dabei die Beziehung des Oral Historian zu seinem Zeitzeugen. Lehnt man sich an die Methode der teilnehmenden Beobachtung in der sozialwissenschaftlichen Feldforschung an, so ist die Beziehung zum Zeitzeugen gekennzeichnet durch die persönliche Teilnahme des Oral Historian an den Interaktionen der Forschungsobjekte. Der Forscher laviert dabei zwischen teilnehmender Nähe und beobachtender Distanz.⁸¹ Ein neutraler Umgang mit Zeitzeugen ist kaum vorstellbar, denn die artikulierte Erinnerung ist eine soziale Praxis. Dem Volkskundler Utz Jeggle, der 1985 mit anderen Forschern aus Deutschland Interviews in Griechenland vergleichbar einer ethnographischen Feldforschung geführt hatte, war es bewusst gewesen, „daß alle Aussagen und Eindrücke durch mich und die begleitenden Kollegen ausgelöst und empfangen werden. Das hieß,

daß wir sehr genau die Situation des jeweiligen Interviews und der damit verbundenen Interaktionen zu analysieren hatten".⁸² In der intimeren Konstellation lebensgeschichtlicher Interviews im Rahmen von Oral History erfordere es ein gutes Interview geradezu, dass man sich ein wenig in den Interviewpartner verliebe.⁸³ Dies gilt nicht nur für das Erinnerungsgespräch selbst, sondern vollumfänglich für das gesamte Projekt von der Gesprächsanbahnung über die Publikation von Ergebnissen bis hin zu einer Nachsorge. Gleichwohl handelt es sich bei der Oral History um ein zeitlich befristetes Beziehungsangebot – ein Hinweis, den der Oral Historian aus Selbsterhaltungsgründen dem Zeitzeugen frühzeitig vermitteln sollte. Die durch ein oder mehrere Gespräche entstandene Nähe und Aufgeschlossenheit darf von Seiten des Oral Historian nicht unvermittelt beendet werden, insbesondere da Interviews eine Retraumatisierung erzeugen können. An dieser Stelle ist weniger die fachliche Unterstützung von Historikern gefragt, als vielmehr die von Psychotherapeuten oder Seelsorgern erforderlich. Von Psychologen stammt auch der Hinweis, dass die persönliche Betroffenheit und Beziehung zur Quelle den Ausgangspunkt der Analyse darstellen müsse: Denn Oral History-Projekten ist die Gefahr innewohnend, dass Empathie zur Affirmation oder auch zur Identifikation mutiert.⁸⁴ „Die Balance zu halten zwischen der Einfühlung, dem ‚Verlieben‘, und einer kritischen Distanz, einem beobachtenden Auge und Ohr, ist immer wieder eine Herausforderung".⁸⁵ Der Oral Historian hat dies im Projektverlauf nicht zu praktizieren, er muss vor allem anschließend ausführlich Auskunft darüber geben, um die Primäranalyse wissenschaftlich überprüfbar zu ge-

stalten und um eine Sekundäranalyse überhaupt zu ermöglichen.

12. Ego-Oral History

Es bietet sich an, über zeitgeschichtliche Forschungen, die auch unter Hinzuziehung von Oral History entstanden sind, im Modus einer Ego-Histoire zu schreiben. Möglicherweise wäre dies die wissenschaftlich redlichste Form der Darstellung.⁸⁶ Zugleich rührt sie an den wissenschaftlichen Grundfesten, gelten doch für die Wissenschaftssprache drei Verbote: Ein Wissenschaftler sagt nicht „Ich“, ein Wissenschaftler erzählt nicht, und ein Wissenschaftler benutzt keine Metaphern.⁸⁷ Genau diese Grenzen aber werden von der Oral History übertreten, insbesondere dann, wenn der Oral Historian Ego-Oral History betreibt. Zahlreichen Beiträgen zur Oral History-Forschung wohnt bereits genau diese Herangehensweise inne. So liefert der Oral History-Reader von 1998 Beispiele der Ich-Erzählperspektive von Oral Historians („When I was a little boy I lived in a little town ...“; „I’m talking now about a single interviewer ...“).⁸⁸ Erläutern Forscher die Methode der Oral History oder nähern sie sich ihr in theoretischer Absicht, so taucht der auktoriale Ich-Erzähler – in einer gleichsam gemischten Erzählperspektive aus Allwissenheit und Binnensicht – in ihren Darstellungen ebenso regelmäßig auf wie die Beschreibung konkret erfahrener Interviewsituationen. In herkömmlichen Geschichtswerken, auch in Studien zur Zeitgeschichte, erscheint der Autor hingegen höchstens im Vorwort und in der Danksagung in der Ich-Form.

In der Oral History ist der Historiker hingegen nicht nur Akteur im Prolog und im Epilog, sondern im Dialog mit seinen Zeitzeugen. Dabei kann der Oral Historian nicht

passiv oder neutral agieren. Dementsprechend darf er sich auch bei der Auswertung, historischen Einordnung und Publikation seiner Forschung nicht ins Off zurückziehen. Er muss hingegen über seine Mitwirkung am Zustandekommen des Oral History-Projektes und über seine zweite Hauptrolle beim gemeinsamen Verfertigen von Vergangenheit Zeugnis ablegen. Während der Zeitzeuge zur Auskunftsfähigkeit befähigt werden soll, ist der Oral Historian auskunftspflichtig – seinem Gesprächspartner, seinen Projektpartnern, seinem Publikum, der historischen Zunft sowie einer etwaigen Zweitauswertung gegenüber. Diese Ego-Oral History beinhaltet eine Selbstbeschreibung des Oral Historians, aber auch – durchaus gestützt auf seine Projektdokumentation – dessen niedergelegte Erinnerung an das Oral History-Projekt. Im Zentrum steht dabei die subjektive Wahrnehmung der gleichsam objektiv geschaffenen Interviewsituation. Dabei sollten jene Aspekte zum Ausdruck gebracht werden, die bei einer bloßen Schilderung des Interviewsettings vielfach unter den Tisch fielen – die Impulse Dritter, eigene Zweifel und Hochgefühle, etwaiges Scheitern sowie Unvollständiges und Nicht-Abgeschlossenes in seinem Verlauf,⁸⁹ auch Konflikte und Konkurrenzen innerhalb des Forscherteams, überhaupt das intellektuelle und wissenschaftliche Umfeld des Oral Historians, seine informellen Kontakte und die sich neu konstituierenden oder erweiternden Netzwerke, aber insbesondere die emotionale Seite der sich im Laufe eines Projektes in der Regel verändernden Beziehung zum Zeitzeugen. Diese subjektiven Darlegungen sind in Umfang und Tiefe kaum einzuhegen, stellen aber die Voraussetzung für intersubjektiv überprüfbare Primär- und Sekundäranalysen dar. Um abschließend noch einmal Lutz Niet-

hammer, den Geburtshelfer und Paten der deutschen Oral History, zum Weiterdenken heranzuziehen: Ihm zufolge besteht ein Gewebe von Beziehungen zwischen unseren Egos sowie zwischen denen und Dimensionen der äußeren Welt, wovon einige vom Verstand kontrolliert werden mögen, andere sich solcher Kontrolle aber entziehen.⁹⁰ Wir können uns der Vergangenheit in der Gegenwart nur annähern, aber Geschichte dabei kontinuierlich weiterdenken.

Anmerkungen:

¹ Vgl. Linde Apel: Oral History in Deutschland. Ein unvollständiger Überblick, in: *Archivar. Zeitschrift für Archivwesen* 2/2018, 149-151.

² Harald Welzer: Das gemeinsame Verfertigen von Vergangenheit im Gespräch, in: ders. (Hg.): *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, 160-178, hier: 170.

³ Vgl. Hartmut Günther/Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, 2 Halbbände. Berlin 1994-1996.

⁴ Vgl. Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis – Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 2007.

⁵ Dorothee Wierling: Oral History, in: M. Maurer (Hg.): *Aufriß der historischen Wissenschaften*, Band 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, 81-151, hier: 83f.

⁶ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): *Oral History*, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 9.

⁷ Lutz Niethammer (Hg.) unter Mitarbeit von W. Trapp: *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“*, Frankfurt/M. 1980, 7.

⁸ Vgl. Herwart Vorländer: „Mündliches Erfragen von Geschichte“, in: ders. (Hg.): *Oral History. Mündlich erfragte Geschichte*, Göttingen 1990, 7-28; Winfried Schulze (Hg.): *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie*, Göttingen 1994.

⁹ Axel Schildt: Avantgarde der Alltagsgeschichte. Der Schülerwettbewerb Deutsche Geschichte von den 1970er bis zu den 1990er Jahren, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, Göttingen 2015, 195-209, hier: 205.

¹⁰ K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn: *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*, in: ebd., 7-22, hier: 9f.

¹¹ L. Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, a.a.O., 10.

¹² Vgl. Roswitha Breckner: Von den Zeitzeugen zu den Biographen. Methoden der Erhebung und Auswertung lebensgeschichtlicher Interviews, in: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 1994, 199-222, hier: 199.

¹³ Markus Behmer: Quellen selbst erstellen. Grundzüge, Anwendungsfelder und Probleme von Oral History in der medien- und kommunikationsgeschichtlichen Forschung, in: K. Arnold/M. Behmer/B. Semrad (Hg.): Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch, Münster 2008, 343-361, hier: 353-355.

¹⁴ Harald Welzer: Vom Zeit- zum Zukunftszeugen. Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 33-48, 33.

¹⁵ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): Oral History, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 27.

¹⁶ Ulrike Jureit: Identitätsarbeit. Ein Kommentar zu biographischen Erinnerungen in (post)sozialistischen Gesellschaften, in: Julia Obertreis/Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende / Remembering after the Fall of Communism. Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften / Oral History and (Post-)Socialist Societies, Essen 2009, 85-90, hier: 86.

¹⁷ Julia Obertreis/Anke Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende / Remembering after the Fall of Communism. Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften / Oral History and (Post-)Socialist Societies, Essen 2009, 10-12.

¹⁸ U. Jureit: Identitätsarbeit, in: ebd., 85-90, hier: 87.

¹⁹ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): Oral History, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 25.

²⁰ D. Wierling: Oral History, in: M. Maurer (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaften, a.a.O., 81-151, hier: 97.

²¹ J. Obertreis/A. Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende, a.a.O., 28.

²² Lutz Niethammer/Alexander von Plato/Dorothee Wierling: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen, Berlin 1991.

²³ Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, 28.

²⁴ K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn: Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, in: dies. (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 7-22, hier: 20.

²⁵ Brigitte Halbmayr: Chancen und Probleme der Sekundäranalyse von ZeitzeugInneninterviews in der historischen Forschung, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 293-305, hier: 295.

²⁶ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): Oral History, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 28.

²⁷ Thomas Schürmann: Erinnerungen in Fragmenten. Erzählungen zur NS- und Nachkriegszeit in Interviews aus dem Archiv für westfälische Volkskunde, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 317-333, hier: 324, 328.

²⁸ Ebd., 328f.

²⁹ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): Oral History, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 15.

³⁰ Malte Thießen: Geschichte und Psychoanalyse revisited. Praxis und Potenziale interdisziplinärer Forschungen für die Oral History, in: K. Andersen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen 2015, 146-160, hier: 153.

³¹ Brigitte Halbmayr: Chancen und Probleme der Sekundäranalyse von ZeitzeugInneninterviews in der historischen Forschung, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 293-305, hier: 297.

³² Linde Apel: Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 243-254, hier: 249.

³³ Julia Obertreis: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: dies. (Hg.): Oral History, Stuttgart 2012, 7-28, hier: 24.

³⁴ Vgl. zum Enttypisierungsschock: Lutz Niethammer: „Fragen – Antworten – Fragen. Methodische Erfahrungen und Erwägungen zur Oral History“, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern (LUSIR, Band 3), Bonn 1985, 392-445.

³⁵ Sabine Beckmann: Möglichkeiten und Grenzen einer Sekundäranalyse qualitativer Daten. Reflexionen aus der qualitativen Sozialforschung, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 307-315, hier: 312.

³⁶ Brigitte Halbmayr: Chancen und Probleme der Sekundäranalyse von ZeitzeugInneninterviews in der historischen Forschung, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 293-305, hier: 295.

³⁷ Ebd.

³⁸ Vgl. Matthias Frese/Julia Paulus: Zeitzeugenschaft und mündliche Erinnerung. Zur Sekundäranalyse von Oral-History-Interviews – Einführung und Fragestellungen, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 237-242.

³⁹ Vgl. D. Wierling: Oral History, in: M. Maurer (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaften, a.a.O., 81-151, hier: 110f.

⁴⁰ J. Obertreis/A. Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende, a.a.O., 10.

⁴¹ S. Beckmann: Möglichkeiten und Grenzen einer Sekundäranalyse qualitativer Daten, a.a.O., 314.

⁴² Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, 142.

⁴³ Vgl. Philipp Koch: Biografische Zeitzeugeninterviews – authentisches Erfahrungskapital oder wertloses Geschichtskonstrukt? Chancen und Risiken historischer Forschung im Tonarchiv des Mindener Museums, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 269-281, hier: 278; D. Wierling: Oral

History, in: M. Maurer (Hg.): Aufriß der historischen Wissenschaften, a.a.O., 81-151, hier: 128f.

⁴⁴ Dagmar Kift/Olaf Schmidt-Rutsch: Tonband – Vitrine – Digitalisat. Das Erinnerungsarchiv des LWL-Industriemuseums, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 283-292, hier: 284.

⁴⁵ May Blossom Broda zit.n. P. Koch: Biografische Zeitzeugeninterviews, a.a.O., 270.

⁴⁶ Vgl. Brigitte Halbmayr: Chancen und Probleme der Sekundäranalyse von ZeitzeugInneninterviews in der historischen Forschung, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 293-305, hier: 305.

⁴⁷ P. Koch: Biografische Zeitzeugeninterviews, a.a.O., 278.

⁴⁸ L. Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, a.a.O., 8.

⁴⁹ T. Schürmann: Erinnerungen in Fragmenten, a.a.O., 319.

⁵⁰ D. Kift/O. Schmidt-Rutsch: Tonband – Vitrine – Digitalisat, a.a.O., 291.

⁵¹ Vgl. K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn: Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, in: dies. (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 7-22, hier: 15.

⁵² Vgl. Matthias Frese/Julia Paulus: „Zeitzeugenschaft und mündliche Erinnerung“. Die Sicherung von Oral-History-Quellen als originäre Aufgabe von Kommunalarchiven, in: Archivpflege in Westfalen-Lippe 84/2016, 45-46.

⁵³ Christoph Classen: Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 300-319, hier: 319.

⁵⁴ Martin Sabrow: Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart, Göttingen 2014, 206, 208.

⁵⁵ Martin Sabrow: Der Zeitzeuge als Wanderer zwischen zwei Welten, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 13-32, hier: 13.

⁵⁶ K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn: Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, in: dies. (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 7-22, hier: 13.

⁵⁷ Martin Sabrow: Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart, Göttingen 2014, 207.

⁵⁸ Christoph Classen: Der Zeitzeuge als Artefakt der Medienkonsumgesellschaft. Zum Verhältnis von Medialisierung und Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 300-319, hier: 300.

⁵⁹ Rainer Gries: Vom historischen Zeugen zum professionellen Darsteller. Probleme einer Medienfigur im Übergang, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 49-70, hier: 51ff., 57f.

⁶⁰ K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn: Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute, in: dies. (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 7-22, hier: 14.

⁶¹ Sybille Steinbacher: Zeitzeugenschaft und die Etablierung der Zeitgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 145-156, hier: 145.

⁶² Linde Apel: Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 243-254, 245.

⁶³ Judith Keilbach: Mikrofon, Videotape, Datenbank. Überlegungen zu einer Mediengeschichte der Zeitzeugen, in: Martin Sabrow/Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, 281-299, hier: 298f.

⁶⁴ Baer, zit.n. Martin Sabrow: Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart, Göttingen 2014, 209.

⁶⁵ S. Beckmann: Möglichkeiten und Grenzen einer Sekundäranalyse qualitativer Daten, a.a.O., 309.

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Tagungsbericht: Die Historisierung der Gegenwart, in: H-Soz-Kult, 22.4.2001 www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-33, 3.

⁶⁸ S. Beckmann: Möglichkeiten und Grenzen einer Sekundäranalyse qualitativer Daten, a.a.O., 315.

⁶⁹ Martin Sabrow: Zeitgeschichte schreiben. Von der Verständigung über die Vergangenheit in der Gegenwart, Göttingen 2014, 130. Vgl. ebd., 106ff., 126.

⁷⁰ Ulrike Jureit: Identitätsarbeit. Ein Kommentar zu biographischen Erinnerungen in (post)sozialistischen Gesellschaften, in: J. Obertreis/A. Stephan (Hg.): Erinnerungen nach der Wende, a.a.O., 85-90, hier: 86.

⁷¹ Pacal Eitler/Jens Elberfeld (Hg.): Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung, Bielefeld 2015, 7-30.

⁷² Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, 107.

⁷³ Oral History in der deutschen Zeitgeschichte. Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Sende und Paul Nolte, in: Geschichte und Gesellschaft 43/2017, 110-145; Dorothee Wierling: Fünfundzwanzig Jahre: Oral History, in: WerkstattGeschichte 75/2017, 83-88.

⁷⁴ Annette Leo: „Erzählen Sie uns bitte Ihre Lebensgeschichte ...“ Rollenverwirrung oder wie es ist, wenn erfahrene InterviewerInnen interviewt werden, in: F. Maubach/A. Leo (Hg.): Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Göttingen 2013, 273-290, hier: 273ff.

⁷⁵ Vgl. Pierre Nora (Hg.): Essais d'ego-histoire, Paris 1987; Luisa Passerini/Alexander C. T. Geppert: Historians in Flux: The Concept, Task and Challenge of Ego-histoire, in: *historein* 3/2001, 7-18.

⁷⁶ Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, VII, 108.

⁷⁷ L. Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, a.a.O., 9.

⁷⁸ The Art of the Oral Historian, <https://www.library.ucsb.edu/special-collections/oral-history/oralhlec> (Abruf: 20.5.2020).

⁷⁹ Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, 115, auch 114. – Vgl. zur Methodenaneignung: Jens Murken: Mehr als das gesprochene Wort. Zur Methode der Oral History, in: Archivar. Zeitschrift für Archivwesen 2/2018, 146-148.

⁸⁰ Annette Leo: Oral History in der DDR. Eine sehr persönliche Rückschau, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 130-143, hier: 130, 142.

⁸¹ C. Lüders: Teilnehmende Beobachtung, in: R. Bohnsack/W. Marotzki/M. Meuser (Hg.): Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung, Op-laden 2003, 151-153.

⁸² Utz Jeggle: „Bei den Deutschen weiß man, wo man dran ist.“ Feldforschungsprobleme bei einer Untersuchung ehemaliger griechischer Fremdarbeiter im Lauchertal, in: L. Niethammer/A. von Plato (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930-1960. Bd. 3: „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“, Bonn/Berlin 1985, 369-391, hier: 372f.

⁸³ So Wierling nach Annette Leo: Oral History in der DDR. Eine sehr persönliche Rückschau, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., S. 130-143, hier: 142.

⁸⁴ Malte Thießen: Geschichte und Psychoanalyse revisited. Praxis und Potenziale interdisziplinärer Forschungen für die Oral History, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., 146-160, hier: 149.

⁸⁵ Annette Leo: Oral History in der DDR. Eine sehr persönliche Rückschau, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., S. 130-143, hier: 142.

⁸⁶ Vgl. Linde Apel: Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: Westfälische Forschungen 65/2015, 243-254, hier: 244 Anm. 6; ebd., 248.

⁸⁷ Vgl. H. Weinrich: Formen der Wissenschaftssprache, in: Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Hg.): Jahrbuch 1988, Berlin 1989, 119-158.

⁸⁸ R. Perks/A. Thomson (Hg.): The Oral History Reader, London/New York 1998, 9, 107.

⁸⁹ Vgl. Annette Leo: Oral History in der DDR. Eine sehr persönliche Rückschau, in: K. Andresen/L. Apel/K. Heinsohn (Hg.): Es gilt das gesprochene Wort, a.a.O., S. 130-143, hier: 141.

⁹⁰ Lutz Niethammer: Ego-Histoire. Und andere Erinnerungs-Versuche. Wien 2002, 107.

Veröffentlichungsnachweis

Zugänge zum Themenfeld (*Erstveröffentlichung*)

Historische Bildungsarbeit – Öffentlichkeitsarbeit. Eine theoretische Annäherung, in: Der Archivar. Mitteilungsblatt für deutsches Archivwesen 2/2007, 131-135.

Herausforderungen der archivischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit, in: Auf den Spuren kirchlicher Zeitgeschichte. Festschrift für Helmut Geck zum 75. Geburtstag (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen; 5), Berlin 2010, 87-95.

Mit Schülerinnen und Schülern auf Spurensuche – Archivische Vorbereitung und Begleitung von Geschichtswettbewerben, in: Aus evangelischen Archiven 53/2013, 155-171.

Scheitern als Chance – Lehren aus missglückter archivischer Bildungsarbeit, in: Aus evangelischen Archiven 53/2013, 43-55.

Ask not what your archive can do for you – ask what you can do for your archive! Die Beteiligung von Studierenden an den Kernaufgaben kleinerer Archive, in: Archiv-Nachrichten Niedersachsen 6/2002, 104-116.

Zu Gast bei Freunden! Der Tag der Archive unter Dienstleistungsgesichtspunkten. Vortrag auf der Weiterbildung für Thüringer Archivare an staatlichen und nichtstaatlichen Archiven, 12. April 2006, Eisenach (*Erstveröffentlichung*)

Vorschulkinderprogramm zum Tag der Archive, in: Archivmitteilungen 16/2006, 20-28.

Hilfe bei der Archivgutrettung in Köln, in: Archivmitteilungen 19/2009, 61-65.

Archivpädagogik und Soziale Netzwerke, in: Archivmitteilungen 21/2012, 22-29.

Erinnerungskultur und Biographie. Zur kommunikativen Praxis der Geschichte, in: Aus evangelischen Archiven 43/2003, 37-54.

Hans Ehrenberg (1883-1958) als Namenspatron einer Schule (*Erstveröffentlichung*)

Mehr als das gesprochene Wort. – Zur Methode der Oral History, in: Archivar 2/2018, 144-146.

Ego-Oral History. Zur Rolle der Oral Historians in zeitgeschichtlichen Erinnerungsprojekten, in: Medien & Altern. Zeitschrift für Theorie und Praxis, Heft 13, November 2018, 8-25.

Zum Verfasser

Dr. phil. Jens Murken aus Bielefeld ist Historiker und Diplom-Archivar (FH). Als Leiter des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen (2007-2014) sowie als Lehrbeauftragter an den Universitäten Münster, Bremen und Bielefeld konnte er Methoden der Archivpädagogik und der Historischen Bildungsarbeit zusammen mit Kindern, Schülern und Studierenden im Rahmen verschiedener Projektarbeiten erkunden.

Abbildungsnachweis

Titelbild: Nina und Lasse, 2016 (eig. Bild)
87: Projektmanagement, 2013 (eig. Bild)
134: Plakat TAG DER ARCHIVE 2006, Vorlage: VdA
139: Benutzerantrag, 2006 (eig. Bild)
140f.: Archiverkundungen, 2006 (Claudia Brack)
145: Im Erstversorgungszentrum Köln, 2009 (eig. Bild)
155: Grunddaten Jugend und Medien 2020, BR-online
212: Ehrenberg-Ausstellung, 2008 (eig. Bild)
214: Generationengespräch, 2012 (eig. Bild)
219: Oral History-Gespräch, 2018 (eig. Bild)
Buchdeckel hinten: Porträt, 2018 (Anna Warkentin)

Hinweis

Wenn in diesem Buch aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum verwendet wird, dann werden weibliche und anderweitige Geschlechteridentitäten dabei ausdrücklich mitgemeint, soweit es für die Aussage erforderlich ist.